UC-NRLF
$B 316 902

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Neuestes

Gemälde von Amerika.

Von

Gottlieb August Wimmer.

Dritter Theil.

Wien, in Kommission bei Anton Doll.
1832.

Druck und Verlag
von
A. Strauß's sel Witwe

E27
W5
v.3

Mexico.

Wenn ein Land auf Erden geeignet ist, von der Größe und Fülle der Natur einen großen Begriff zu geben, ein glückliches Volk mit Freude und Überfluß zu segnen, und selbst von den Bewohnern der Himmel beneidet zu werden, so sind es Amerika's südliche Staaten, und Mexico nimmt darunter den ersten Platz ein. Man darf sich nicht wundern, wenn Spanien sich so schwer entschließt, diesen Paradiesen zu entsagen; es weiß, was es verliert. Wenn Spanien unter einer guten Regierung das Paradies Europa's werden könnte, und das schönste, reichste und herrlichste Land unsers Erdtheils mit Recht genannt wird; so müssen wir gestehen, daß die spanischen Besitzungen in Amerika, wie sie vor der französischen Revolution und zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung der angloamerikanischen bestanden, der schönste Theil der Erde sind. Nie hatte die Vorsehung unter einen Zepter, so weit die Geschichte reicht, so viele, so ausgedehnte und so prächtige Länder vereinigt, als unter den Zepter Spaniens vereinigt waren. Die schönsten Provinzen von vier Welttheilen horchten auf den Odem deß, der auf dem Sammtpolster zu Madrid saß. Auch diese gewaltige Monarchie, der der Römer an Ausdehnung und Werth weit überlegen, nur schlechter regiert, ist für immer zerfallen. Es erklärt sich der Schmerz über den Verlust in Amerika, wenn wir ihn genauer in die Augen fassen. Diese Provinzen nehmen nicht weniger als den ungeheuren Landstrich ein, der sich von 37° 48′ nördl. Br. bis 41° 43′ südl. Br. ausbreitet und die Länge des russischen Reiches in seiner ganzen Ausdehnung übertrifft, ohne die rauhe Inhabilität desselben auch nur zu ahnen. Der südlichste Punkt des spanischen Amerika ist das Fort Maullin, der nördlichste die Mission S. Francisco, zwischen welchen 1200 geographische Seemeilen liegen. Die Ansprüche der spanischen Krone gingen indessen über beide Forts auch weiter gegen die Pole hin. Die sämtlichen Besitzungen des spanischen Amerika betrugen nicht weniger als dreimal hundert vier und siebzig tausend Quadratmeilen, 20 auf einen Grad. Die Ansprüche gegen Norden und Süden konnten durch eine tüchtige Regierung im Falle der Noth auch mit Erfolg geltend gemacht

werden. Neun Statthalterschaften, unter dem Titel Vizekönigreiche und Generalkapitanate, von denen jedes das größte Reich in Europa weit übertraf, hatten diese Ländermasse unter sich getheilt. Fünf dieser Statthalterschaften liegen in der heißen Zone, vier in den schönsten Theilen der gemäßigten Zone. Diese sind gesund, fruchtbar, reich. Aber auch die Länder der heißen Zone sind größtentheils gemäßigt, und gleichen keineswegs Afrika an Dürre, oder Indien an Pesthauch. Spanien besaß ein Dutzend der schönsten und herrlichsten Königreiche der Erde.

Unter allen Königreichen Amerika's zeichnet sich jedoch Mexico, oder wie es auch genannt wurde, Neuspanien aus. Nicht nur war es die für den Handel vortheilhafte Lage, der unendliche Metallreichthum des Bodens und die Schönheit des gesunden Landes selbst; sondern es war auch der Kulturzustand, die ansehnliche Bevölkerung und innere Kraft des Landes, welche dasselbe an die Spitze des spanischen Amerika stellte. Auch erfreute sich dieses Land von jeher einer besondern Vorliebe des spanischen Hofes. Die neuern Ereignisse haben den Namen Neuspanien verschwinden lassen, wogegen Mexico an die Stelle getreten ist.

Unter dem Namen Mexico (Mechico, Mejico) versteht man im Allgemeinen alle spanischen Länder, von der Honduras-bai bis zum 37° nördl. Breite. Im engern Sinne gehörte dieser Name eigentlich nur der Hauptstadt mit ihrem Gebiete an. Die Benennung selbst ist indischen Ursprungs und soll „Wohnung des Kriegsgottes" bezeichnen; indessen scheint es, als ob dieser Name von dem Tempel der Hauptstadt, auf diese und sodann auf das ganze Land übergegangen wäre, indem es gewiß ist: daß die Stadt selbst zur Zeit der Eroberung Temochtitlan hieß. Der geographischen Lage nach dehnt sich der jetzt freie Bundesstaat Mexico von 15° 53′ bis 42° nördl. Br. und 253° 10′ 30″ bis 289° 57′ östl. Länge von Ferro aus. Im Norden ist es das Cap Blanc, von dem aus sich an der Grenze der vereinigten Staaten von Nordamerika eine gerade Grenzlinie bis zu den Zuflüssen des Missuri in den Kontinent hinzieht. Die Westgrenze bildet das stille Meer, das sich laut an den steilen Küsten bricht; in Süden hat die Republik Mittelamerika und zwar die Provinz Chiapa, welche nebst dem Meerbusen von Mexico die Grenze bildet. Im Osten ist die Grenze schwieriger zu bestimmen, da die vereinigten Staaten von Nordamerika sich gerne, auf Unkosten Mexico's, so weit als möglich gegen Westen ausdehnen möchten. Indessen hat Me-

xico alle Anerbietungen wegen des Kaufs oder der Abtretung der Provinz Texas standhaft abgelehnt; so daß die Provinzen Luisiana, Arkansas und Missuri, die Ostgrenze Mexico's bilden. Das Areal beträgt beyläufig 72000 geogr. Geviertmeilen. Wir müssen daher diesen ungeheuren Strich mit seinen 8 Millionen Einw. etwas näher ins Auge fassen.

Man verzeihe uns den etwas barocken Vergleich, aber der Anblick führt unwillkürlich darauf hin: die Republik Mexico, als Landesgestalt betrachtet, gleicht einer tüchtigen Hammelskeule, der sie auch in mehr als einer Hinsicht ähnlich ist. Übrigens sieht man, daß sie von einem kolossalen Thiere genommen ist. Ungefähr zwei Drittel dieses ungeheuren Landes von 90000 Seequadratmeilen zu 20 auf einen Grad (oben war von 72000 zu 15 auf einen Grad die Rede, denn die Wissenschaft würde auch gar zu populär, wenn man einerlei Begriffe zu ihrer Konstruktion gebrauchte), fallen in die heiße Zone; ein Drittel von ungefähr 30000 in die gemäßigte. Indessen hängen aber das Klima und die Erzeugnisse eines Landes nicht von der geographischen Lage allein ab, sondern auch von der absoluten Erhöhung über die Meeresfläche. Dieser zufolge gehört Mexico nur zwei Zehntheilen seiner Ausdehnung nach, der heißen Zone an, da von den 50000 Quadratmeilen, die unter den Tropen liegen, drei Fünftheile eines gemäßigten, zum Theil sogar kalten Klima genießen.

Die Konfiguration oder die Bildungsgestalt dieses mächtigen Reiches, zeigt das einzige bis jetzt bekannte Phänomen eines gewaltigen Bergrücken, der nicht etwa ein Plateau im gewöhnlichen Sinne genannt werden kann; sondern vielmehr einem gewaltigen gewölbten Dome gleicht, den in der Urzeit vulkanische Kräfte über sich als ein ewiges Monument ihrer Gewalt gewölbt haben, eine Sophienkirche des Erdballs. Diese gewaltige Domkuppel umfaßt nicht weniger als die ganze Republik Mexico, besonders die Länder, welche unter dem alten Namen Anahuac und Mechocan begriffen werden, nebst den Provinzen Durango und Zaccatecas. Es ist dieses im eigentlichen Sinne eine hohe ununterbrochene Bergkuppel, welche den eigentlichen Boden der Republik bildet. Auf dieser Kuppel erheben sich wie Thürme um einen Dom die Reihen von Berggestalten und Vulkanen, die das Land zu einem Berglande machen, und ohne welche man sich auf diesen großen Hochebenen gar nicht beikommen ließe, daß man sich auf einer absoluten Höhe von 8000 Fuß befinde. Diese Berggestalt füllt die ganze Breite der Keule zwischen bei-

den Ozeanen aus, und erst da, wo das Land sich gegen die Provincias internas ausdehnt, dacht sie sich gegen die vereinigten Staaten nach Norden und Westen ab, nicht ohne gewaltige Bergäste durch die ganze Westhälfte Nordamerika's auszusenden. Die vergleichende Geographie vermuthet wol im Innern Asiens ähnliche Bergkuppen und glaubt auch in Südafrika eine solche zu erkennen, ohne sie jedoch nachweisen zu können. Von allem jedoch was wir Bergland nennen, ist der Bergrücken Mexico's verschieden. In Tirol und der Schweiz erblicken wir zwar Hochland, aber die tiefen Thäler, welche die schneebedeckten Berge scheiden, senken sich bis beinahe zur Meeresfläche ein. Dasselbe ist in Südamerika der Fall, wo zwar Plateaus vorkommen, nichts desto weniger aber die Andeskette überall zerrissen ist und in mitunter schauerliche Thäler abstürzt. Die Hochebenen von Bogota, Quito und los Pastos sind mehr ungeheure Ambas, wie man sie in Abyssinien findet, und ihrer Ausdehnung nach keineswegs mit der Hochebene von Mexico vergleichbar, als welche hier die Unterlage der Gebirge selbst bildet, und der gewaltigste Bergrücken ist, den wir auf Erden kennen. Dieser Rücken bildet hier selbst die Ebenen und bestimmt durch seine Ausdehnung die Richtung der Bergketten, die sich auf dieser Unterlage fortthürmen. Zweitausend bis 2500 Toisen absolut hohe Bergkuppeln erheben sich in Mexico theils zerstreut, theils in Reihen geordnet, deren Richtung mitunter von der Bergkuppe selbst unabhängig erscheint. Wenn daher die tiefen Thäler und das zerrissene Land südlich des Gleichers, z. B. in Peru und Neu-Granada, nicht anders zu reisen gestattet als zu Fuß, zu Maul oder auf dem Rücken der Indianer, so fährt man dagegen auf dem Plateau von Mexico bequem im Wagen, von Mexico bis Sta. Fé über 300 Meilen, ohne daß zur Bereitung der Fahrstraßen höhere Kunst, als in jedem andern Ebenlande erforderlich wäre. Die Kunst hingegen kann ungehindert durch das ganze Gebiet der Republik mit wenig Ausnahme Straßen bereiten. Nur wenige Thäler durchschneiden die Ebenen Mexico's, und diese sind so sanft abgedacht, so gleichförmig, daß 90 Meilen nördlich von Mexico die Erhöhung des Landes über das Meer noch immer tausend Toisen beträgt. Die Stadt Durango liegt nach Humboldts Messungen noch über 1000 Toisen über dem Meerspiegel, und erst weit im Norden Neu-Mexico's soll sich der Bergdom jäh hinabkrümmen und gegen die Tiefe abfallen.

Die Thäler dieses schönen Hochlandes werden daher auch als

besonders reizende Mulden geschildert, die mehr zusammenhängende und durch schöngewölbte Schwellen geschiedene Bergflächen sind, welche im Zusammenhange ein wahres Flachland bilden. Solche reizende Thäler öffnen sich um Mexico herum vier, unter denen das liebliche Thal von Temochtitlan berühmt genug ist; das Thal von Toluca wird überall als eine Ebene aufgeführt, die Thäler von Actopan und Istla sind nicht weniger weit und sanft vertieft. Man denke sich aber das Zauberische dieses Landes! die vier Thäler, welche wir so eben angeführt haben, sind Toluca 1340, Temochtitlan 1168, Actopan 1009, Istla 504 Toisen über dem Meere erhaben. Zu jedem steht dem Mexicoer ein leichter Zugang durch Straßen und Kanäle offen; jedes dieser Thäler gewährt sanfte und liebliche Umrisse, aber auch jedes prangt vermöge seiner Erhöhung über den Ozean in einem andern Gewande der Natur und Industrie. Die Pflanzendecken sind eben so verschieden, wie die Erzeugnisse des Ackerbaues. Zuckerrohr, Baumwolle, Getreidearten und Agave sind die verschiedenen Kulturzweige, die hier hauptsächlich die verschiedenen Klimate dieser Thäler charakterisiren. Gegen die Küsten des Golfes von Mexico, wie gegen den Nachbarstaat von Centroamerika, stürzt das Land steil ab, und ist mehr für Maulthiere als Frachtwagen geschickt zu durchwandern. Noch steiler sind die Abstürze gegen den großen Ozean, wo die Küsten Mexico's den steilen Abfall in demselben mit den Westküsten ganz Amerika's in vorzüglichem Grade theilen. Aus der Bodengestaltung entspringen für Mexico nicht geringe Vortheile, von denen wir hier vorläufig nur drei anführen wollen. Erstens die durchgängige Gesundheit der Republik in klimatischer Hinsicht, da nur die Küstensäume dem gelben Fieber und dem schwarzen Erbrechen den Zugang gestatten, die übrigens den Eingebornen selten und nur den Europäern immer gefährlich sind. Zweitens die Leichtigkeit des innern Verkehrs. Die hohen Flachthäler und die sanft gewölbten Berge gestatten durch die ganze Ausdehnung dieses ungeheuren Staates die Anlage von bequemen Straßen, Eisenbahnen, und des Wasserreichthums wegen auch von Kanälen zur innern Verbindung und zum Produktenverkehr. Der Verkehr mit der langen und ausgedehnten Meerküste ist zwar etwas erschwert, aber doch auf hinlänglich zahlreichen Punkten in beiden Ozeanen leicht möglich; und aus der erschwerten Kommunikation mit dem Meere, das selbst mithilft das Landen zu erschweren, folgt ein dritter unschätzbarer Vortheil: Mexico kann nur durch innern Verrath, niemals

aber durch einen auswärtigen Feind erobert werden. Alle Flotten Europa's würden an diesen Gestaden eben so zu Schanden werden, wie die letzte Expedition der Spanier, die sich doch in Cuba akklimatisirt hatte. Vom stillen Meere aus ist ein Vordringen auf das Hochland undenkbar, so lange noch ein Mexicaner seine Arme gebrauchen oder eine Kanone laden kann; aber auch aus dem Meerbusen von Mexico oder von den vereinigten Staaten her ist ein schnelles Vordringen auf die Hochländer unmöglich, und das gifthauchende Tiefland verzehrt die zahlreichste Armee in wenig Wochen, ohne daß die Mexicaner etwas anders zu thun haben, als die Pässe zu bewachen und dem Untergange ihrer Feinde von der Höhe aus zuzusehen. Auch Cortez würde trotz seiner Kanonen und der Tapferkeit seiner wohlbewaffneten Spanier in Mexico unterlegen sein, wäre ihm nicht der Verrath der Tlascalaner und der Küstenstaaten, die Montezuma's Joch satt hatten, zu Hülfe gekommen.

Mexico ist also als eine gewaltige Wölbung zu betrachten, die sich unmittelbar bei der Bildung des Planeten selbst emporbauchte; fast möchte man versucht werden es für einen hereingefallenen Trabanten zu betrachten, wäre nicht die Verbindung mit dem ganzen Kontinente so innig. Eine Menge Quellen und Alpenseen bewässern das Land; daß der letztern noch bei weitem mehr waren als jetzt, zeigt die Gestalt des Landes, in der sich die Ebenthäler, wie ich diese trocken gelegten Seen nennen möchte, über einander terrassiren. Noch immer ist die Konfiguration nicht genau bekannt, einige oft besuchte und von dem Geiste Humboldts aufgefaßte Verbindungslinien mit dem großen und Antillenmeere kennen wir aber. So steigt man zum stillen Meere auf vier Terrassen hinab und diese sind in ziemlich regelmäßiger Reihenfolge vertheilt, so daß die der Küste am nächsten gelegene Thalebene auch die tiefste ist. So steigt man von Mexico zuvörderst nach dem reizenden Thale von Temochtitlan, aus diesem kommt man in das Ebenthal von Istla und so der Reihe nach in die schönen Thäler von Mescala, Papagello und Peregrina. Es sind offenbar ausgetrocknete Becken von Landseen, aber ihre Erhöhung über einander sinkt von 1500 allmälig bis 82 Toisen absolute Höhe hinab. Die tiefern Thäler sind enger, als die höher gelegenen, die Verbindungsstufen aber sanft gewölbt und ziemlich regelmäßig abnehmend. Übrigens ist der Weg von Mexico nach Acapulco, dem Hafen für Asien und den stillen Ozean, steil und bergig, so daß man jede Stunde während der 43 Meilen, in einem bald heißen bald kal-

ten Klima weilt, ohne jedoch, daß eine Straße unmöglich würde. Ganz anders ist die Straße nach Veracruz beschaffen, welches den Hafen für den mexicanischen Busen und Europa bildet. Von der Strecke von 51 Meilen legt man 34 auf sehr bequemem Pfade zurück, während der übrige Theil des Weges auf einem sehr steilen Bergabhange hinabeilt. Trotz dem, daß in der letzten Zeit der spanischen Herrschaft eine Chaussee angelegt wurde, ist der Weg an vielen Stellen unfahrbar und nur für eigens dazu eingerichtete, mit Mäulern bespannte Wagen brauchbar. Aus dem schönen Thale von Mexico gelangt man nach und nach durch Puebla nach Jalappa, wo das Thermometer im Februar 5° unter o sinkt und befindet sich nach zwei Tagen in Veracruz, wo in derselben Zeit das Thermometer 19° über o steht. Gegen die Landenge und in dieselbe hinein verzieht sich das Plateau von Mexico als langer Bergrücken, der sich nach Yukatan hinüberkrümmt, als bedeutende Gräte nach Südamerika hinübergreift und sich an die Anti dieses Kontinents anschließt. Wir glauben daher bei Vergleichung des Territoriums von Mexico mit einer Hammelkeule, oder mit einem Westphälingerschinken keinen Fehlgriff gethan zu haben. Es ist ein einziger gewaltiger Dom mit Thürmen besetzt; ein einziger größter Berg der Erde voll Zacken, das Zaubergewölbe der Berggeister, ihre Schatzkammer enthaltend.

Wenn von den Bergen des westlichen Amerika die Rede ist, so versteht man darunter allezeit die Andes, oder besser die Antis-Cordilleren. Diese gewaltigste und längste Bergkette der Erde zieht sich vom Südpole, bis zu welchem sie unterseeisch fortsetzt, durch ganz Südamerika hin, bis auf die Landenge welche die Zwillingkontinente verbindet. Auf der Landenge, von Darien, wo ein kommendes Geschlecht, das lieber handelt als plaudert und demonstrirt, einst dem Welthandel der Erde ein neues Thor öffnen wird, senken sich diese im folgenden Bande zu beschreibenden Berge, tief hinab. Römer hätten sie schon lange durchgraben, Chinaer auch. Im Staate Guatemala erheben sich die Berge abermal und schlingen sich mit einem hohen Kamme, eine gewaltige Boaschlange, nach Nordamerika hinüber. Wo sie in das Gebiet des Bundesstaates von Mexico eintritt, streckt sie sich gerade von Süden nach Norden hin, indem sie sich dem Antillenmeere nähert. Das Gewölbe von Mexico bildet einen Gebirgsknoten. Die Theile zwischen Cordoba, Jalappa oder Xalappa und Mexico sind nun mit einer Reihe oder Gruppe von Erdschlotten oder Thürmen besetzt, die den hohen Kup-

peln des südamerikanischen Kontinents den Rang streitig zu machen drohen; sie erscheinen um so viel seltsamer gestaltet, als sie sich wie isolirte Berge emporschwingen und vergessen lassen, daß man auf dem Bergrücken selbst stehe, dessen Zacken sie sind. Eben dieser Umstand thut aber auch wieder dem Eindrucke Schaden, den ihre gewaltige Masse in ihren ganzen absoluten Höhen gesehen, hervorbringen würde. Wir führen hier nur einige der vorzüglichsten an; denn trotz den Arbeiten des Herrn v. Humboldt ist uns das ganze Bergsystem Mexico's noch keineswegs bekannt. 90000 Seequadratmeilen sind ein Stückchen Landes, das mehr als eines Menschen flüchtiges Leben fordert; wir wissen, daß wir mit unsern oft besuchten Alpen noch nicht im Reinen sind. Wir erwähnen daher in der Berggruppe von Anahuac:

1) Den Popoca-tepetl oder Rauchberg, den erhabensten unter den Prachtbergen, die das Plateau von Anahuac schmücken und durchweg von Osten nach Westen quer über das Land streichen. Dieser Vulkan wurde im Jahre 1827 von einigen Beamten des englischen Bergwerkvereins erstiegen. Sie gingen von Mexico auf der Straße nach Puebla zwischen Vulcanen hin, nach Atlichco, dann durch die Pässe von St. Nicholas nach Tochimilco, einer hochliegenden Bergstadt, hin. Von hier, wo sie einen Wegweiser erhielten, gelangten sie an die Grenze der Pinien, 12544′ über dem Meere, wo sie unter freiem Himmel übernachteten und nicht wenig vom Froste litten. Die Indianer konnten nicht bewogen werden auf dem mühsamen und steinigen Pfade weiter zu gehen, sie gingen daher allein, ihr Weg war jedoch mit so viel Mühe verbunden, daß sie alle acht Schritte ruhen mußten. Sie kamen endlich zu einem Amphitheater von Basalt, das sie nur auf allen Vieren erklimmen konnten, bis sie endlich von Bimsteinasche bedeckt an einem hohen Spitzberge emporklimmten, der von Mexico aus als eine kleine Felszacke erscheint. Diese Zacke ist eine enorme Masse schwarzen Basalts, zerbrochenen Pfeilergängen ähnlich, und in den Spalten mit Schnee angefüllt. Kleine Steine fielen hier, von Vulkans Gesellen geschleudert, neckend auf sie herab. Kopfweh und Übelkeit stellte sich in Folge der Anstrengung und Luftverdünnung ein, so daß die Ruhe einer Stunde und Erfrischung durch mitgenommene Nahrung sehr nöthig wurde. Mit unsäglicher Mühe wurde die sandige Ebene erreicht, welcher der eigentliche Gipfel des Berges aufsitzt. Der Führer fiel hier beinahe ohnmächtig nieder und mußte zurückgelassen werden.

Man kam nun zu einer sandigen Fläche, welche zur Linken durchaus mit kristallinischem Schnee in kegelförmigen und prismatischen Formen angehäuft, bedeckt war. So ging es eine Stunde weiter, wobei sie wegen Schmerzen im Kopfe und Knien, der Schwierigkeit des Athmens und der Übelkeit, die sie empfanden, oft ruhen mußten, und erreichten endlich den Krater. Es war um fünf Uhr Nachmittags, den ganzen Tag hindurch hatten sie keine Spur des Lebens, keine Pflanze, kein Thier, kein Insekt bemerkt, überall ward ihnen das Bild der Zerstörung vorgehalten; tiefe Felsspalten, zertrümmertes Gestein, Aschenhaufen und Eis war alles, was sie sahen; so standen sie plötzlich am Abgrunde des Kraters eines Vulkans, der an Höhe der zweite auf unserm Planeten ist. Ein Haufe von Steinen, von denen die meisten wieder in den Höllenschlund zurückfielen, ras'te aus der Tiefe mit Gekrache empor. Es fing mit einem immer stärker werdenden Murren in der Tiefe des Kraters an, und nach einem lautkrachenden unterirdischen Donner wurde es still, indem eine Masse Sand, Asche und Steine emporfuhren, von denen nur ein Theil den Südabhang von Außen hinabrollte. Kleine Rauchsäulen stiegen von verschiedenen Stellen, sowol in der Mitte, als an den Seiten des Kraters empor. Dieser gleicht einem Trichter mit starken Furchen in den Seiten, welche wie Strahlen gegen die Mitte hin zusammenlaufen. Drei Ringe theilen ihn in vier Zonen, wovon die am Rande die größte ist. Schnee sah man nur an der Außenseite des Kraters, im Innern aber nur im Nordtheile des Trichters. Die Öffnung ist kreisförmig und hat eine englische Meile im Durchmesser. Der Südrand ist schmal und uneben, so daß man nur mit Mühe darauf gehen kann, der Nordrand ist bequemer. Wenn keine Wolken die Aussicht hemmen, so ist sie über die Berggruppe von Anahuac hin erhaben schön, der Vulkan von Orizaba zeigt sich in seiner ganzen Pracht, und die Riesenberge sind in ihrer Kolossalität hingereiht sichtbar. Der Popoca-tepetl hat nach Humboldt 2771 Toisen oder 16626 P. F. Die englischen Reisenden geben ihm noch um 155 Fuß mehr, so daß er 16781 P. F. hoch und mithin die höchste Spitze Nordamerika's ist, die wir bis jetzt kennen.

2) Der Iztaccihuatl (von Iztac weiß und cihuatl die Frau, also die weiße Frau), von Humboldt auf 2455 Toisen oder 14730 P. F. bestimmt.

3) Der Citlaltepetl (von Citlaline Stern und tepetl Berg, also ein sternglänzender Berg). Dieser Vulkan ist

bei uns unter dem Namen des Pik von Orizaba noch bekannter. Auf ihm fanden die Herren Schiede und Deppe, welche den Vulkan in neuerer Zeit erstiegen, die Originalkartoffel, d. h. die köstliche Pflanze in wildem Zustande. Dieser Berg wird von Humboldt auf 2717 Toisen oder 16300 P. F. bestimmt.

4) Der Nauhcampatepetl, auch der Koffer von Perote genannt, wegen einer viereckigen Porphyrfelsenmasse, welche die Spanier mit einem Koffer verglichen. Er ist 2089 Toisen, oder 12588 P. F. hoch.

5) Der Vulkan von Toluca, in der neuesten Zeit von Sartorius bestiegen. Die Ansicht des Kraters ist überraschend. Man erwartet nemlich, einen tiefen Trichter oder ungeheuern Abgrund zu schauen, und findet anstatt desselben einen schönen See von Schneemassen umthürmt mit glattbeeister Oberfläche und Dreiviertel einer deutschen Meile im Umfange. Man glaubt sich nach Island oder Norwegen versetzt, und erwartet Lappen, welche mit ihren Rennthierherden um die Felsspitze beugen. In der Mitte ungefähr ragt ein Fels hervor, gleich einer Insel. Man genießt von der Höhe dieser Kraterwände die ausgedehnteste Fernsicht über den Toluca und Mexico nördlich; südlich und westlich, so weit das Auge reicht, in das wild zerrissene Gebirgsland an den Ufern des Rio Grande und Mescala hin, bis nach der Sierra Madre; östlich dehnt sich die schöne Ansicht des Hauptgebirges der Antis hin, die beiden Schneeriesen des Popocatepetl und Iztaccihuatl in der Mitte. 14232 Fuß werden diesem Bergriesen beigelegt.

6) Cerro de Achusco, 11310′, 7) der Pik von Tancitaro 9790′. Beide scheinen ganz erloschene Vulkane zu sein, eben so wie 8) der Cerro de Nabajas, 9618′.

9) Der Vulkan Colima ist dagegen noch immer in voller Thätigkeit und 8622′ hoch.

10) Der merkwürdigste Vulkan ist der Jorullo, der noch immer fortbrennt und erst im Jahr 1759 in einer einzigen Nacht von einem fürchterlichen Ausbruche begleitet aus dem Abgrunde auf 1494 P. F. emporstieg. Mehr als 2000 kleine Kegel und Schlünde umgeben diesen Vulkan, der noch raucht. Humboldt und Bonpland stiegen in den Krater des Jorullo auf 258′ senkrechte Tiefe hinab, indem sie über dampfende Spalten sprangen; nahe dem Grunde des Kraters waren sie von Wasserstoffdünsten und kohlensauren Schwaden umgeben, die sie zur Rückkehr zwangen. Diese Vulkane dauern gegen S. fort bis tief in die Staaten von Centralamerika hinein.

L. Zeckmayer sculp. Viennae

Vulkan von Jorullo.

Weiter nordwärts von dieser schönen und gewaltigen Vulkangruppe über 19° der Breite hinaus und in der Nähe der Bergwerke von Zimapan und el Doktor, wenden sich die Cordilleren unter dem Namen Tepe Suenne oder Sierra Madre aufs Neue von O. gegen NW. gegen Guanaxuato hin. Nördlich dieser, unter spanischer Verwaltung so reichen und blühenden Stadt, wird die Sierra Madre oder das Muttergebirge außerordentlich breit, theilt sich bald darauf in zwei Äste, deren östlichster sich als Ausläufer gegen Chartas und Real del Catorce ausdehnt, sich in Neu-Leon verlierend. Der mittlere ist der Hauptast, die wahre Centralkette der mexicanischen Antis; er setzt als hoher Bergkamm durch Neu-Mexico fort, nimmt den Namen Steingebirge (Stony Mountain) an und fällt erst im Eismeere ab. Der westliche Ast der Sierra Madre ist auch ein Ausläufer; er nähert sich den Küsten des stillen Meeres oder vielmehr dem Meerbusen von Californien, nimmt, nachdem er den Staat von Guadalaxara größtentheils ausgefüllt hat, an Höhe schnell ab, reicht als niedere Hügelreihe durch Sonora über Culiacan und Arispe hin, bis an die Ufer des Rio Gila oder Jaqui. Hier indessen erhebt sich dieser Ast wieder zur Bergkette, um in der Taharumara unweit des californischen Busens als Primeria alta mit seinen Goldwäschereien zu prangen. Ich bin so kühn, noch einen vierten Gebirgsast der Sierra Madre anzunehmen. Dieser streckt sich westlich durch den Bundesstaat Valladolid hin, verflächt sich in das stille Meer untertauchend, und nur in den Islas Marias hervorragend. Er setzt indessen unterseeisch gegen NW. fort, um bei dem Kap St. Lucas in Californien wieder aufzutauchen, die langgestreckte schöne Halbinsel zu bilden, Neu-Californien zu durchsetzen, um sich im N. unerforscht zu verlieren. Es ist offenbar, daß Californien dem Andesgebirge angehört.

Mit diesen wenigen Zügen haben wir versucht, ein Bild der Gestalt des Bodens zu geben. Ich kann mich nicht enthalten, auf eine Ähnlichkeit der Gestalt des Landes mit dem Mutterlande, nemlich der pyrenäischen Halbinsel selbst hinzudeuten. Auch diese ist eine metallreiche Hochplatte, freilich nur den zehnten Theil der Höhe Mexico's erreichend, eben so von Bergzügen durchzogen, eben so fruchtbar und schön.

Die Bergwälle am stillen Meere bestehen aus Granit, in welchem der schöne Hafen von Acapulco von der Natur selbst gebildet ist. Dieselbe Gebirgsart zeigen auch die Berge von Michteca und Zapateca in dem Staate Oaxaca. Die Haupt-

bergplatte besteht indessen aus Porphyr, der überhaupt die größte Masse der Antikette auszumachen scheint. Im Ganzen läßt sich aus dem, was bisher zu unserer Kenntniß über den Bau der Hochplatte von Mexico gekommen ist, folgendes Resultat ziehen. Der größte Theil des Flächenraums, der die Hochplatte bildet, ist mit vulkanischem Gebirge bedeckt. Eine große und mannigfaltige Menge erzleerer Porphyre, Trachyte, Phonolithe, Basalt, Perlstein, Obsidian, Bimsstein, Konglomerate und Tuffe machen diese Massen aus. Unter 20° 19′ nördl. Br. sind bei Huichappa so ungeheure Niederlagen von Bimsstein, daß er eigens ausgebeutet wird. Obsidian kommt in Masse bei Regla auf dem Cerro Nabaja vor, milchweißer Opal bei Zimapan. Die erzleeren Porphyre enthalten keinen Quarz, desto mehr aber Hornblende, auch Hyalith, Zeolith, Kalkspath u. s. w. Die Porphyre, welche man als das eigentliche Massengestein von Mexico betrachten muß, zerfallen in zwei sehr verschiedene Abtheilungen. Die erste enthält den Feldspath meist verglast im kristallinischen Zustande und ist erzlos; die andere Abtheilung dagegen enthält den Feldspath im gemeinen derben Zustande, ist aber außerordentlich reich an Erz und kostbaren Metallen. Eine zweite Formation ist die Schieferformation, größtentheils mit vulkanischen Produkten überlagert. Die Schiefergebirge verdienen ebenfalls wegen ihrer außerordentlichen Mannigfaltigkeit von Erzlagern die größte Aufmerksamkeit. Thon-, Grauwacken-, Grünsteinschiefer bilden die berühmten Bergwerkdistrikte von Tlalpujahua, Temascaltepec, Saltepec, Christo, alle im Thonschiefer; Zacunpan in verschiedenen Schieferarten; Zimapan in Kalk und Kieselschiefer u. s. w. Im Schiefer sind indessen im Allgemeinen die Erzgänge weder so breit, noch so anhaltend als im Porphyr, sie haben aber den Vorzug, besonders reiche Geschiebe zu führen, als gediegenes Silber, Rothgüldigerz, Glaserz; viele haben auch bedeutenden Goldgehalt. Die Porphyre sind dagegen reich an mächtigen und lang andauernden Erzgängen, ja sie scheinen durchaus mit Erz durchsprengt.

Eine dritte Formation ist das Kalk- und Syenitgestein, die sich nicht nur zu Gebirgen von 10000′ erhebt, sondern auch Erzgänge von großer Mannigfaltigkeit an edlen und unedlen Metallen besitzt. Die Syenite sind durch die Einlagerung großer Massen Granatfels merkwürdig. Übrigens ist das Schiefergebirge jüngern Ursprungs als diese Formation, da es häufig auf diese aufgelagert erscheint. Zu Istapa del Regla und in

vielen andern Gegenden Mexico's ist das Kalkgebirge vorherrschend. Sehr verbreitet sind auch die vulkanischen Konglomerate, welche ganze Landstriche bedecken. Sie enthalten Bruchstücke aller vulkanischen Produkte, meist durch das lose Bindemittel des vulkanischen Tuffs verbunden. Im Thale von Mexico auf dem Wege nach Tula, Zimapan, Actopan, im Thale von Toluca und überhaupt in der großen Vulkanreihe, sind diese Tuffe und Breccien außerordentlich häufig.

Diese bisher angedeuteten Berge, Platten, Thäler und Rücken bilden das Gerippe des Landes, das von den Mexicanern als Eigenthum angesprochen wird. Da der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Felsarten unermeßlich ist, so ist natürlich auch das Land darnach gestaltet. Die sonderbarsten Umrisse zeigen sich dem Auge des Beobachters und nehmen sogar die schwer aufzuregende Aufmerksamkeit der Landesbewohner selbst in Anspruch. Der Porphyr hat die Eigenschaft, sich durch langwierige Einwirkung der Luft und Nässe in Trümmer von ungeheurer Dimension und grotesker Form zu zersetzen. Die Berggipfel, welche solcher Art verwittern, lösen sich in Wände und Würfel auf, und stellen die Trümmer zerfallener Burgen dem unkundigen Wanderer überall vor Augen. Das ist denn auch im porphyrreichen Mexico der Fall. Überall sind die seltsamst gruppirten Trümmerformen durch einander geworfen, was auf die Phantasie des Beschauers eine magische Wirkung macht. So zeigen sich nach v. Humboldt auf Sierra Rosa riesenhafte Porphyrmassen von seltsamer Gestalt, senkrecht abgeschnittene Felsen von 150 bis 200 Toisen über die umliegende Ebene emporstarrend, die im Lande Buffa genannt werden. Andere Steinmassen, die aus konzentrischen Schichten bestehen, sondern sich in gewaltige Riesenkugeln ab, die wieder auf einzelnen Felsenpfeilern ruhen und das abenteuerlichste Aussehen haben. Die Stadt Guanaxuato verdankt diesen seltsamen Ungeheuern eine romantische Umgebung. Der Porphyrfels von Mamancheta ist unter dem Namen der Orgel von Actopan, durch Humboldts Atlas in Europa bekannt geworden; er malt sich von ferne in dem Luftkreis wie ein alter Thurm ab, dessen ausgebrochene Grundfläche schmäler als der Giebel geworden ist. Auf den Bergen Jacal und Ojamel, in denen die alten Mexicaner ihre Stollen auf Obsidian gebaut hatten, erheben sich pittoreske Porphyrsäulen, deren Gipfel mit Nadelhölzern gekrönt sind, welche in die ganze Szene eine unbeschreibliche Lieblichkeit und Anmuth bringen. Den Koffer des

Perote haben wir schon oben erwähnt, er hat die Form eines antiken Sarkophags, an dessen Ende ein Obelisk emporsteigt. Nicht minder romantische Gestalten zeigen die Säulenbasaltgebilde, welche wahre Säulenreihen bilden, und durch die Töne, welche die durchdringenden Luftströme hervorbringen, um so leichter an Gigantenorgeln erinnern. Diese Formen sind jedoch nur kleine, die Einförmigkeit unterbrechende Naturspiele gegen die Gestalten der mannigfachen Berge, womit die Hochfläche besetzt ist. Jene Riesenkegel, die sich zwischen den hohen Porphyrglocken erheben, und mit den sanften Umrissen der Schiefergebirge und Flötzgesteine kontrastiren; jene schönbedeckten Stutzkegel, aus deren bewegten Innern bald bloßer Rauch, bald feurige Dünste, oder leuchtende meteorartige Funken aufsteigen, jene, ich möchte sagen, lebendigen Berggestalten, die nach jedem Ausbruche ihre Umrisse verändern, mit den zerrissenen Thälern und jähen Schluchten, welche die hohen Berge durchbrechen; alle diese Gestalten geben dem Lande einen um so eigenern Charakter, als sie mit den flachen Ebenen und sanfteingebogenen Thälern der Hochplatte selbst einen entschiedenen Kontrast bilden.

Es ist, ich möchte sagen, ein Eigensinn der Natur, daß ihr in Mexico so viele Vergleichungspunkte mit Altspanien hervorzubringen beliebt hat. So wie dieses, leidet Mexico an Wasser Noth, könnte aber eben so auf eine künstliche Weise sehr wohl bewässert werden, wenn man sichs angelegen sein ließe, durch Kunst der Natur zu Hülfe zu kommen und das Wasser zweckmäßig zu vertheilen. Im Innern hat Mexico einen bedeutenden Wasserreichthum an den vielen Seen und Wasserbehältern, so wie an den sehr zahlreichen Quellen und Bergflüssen, die von den mannigfachen Gebirgen herabströmen. Große Flüsse können sich indessen schon der Gestalt des Landes wegen nicht leicht bilden, da sich die Quellen und Bäche der dammförmigen Landesbildung wegen, vielmehr strahlenförmig aus dem Lande entfernen, als daß sie sich im Innern zu einer bedeutenderen Masse sammeln könnten, wie dieses in dem benachbarten Missisippithale der Fall ist. Schiffbare Flüsse sind daher sehr wenig, und außer dem Rio Colorado und Rio del Norte wol kaum einer vorhanden. Wir werden die bemerkenswerthen Flüsse aufführen:

Der Sabinenfluß als Grenzfluß; er bildet die Grenze zwischen Louisiana und der Provinz Texas, und ist deswegen allein merkwürdig. Durch die Chikowanbai fließt er ins

Meer. Der Rio de la Trinidad durchfließt ebenfalls die schöne aber wüste Provinz Texas. Der Rio Brazos de Dios, ebenfalls aus den sumpfigen Texassavannen kommend. Der Rio Colorado de Texas, einer der wichtigsten Flüsse des Landes, dessen Wassermasse bedeutend genug ist, um schiffbar zu sein; er durchströmt 100 geogr. Meilen der Provinz Texas. Der Rio del Norte, von den vereinigten Staaten von Nordamerika zum Grenzflusse gewünscht, aber von Mexico nicht zugestanden, ist dieser Strom der schönste der vereinigten Republik. Er entspringt ungefähr, denn gewiß weiß man es nicht, unter 40° 10′ nördl. Breite und 268° 10′ östl. Länge v. F. in dem Gebiete der vereinigten Staaten von Nordamerika da, wo sich die Sierra Verde von der Sierra de los Grullos scheidet. Der Quellenstrom wendet sich nach Südosten nach dem Hochthale von Neu-Mexico, indem er nach Süden in den hohen Gebirgen fortströmt, sich durch Zuflüsse immer vergrößernd, unter denen der Chamas und Conchos die größten sind. Er wird schon weit oben schiffbar, macht einen großen Bogen nach Nordosten unter 29° 20′ Breite, um den mit ihm parallel strömenden Puerco aufzunehmen und sich nach einem südöstlichen Laufe in den Golf zu stürzen. Die Länge dieses schönen Stromes beträgt nicht weniger als 307 geogr. M. Leider fließt auch er unbelastet durch die schönsten Wildnisse der Erde fort; seine Ufer so geeignet blühenden Städten, reichen Fluren, Leben und Wohlsein zu verschaffen, sind öde, nur von wilden Thieren und Menschen besucht. Der jetzige Zustand der Republik läßt keine bessere Zukunft als nahe erwarten. Die übrigen Flüßchen, welche in den Golf von Mexico strömen, sind zwar an ihren Mündungen ziemlich breit, aber ihr Lauf ist zu kurz, als daß sich eine bedeutende Wassermasse sammeln könnte. Die Flüsse Rio del Tigre, las Palmas, Tampico, Nautla, Atopan, Chamapa u. s. w. verdienen kaum erwähnt zu werden. Der Rio Blanco ist ein Küstenfluß bei Veracruz, der Alvarado eben so, der Huasacualco, Tabasco und Zeldales kommen aus der Landenge. Der Rio Montezuma führt die Gewässer und Seen der Thäler von Tenochtitlan dem Rio Panuco zu. Uneingedenk der gewaltigen Höhe hat man einst einen Kanal von Veracruz nach Mexico mittelst dieses Flusses projektirt. Der Sumasiata, Champeton, Hondo und Balize sind kleine, nach dem Meerbusen zuströmende Küstenflüsse.

Der Meerbusen von Mexico ist sehr merkwürdig durch

den Golfstrom, der sich durch ihn an seinen Küsten hinwirbelt. Die Äquinoktialströmung stürzt sich nemlich mit angemessener Stärke auf das Vorgebirge und die Küste von Paria hin, dreht sich an den Küsten fort, mit steigender Wuth um die Halbinsel Yukatan herum, um in den Meerbusen von Mexico, und längs den Küsten fort, nach der Meerenge von Bahama u. s. w. zu strömen. Diese Rotationsströmung bleibt nicht ohne Einfluß auf die Küsten Mexico's. Einmal macht sie das Landen äußerst schwierig, da das Meer durch sie immer unruhig ist. Dann aber hat sie eine große Masse Schlamm und Sand bei sich, die sie an Mexico und der Südküste Nordamerika's absetzt. Dadurch werden Barren gebildet, die durch Lagunen vom Festlande getrennt sind. Innerhalb der Lagunen ist nun wol zu segeln, aber die Einfahrt in dieselben ist durch die Barre verkümmert. Deswegen hat Mexico in diesem Theile des Meeres wenige gute Landungsplätze für größere Fahrzeuge, was den Küsten freilich wieder größere militärische Sicherheit gewährt. Der Meerbusen selbst ist eine Art geschlossenes Becken, dem die Bahamainseln, die Lucayen und die großen und kleinen Antilleninseln vorliegen, welche eigentlich nur zwei gute Straßen für die Einfahrt übrig lassen: die eine südlich, die andere nördlich der Insel Cuba, was denn der letztern auch ihre vorzügliche kommerzielle Wichtigkeit gewährt. Der ganze Meerbusen bildet eine Wasserfläche von 30000 Seequadratmeilen, ist aber nicht jederzeit zu befahren. Vom September bis April wehen häufig jene zerstörenden Nordwestwinde, die hier eine von besondern Symptomen begleitete Naturerscheinung sind. Wenn diese Stürme im Anzuge sind, bemerkt man große Schwankungen in der Quecksilbersäule des Barometers; es hebt sich ein sanfter Westnordwestwind vom Lande her, der jedoch bald nach Nordosten und wol auch nach Süden umspringt. Es herrscht eine drückende Hitze, und die Dünste der Atmosphäre schlagen sich an allen kühlen Gegenständen, als Eisen, Stein u. s. w. in starken Massen nieder. Die Gipfel von Anahuac zeichnen sich scharf in die Lasurbläue des Himmels hin, während sich ihr Fuß in einen dichten Schleier hüllt. Erscheinen diese Anzeichen, dann flieht der kundige Schiffer in den noch erreichbaren Hafen, oder sucht seine Rettung vom gewissen Untergange in der offenen See; denn wehe ihm, wenn der nun losbrechende Sturm das schwanke Fahrzeug erfaßt: es ist rettungslos verloren und zerschellt an den Küsten. Der Orkan bricht nun mit solcher Gewalt los, daß die aufgeregten Wogen hoch über die Stadt-

mauern von Veracruz schlagen, kein Mensch auf dem Molo oder Hafen verweilen kann, und selbst jede Verbindung der Stadt mit der Festung unterbrochen ist. Eine solche Naturaufregung, Norte genannt, dauert gewöhnlich 3 bis 4, oft auch 10 bis 12 Tage ununterbrochen fort. Geht der Wind dann durch Süden in Osten über, so bricht der Sturm in 3 bis 4 Tagen aufs Neue los; wendet er sich durch Nordosten nach Osten, so folgt gutes anhaltendes Wetter. Auch im Sommer gibt es indessen mitunter solche ungastliche Windstöße, die, wenn gleich selten, doch nicht minder gefährlich sind.

In das stille Meer fallen noch weniger bedeutende Flüsse, da die Küsten zu steil und hoch sind, der Küstensaum aber schmal ist, ja auf einer weiten Strecke sogar ganz schwindet. Der Rio Colorado ist hier der einzige Fluß, welcher eine bedeutende Wassermasse dem Ozeane zuführt und schiffbar ist. Seine Quellen entspringen unweit des Rio del Norte; nach einem Laufe von 150 deutschen Meilen aber fällt er in den schmalen Meerbusen von Californien. Dieser Meerbusen ist dem beinahe unter gleicher Breite liegenden rothen Meere und dem adriatischen Busen nicht unähnlich; voll fruchtbarer und bedeutender Inseln, nebst vielen und schönen Hafen, würde er bei der Schönheit und Fruchtbarkeit der Küsten, besonders der Halbinsel Californien, große Vortheile gewähren. Indessen hat der Gold und Silber suchende Spanier noch nicht daran gedacht, die nicht klingenden Gaben der Natur zu benutzen. Es war auch schon öfters die Rede, mittelst eines Kanals die beiden Flüsse, den Rio Colorado und den Rio del Norte zu verbinden, und sich ihrer als einer Verbindung zwischen beiden Ozeanen zu bedienen. Wirklich scheint die Natur hier selbst einem solchen Beginnen vorgearbeitet zu haben, denn die bergige, aber nicht hohe Strecke zwischen beiden Quellen beträgt kaum 6 deutsche Meilen. Erwacht Mexico einst zu einem civilisirten Staate, so wird auch diese Verbindung, wenigstens durch eine Eisenbahn nicht ausbleiben, und wenn auch nicht für die Welt, so doch für den innern Verkehr von unberechenbarem Vortheile sein. Eine bedeutende Menge Wasser führt auch der Rio de St. Jago, bei den Eingebornen Tololotlan genannt, in den Ozean. Er entspringt unter dem Namen Lerma in Südwesten der Hauptstadt, wendet sich nach Nordwesten, und nimmt nach Vereinigung mit dem Lacha den Namen Rio Grande de St. Jago an; er durchströmt darauf wie der Nil den Tsanna und der Rhein den Bodensee, den See von Cha-

pala, wendet sich nach Westen, um durch eine doppelte Mündung, die die Insel St. Blas bildet, in den Australozean zu strömen. Obwol für Schiffahrt tauglich, wird er doch wenig benutzt. Wegen der steilen Abfälle und des beschwerlichen Zuganges aus dem Innern des Landes, gewähren die Küsten des Australozeans nicht die Vortheile, welche sie unter andern Umständen bringen könnten. Nur wenige und nicht gute Hafen gewähren die seltenen Buchten längs der mexicanischen Küste. Zwischen 37 und 38° nördl. Br. ist die Bai St. Francesco, mit der nördlichsten der spanischen Niederlassungen. — Die Bai von Monterry, der Kanal St. Barbara, die Pedro- und todos los Santosbai u. s. w. gehören nebst mehren guten Hafen Californiens der Zukunft an, waren aber früher, als die Perlenfischerei hier blühte, besucht. Der Golf von Bayonne an der Küste von Guadalaxara ist der letzte Einschnitt der Küste, die nun gegen S. bis Acapulco, ohne einen guten Hafen fortläuft. Dieser Mangel sicherer Zufluchtsörter ist für die Schiffahrt um so nachtheiliger, als die unaufhörlichen Stürme, welche dieses Meer besonders in den Sommermonaten beunruhigen, von Ende Juni bis Oktober den Schiffen äußerst gefährlich werden. In dieser Jahrszeit wagt es nur aus Verzweiflung ein Schiff, sich den Küsten Mexico's oder dem Hafen von Acapulco zu nahen. Die Papagellos durchtosen dann diesen unruhigsten aller Ozeane der Erde. Es sind diese Papagellos auf kleine Strecken eingeschränkte Stürme, die bei heiterer Luft, ohne Begleitung von Regen und Gewittern plötzlich erscheinen und alles zertrümmern, was sich den Küsten von Acapulco und Tehuantepec naht.

Im Innern des Landes selbst, auf der Hochplatte, deren nördlichen Umfang die Rinnsale des Colorado und Rio del Norte, welche sich an ihrem Fuße hinziehen, trefflich bezeichnen, befinden sich zahlreiche Binnenseen, oder vielmehr Alpenseen, die nicht wenig zur Schönheit wie zur Fruchtbarkeit des Landes beitragen. Wir gedenken des schönen Sees von Chapala in der Provinz Guadalaxara, dem vormaligen Neu-Galizien; die Mexicaner haben aber aus Haß gegen das Mutterland die spanischen Namen möglichst ausgerottet. Dieser schöne See ist nochmal so groß als der Bodensee, indem er 57 geogr. Quadratm. bedeckt. Er hat mit dem genannten See auch eine Ähnlichkeit, inwiefern ihn nemlich der Rio St. Jago durchströmt. Klima und Umgebung dieses Sees machen sich dem deutschen Herzen durch süße Erinnerungen an die Heimat angenehm. Jedoch dürfte die

Zeit noch weit sein, in welcher glückliche, fleißige und rührige Völker seine Ufer denen des Bodensees gleich machen. Im schönen Thale von Mexico reihen sich eine Menge Seen an einander und nehmen den zehnten Theil desselben ein. Die Stadt selbst ist auf dem See erbaut, die Umgebung gewährt aber jenen Reiz nicht mehr, den sie unter dem blühenden Zepter Montezuma's, Cortez und der ersten Vizekönige nach der Eroberung darbot. Ein großer Theil jener schönen Seen hat sich in einen Sumpf verwandelt. In der Provinz Guadalaxara liegt auch noch der schöne See Pazcuaro, der mit dem Genfersee an Schönheit seiner prächtigen Umgebung wetteifert. Es ist einer der schönsten Punkte der Erde. Die Seen von Mechtitlan und Parra sind ebenfalls nebst vielen andern, schöne Wasserspiegel. Sie sind jedoch insgesamt nur Reste der großen Wasserbehälter, welche einst die weit ausgedehnten Flächen der Cordilleren bedeckten, und werden von Jahr zu Jahr zum Nachtheil des Landbaues sichtlich kleiner. Heilquellen und verschiedene heiße Sprudel gibt es auch in hinreichender Anzahl, was von einem vulkanischen Boden, wo so mancherlei Zersetzungen stattfinden, nicht anders zu erwarten ist.

Wäre die Republik Mexico ein ebnes zur Meeresfläche herabsteigendes Land, so würden wir aus der geogr. Breite sehr leicht Temperaturabwechslung der Jahrszeiten u. s. w. bestimmen können. Nun aber hat es mit diesem Lande eine ganz eigne Bewandtniß, und das Klima hängt hier von ganz eigenthümlichen Umständen ab, die es auch modifiziren. Die Spanier selbst, ohne als Physiker berühmt zu sein, haben, ich möchte sagen aus Instinkt, dieses schöne Gebiet den klimatischen Erscheinungen gemäß in drei verschiedene Bezirke oder Abtheilungen gefordert, die sie *Tieras frias*, *templadas* und *calientes* nennen. Diese Namen drücken das Verhältniß recht gut aus, in dem die heißen, gemäßigten und kalten Landstriche sich von einander sondern. Schon die bisher entworfene Landesansicht rechtfertigt diese Eintheilung. Die Lage des Landes unter den Tropen macht die meergleichen Striche heiß genug, um allen Erzeugnissen der Kolonialprodukte günstig zu sein. Das hohe Plateau zwischen zwei Meeren wird das Tropenklima nur sehr gemäßigt genießen und den Erzeugnissen unsrer Cerealien höchst günstig sein. Da sich jedoch auf dem Hochrücken der mexicanischen Cordilleren abermal Berge thürmen, die mit den vier Spitzen des Orizaba, Popocatepetl, Iztacciheatl und Toluca 2350 Toisen als die Grenze des ewigen Schnees unter dieser Breite von 19° übersteigen; so

wird hier natürlich ein Klima erzeugt, das streng genug ist, um die Benennung des kalten Landes zu rechtfertigen. Besucht man daher die Landstriche von Veracruz, Yukatan, die Küste von Oaxaca, Neu-Santander und Texas, Neu-Leon, Cohahuila, die wüsten Ländereien von Mapimi, die Küsten von Californien und am stillen Meere, so weit das Gebiet des Freistaats reicht, so finden wir durchweg diese Landstriche mit einer mittlern Temperatur von 26 Centigraden versehen und geeignet, alle Erzeugnisse des heißen Himmelsstriches in üppiger Fülle zu erzeugen. Diese Landschaften sind es auch, welche, insofern sie nicht über 1500 Toisen sich absolut erheben, mit dem Namen der warmen Länder belegt werden. Sie erzeugen im Überflusse Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle und Pisang. Für den Europäer werden diese Landstriche tödtlich, das schwarze Erbrechen (*Vomito prieto*) oder das gelbe Fieber ist der schreckliche Typhus, der jeden Europäer hinrafft, der es wagt sich längere Zeit in diesen heißen, sumpfigen Buchten voll Miasmen aufzuhalten. Acapulco und das Thal Papagaio gehören zu den heißesten Ländern der Erde. Auf der Ostküste mäßigen in den Monaten Oktober bis März die kalten Luftschichten der Hudsonsbai, mit unglaublicher Schnelligkeit in den Meerbusen von Mexico herabgeführt, das Klima. Es sinkt dann das hunderttheilige Thermometer auf Cuba, wo die kalten Ströme unmittelbar hinströmen, bis auf den Gefrierpunkt, in Veracruz bis 16° hinab. Die tropischen Regen treten regelmäßig mit dem Sommer ein; die Flüsse, eigentlich der Rio del Norte schwillt, wie solches bei den Tropenflüssen gebräuchlich ist, an, tritt über und überschwemmt die flachen Ufer. Auch die tropischen Krankheiten erscheinen, wie überall in heißen Ländern; mit dem Beginn der heißen Jahrszeit zeigen sich hier ebenfalls die Epidemien, welche gewöhnlich im September und Oktober mit dem Aufhören der tropischen Regen die meisten Verheerungen anrichten. In Veracruz fällt jährlich eine unglaubliche Menge Regen und veranlaßt die vielen Lachen und Sümpfe, die zur Vermehrung der Miasmen beitragen. Die Westküsten und der Hafen von Acapulco sind bis jetzt vom gelben Fieber gänzlich verschont geblieben.

Am östlichen Abhange der Cordilleren von Mexico, in einer Höhe von 6- bis 800 Toisen, herrscht ein ewiger Frühling, jene glückliche Temperatur, die zu keiner Zeit des Jahres einen bedeutenden Wechsel erfährt und deren Extreme 5 bis 6 Centigrad Unterschied nicht übersteigen. Diese glücklichen, gesunden, Leib und Seele so sehr erquickenden Gegenden heißen bei den Me-

ricanern die gemäßigten Länder, *Tieras templadas*, ein so sanft klingender Name wie die Sache, die er bezeichnet. Die mittlere Temperatur von 20 Centigraden schwankt nie über 23° hinauf, nie unter 18° hinab und bewahrt durch ihre Stetigkeit die glücklichen Bewohner von Xalappa, Tasco und Chilpancingo vor allen jenen Schnupfen, Migränen und Rheumatismen, die uns so überaus lästig sind. Hier gedeiht alles, was des Menschen Herz erfreut, die herrlichen Obstbäume vom Apfel bis zur Anone, der Weizen und der Kaffee. Nichts auf Erden ist aber vollkommen! Denn eben diese Region der glücklichen Frühlingsländer, die zwischen 6- und 700 Toisen Erhöhung haben, sind auch die Höhe, in der sich die aus der Tiefe aufsteigenden Dunstwolken wohlgefallen; wochenlang sind daher diese schönen Länder in Nebel gehüllt und die hier so milden Strahlen der Sonne sind ihnen versagt. So ist denn nichts auf Erden, das nicht sein Aber hätte; wir sind nun einmal keines Paradieses würdig und haben stets nur das kleinere Übel, aber denn doch Übel, zu wählen.

Steigen wir nun auf das Plateau von Mexico über 1000 Toisen hinauf, so gelangen wir in die Region, die *Tiera fria* oder das kalte Land genannt wird, wo die mittlere Temperatur weniger als 17° der Hundertskale beträgt. In Mexico selbst, ja in dem niedriger aber nördlicher gelegenen Durango, hat man Schnee fallen und die Skale unter den Gefrierpunkt sinken sehen. Diese Fälle sind aber äußerst selten und gelten als Ausnahmen. Der Temperaturwechsel ist hier schon bedeutend, und die Extreme geben einen Unterschied von 11 bis 12 Centigraden. Die Winter sind denen Süditaliens gleich und die mittlere Wärme beträgt im Jänner noch immer 13 bis 14°, im Sommer erhebt sich dagegen die Temperatur im Schatten auf 24°. Im Allgemeinen ist die Jahrestemperatur derjenigen unter Roms mildem Himmel ähnlich. Demnach wird das Thal von Mexico unter die kalten Länder gerechnet, welcher Ausdruck sehr relativ ist. In Guayaquil ist es kalt, wenn das Thermometer 24° zeigt, weil man an 30° gewohnt ist. Desto sicherer gehören diejenigen Thalebenen, welche höher als Mexico liegen, dem kalten Striche an. Was einmal über 1200 Toisen ansteigt, hat selbst nach dem Gefühle des Nordländers, dessen Heimat Dreivierteljahr Winter und ein Vierteljahr kalt hat, ein rauhes Klima. Dies ist der Fall mit den Ebenen von Toluca und den Anhöhen von Guchilaque, wo zu keiner Jahrszeit die Wärme 8° übersteigt. Der Ölbaum trägt hier keine Früchte mehr,

obwol er einige hundert Fuß tiefer im Thale von Mexico trefflich gedeiht. Betrachten wir die unter dem Namen der *Tieras frias* begriffenen Ländereien im Allgemeinen, so zeigt sich, daß ihre mittlere Temperatur derjenigen von Frankreich und der Lombardei ähnlich ist, und zwischen 11 bis 13° beträgt. Demnach ist die Vegetation dieser kühlen Tropenländer bei weitem weniger kräftig, als in den oben genannten Ländern Europa's, und selbst die aus Europa eingeführten Pflanzen gedeihen nicht mit gleicher Üppigkeit. Diese Erscheinung erklärt sich daher, daß die zwar gleiche Jahrstemperatur zwischen Sommer und Winter zu gleich vertheilt ist, und mithin dem Sommer entgeht, was den Winter unnützerweise mildert.

Die Sommer des Hochplateau von Mexico sind daher zu wenig kräftig, um geistige Säfte in die Vegetabilien zu brauen; wenn sie auch viele Früchte reifen, die wir nicht ohne Bedeckung überwintern, so sind diese doch ohne jene Würze, welche das Kind der Hitze hat. Wir sehen weit mehr Früchte und Pflanzenarten in den tiefern aber nördlichern Gegenden gedeihen, wenn auch die mittlere Jahrstemperatur geringer ist. Wenn daher die Benützung des Landes in den flachen Ländern blos von ihrer geographischen Breite abhängt, so kommt diese bei den Hochländern der Cordilleren weit weniger, als ihre absolute Erhöhung über die Meeresfläche in Betracht. Ja, im mexicanischen Länderbunde bestimmt diese Erhöhung einzig und allein die Produkte des Bodens, und der Einfluß der Breite verschwindet dagegen gänzlich, da unter derselben Breite die drückendste Tropenhitze und das Polarklima in demselben Momente ihre Herrschaft ausüben; von 19 bis 22° B. gedeihen die am meisten Hitze fordernden Vegetabilien, der Indigo, Kakao und Zucker bis zu einer Höhe von 3 bis 400 Toisen; mit 700 Toisen fängt die Kultur des europäischen Weizen an, die aber nicht über die 1500 Toisen erreichenden Regionen hinausragt. Der Pisang reift in einer Höhe von 800 Toisen keine Früchte mehr, dagegen gedeiht die Mexicoeiche nur zwischen 400 bis 1500 Toisen Höhe; unter 925 Toisen trifft man über Veracruz keine Fichte an, eine Pflanzenform, die den Küstenbewohner, der sie zum ersten Male sieht, mit Entsetzen erfüllt. Dieselbe Fichte erhebt sich aber bis 2000 Toisen. Klimatisch verschieden sind in der Republik Mexico auch noch die Provincias internas, welche die zum Theil noch unkolonisirten Länderstriche östlich und nördlich vom Hochlande begreifen. Da sie sich schon wieder absenken, so theilen sie auch das Klima der Breite, unter welcher sie liegen. Die Länder zwi-

schen dem 30 und 38° n. Br. genießen ein Klima, das wesentlich von dem des alten Kontinents unter gleicher Breite verschieden ist. Die Sommer sind denen Süditaliens, die Winter denen Norddeutschlands gleich. Die Breite des Kontinents und die offne, durch keine Quergebirge gegen N. geschützte Lage erklären diese Verschiedenheit genugsam. Regen hat Mexico häufig genug, an den Ostküsten in überreichem Maße; im Innern häufiger, wenn auch nicht so gewaltig, an der Westküste weniger. Der Donner läßt sich im majestätischen Marsche vernehmen, die Erde zittert oft gewaltig, doch sind Erdbeben, wie sie die mittlere Landenge und das nördliche Südamerika erfährt, unerhört.

Bis zum 28° Br. kennt man nur zwei Jahrszeiten, die Regenzeit vom Juni bis Oktober, und den übrigen Theil des Jahres die trockne Jahrszeit. Zu Veracruz bricht jedoch die Regenzeit gewöhnlich drei Wochen früher als im Innern los, und zwar von heftigen Gewittern begleitet, wie man sie nur hier hören kann; denn unsere Donnerwolken sind Drehorgeln dagegen.

Im Ganzen ist das Land dürre und ein großer Theil erscheint als ein baumloses, pflanzenarmes Land, welches an die Sierras Altspaniens erinnert, das überhaupt ein siebenfach verkleinertes Mexico ist. Die große Menge dürrer Berge verursacht durch das Zurückwerfen der Sonnenstrahlen eine Hitze, welche man auf dieser Höhe kaum vermuthen sollte, wozu der überhaupt warme Gewölbboden, unter dem einer der vorzüglichsten vulkanischen Herde sich befindet, nicht wenig beitragen mag. Ob diese hohe Wölbung, welche den innerirdischen Feuergewalten so bequemen Raum gibt, nicht viel beiträgt, um die Gewalt der Erdbeben zu vermindern? scheint wenigstens der Frage werth zu sein.

Wir haben schon oben erwähnt, daß nach Humboldt — den natürlich jeder Bearbeiter Mexico's so lange plündern muß, bis er nicht selbst hinkommt, oder bessere Quellen sich öffnen, was sobald nicht zu erwarten — daß nach Humboldt nur 4 Gipfel der mexicanischen Berge in die Grenze des ewigen Eises emporsteigen. Diese Eislinie beginnt unter der Parallele von Mexico in einer Höhe von 13500′ und senkt sich im Jänner bis auf 11100 herab. Der Unterschied beträgt also von einer Jahrszeit zur andern 2400′. Unterm Äquator ist die Temperatur stetiger und der Unterschied beträgt nur zwei bis dritthalbhundert Fuß. Der Schnee selbst fällt wol tiefer, als die Eislinie sinkt, schmilzt aber als fliegende Erscheinung schnell hinweg. Unterm Äquator sieht man nie unter 11400 bis 11700′ Schnee fallen, in Mexico unter 19 bis 22° schon unter 9000, ja man

sah selbst in den Straßen von Mexico, und noch 1200′ tiefer in Valladolid, Schnee fallen, ohne daß das Thermometer auf den Eispunkt gefallen wäre. Diese Umstände sind Ursache, daß in Mexico, die Küstenstriche ausgenommen, selbst das Tropenland den Charakter der gemäßigten Zone trägt. Über den 20° hinaus werden die Regengüsse seltner und die Fruchtbarkeit des Landes leidet darunter. Die Dürre wurde durch die schlechte Administration der Eroberer, welche die Wälder aushieben, ohne neue anzupflanzen, noch vermehrt. Auch ist der Boden meist vulkanischer Natur, mithin aus Minutien vom lockern Gefüge bestehend, die Wasser sickern daher schnell ein und kommen erst aus tiefen Quellen als Küstenflüsse wieder zum Vorschein. Das physische Klima wurde durch die Eroberer auch noch auf andre Art auf den Hochebnen verschlimmert, die Vertilgung des Baumwuchses, die Austrocknung der Seen, welche ein so wesentlicher Segen des Landes waren und von der Regierung des alten Volkes, sorgfältig durch Dämme und Kanäle gepflegt und benützt wurden, sind Ursache an der wesentlichen Verschlimmerung. Auch mag die starke zu Tage Förderung vieler salzhaltiger Stoffe aus den Eingeweiden der Erde beigetragen haben, jene dem Pflanzenwuchse auf dürrem Boden so nachtheiligen Salze zu verbreiten. Salzsaure Soda, Kalkerde, salpetersaures Kali und andre Salze lassen die trocknen Seeboden zurück; und diese Salzkrusten verbreiten sich mit ungemeiner Schnelligkeit. Schon gleichen viele Strecken den Bergebnen der Hochebne Tibets, oder den Salzsteppen Gobis. So straft sich Unbesonnenheit, Faulheit und Thorheit selbst, und verwandelt blühende Staaten in Wüsten. Gütig hatte die Natur durch zahlreiche Landseen dafür gesorgt, daß der Boden getränkt würde und die übertretenden Seen die Salze auslaugten und in ihrem Schooße sammelten, abgesehen davon, daß die großen Wasserspiegel durch ihre Verdünstung der Atmosphäre Stoff zu fruchtbaren Niederschlägen lieferten. Die Metallgierde der Eroberer hat alles vernichtet, und wo einst die Ankömmlinge ein reicher und lieblicher Pflanzenteppich anlachte, da starrt jetzt die Salzwüste öde entgegen. Bei dem politischen Zustande dieses schönen Landes läßt sich nichts als das Fortschreiten der Zerstörung desselben erwarten. Dennoch gehört Mexico zu den schönsten und fruchtbarsten Ländern der Erde, die dürren Strecken sind nur Narben der Wunden, die böse Zeiten geschlagen haben; im Ganzen bietet sich überall Leben und Fülle dar. Wer vermag aber erst den prachtvollen Abhang der Cordilleren zu schildern! Hier tränken die aufsteigenden

Dunstschichten der feuchten Winde den Boden mit Lebenskraft und erquickender Feuchte. Daher lohnt hier der Anbau hundertfach und üppige Fülle des Köstlichsten und Schönsten, was Flora und Pomona schufen, erquickt alle Sinne des Menschen. Gegen die Tiefe hinab nehmen die üppigen Gestalten des tropischen Pflanzenwuchses zu, das Paradies der heißen und nassen Erdgürtel entfaltet immer mehr seine Reize, aber leider auch seine tödtlichen Gifte für jeden, der dieselben zu athmen nicht gewohnt ist.

In einem Ländergemälde, das bestimmt ist, ein naturgetreues Bild eines Erd- oder Landtheils zu geben, ist die Beschaffenheit der Atmosphäre und die Wechselwirkung miasmatischer Atmosphärilien im Luftmeere von nicht geringer Wichtigkeit. Diese Umstände müssen nicht nur in geographischer und physikalischer, sondern selbst in staatswirthschaftlicher Rücksicht die Aufmerksamkeit im höchsten Grade auf sich ziehen. Unsere Epidemien, welche seit einem Jahrhunderte hie und da erschienen sind, geben keinen Begriff von jenen immer wiederkehrenden Seuchen, welche die Bewohner oder vielmehr fremden Ansäßlinge jener heißen Tropenländer und besonders die volkreichen Seestädte in steter und gerechter Furcht erhalten. Auch in Mexico sind zwei Übel im vorzüglichen Grade einheimisch, die so eigenthümliche Erscheinungen darbieten, dabei so furchtbare Geißeln der Menschheit sind, daß sie wol einen eignen Abschnitt in einem Gemälde von Mexico verdienen. Herr v. Humboldt hat auch über diesen Gegenstand Licht verbreitet.

Der Typhus, welcher bei den Spaniern unter dem Namen des schwarzen Erbrechens (*Vomito prieto*) nur zu gut bekannt ist, herrscht schon seit undenklichen Zeiten zwischen der Mündung des Rio Antigua und dem gegenwärtigen Hafen von Veracruz. Niemand weiß, wann es sich an diesen Küsten zuerst gezeigt hat. Alten Nachrichten zufolge wurde die alte Stadt, welche nur noch ein Dorf unter dem Namen Antigua ist, der Seuche wegen verlassen, da alle Europäer hinweggerafft wurden. Ein andres Übel war lange vor Ankunft der Spanier in Mexico bekannt; bei den Einwohnern heißt es Matlazahuatl, das aber mit dem gelben Fieber nicht verwechselt werden darf. Einer alten Sage nach zwang diese Seuche die Tolteken zur Auswanderung weiter nach Süden, sie richtete unter den Indianern 1545, 1576, 1736, 1761 und 1762 große Verheerungen an. Sie pflegt sich in jedem Jahrhunderte nur einmal mit besonderer Heftigkeit zu zeigen, greift die Weißen durchaus nicht an, macht aber unter den Indianern desto gewaltigere Verheerungen. Im Jahre 1545 sollen

800000 und im Jahre 1576 nach Torquemada's Versicherung 2,000000 Indianer hingerafft] worden sein. Ein zweiter Charakter, der die Krankheit Matlazahuatl von dem schwarzen Erbrechen unterscheidet, ist der: daß es sich nie an Küsten, sondern immer im Innern des Landes auf der Hochebne von Mexico zeigt, wohin das gelbe Fieber nie greift. Zwar verlieren auch die Indianer am Matlazahuatl viel Blut aus Mund und Nase, allein das Blutbrechen begleitet überhaupt gern alle Fieber, besonders aber die fauligen mit Blutverlust. Man darf wol annehmen, daß diese Pest, welche von Zeit zu Zeit die kupferfarbnen Menschenfamilien durch beide Amerika heimsucht, mit dem gelben Fieber von Veracruz und Philadelphia einige Ähnlichkeit hat, sich aber wesentlich von demselben durch die Leichtigkeit unterscheidet, mit welcher es sich durch trockne Gegenden in kalte und temperirte Länder fortpflanzt. Das schwarze Erbrechen in Veracruz ist indessen zuverläßig dasselbe, welches in Havannah, Karthagena, Panama und den Seestädten der vereinigten Staaten herrscht. Indessen finden wir schon in den ältesten Nachrichten z. B. bei Hippokrates eine Krankheit beschrieben, welche wie Gallenfieber mit schwarzem Erbrechen verbunden war.

Das gelbe Fieber hat in frühern Jahrhunderten bei weitem weniger verheerend gewüthet, als dieses gegenwärtig der Fall ist. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war die Sterblichkeit am gelben Fieber bei weitem geringer an allen Punkten, die mit dieser Seuche geplagt sind. Manche Orte, die jetzt damit angesteckt und Hauptsitze desselben sind, waren dazumal noch ganz rein, galten wol auch für ganz besonders gesund, wie der Hafen von Carracas, La Guayra, der erst in der neuesten Zeit diesem Übel erliegt, und das seit Jahrhunderten Versäumte schnell nachliefert, ich meine, dem Tode. Die Ursachen des Erscheinens der Krankheit an manchen Orten sind durchaus nicht zu ermitteln, leichter lassen sich aber diejenigen angeben, welche früher sowol die Verbreitung als schnelle Wirkung verhindert haben. Vor dem Anfange dieses Jahrhunderts verkehrten mit den spanischen und portugiesischen Besitzungen nur die Mutterländer. Diese Völker Südeuropa's waren in einem Klima geboren und erzogen, welches den freien Kolonien theils ähnlich war, theils nahe stand. Die Wirkungen der verderblichen Miasmen konnten daher auch so furchtbar nicht sein, als dieses bei ganz anders organisirten Menschen des Nordens der Fall ist. Heutzutage haben sich die Häfen Amerika's den Völkern aller Zonen geöffnet, und nur die der Mutterlande sind ausgeschlossen. Gerade die

durch ihre Lebensweise den verderblichen Miasmen am meisten ausgesetzten Engländer, Dänen u. s. w. besuchen die Häfen der Antillen am häufigsten, werden aber auch ein Opfer einer Seuche, die vollblütigen Fleischessern und Brantweintrinkern besonders hold ist. Die ersten Kolonisten lebten auch mehr vereinzelt, und die Städte waren noch nicht mit vielen Tausenden angefüllt, welche sowol die Unreinlichkeit, als die Lebensweise des Nordlandes hieher verpflanzt haben. Der Tod rafft alsdann seine willkommne Beute, die ihm freiwillig in den Arm läuft, rasch fort. Eben so war es den Spaniern in der ersten Zeit der Niederlassung mehr um die metallischen Schätze als um den Handel zu thun, sie ließen sich daher mehr im Innern des Landes und den dem Bergbaue günstigen Distrikten nieder, wo sie eine der vaterländischen ähnliche Temperatur fanden. Im Anfang waren die Häfen von Panama und Nombre des Dios die einzigen, welche man ihrer Miasmen wegen fürchtete, erst später entwickelte sich dasselbe Miasma auch in Veracruz, Amona, Porto Caballo, Havannah, La Guayra u. s. w. Es ist gewiß, daß das gelbe Fieber schon früher vorhanden war, bevor man noch, durch die großen Verheerungen aufmerksam gemacht, dasselbe beschrieb. Die älteste Nachricht hat man aus Brasilien, wo dieses Fieber von einem gewissen Arzte Juan Ferreira de Rosa von 1687 bis 1694 beobachtet wurde. Jetzt wurde man erst aufmerksam, und hat nun diesen Feind oder Freund des Menschengeschlechts genauer beobachtet. Über die Verbreitungsart dieser Seuche hat man viel gestritten, und streitet noch. Es ist hier nicht der Ort, eine Geschichte der Seuchen zu schreiben, soviel glaube ich jedoch anmerken zu müssen, daß eine Stadt die andere, ein Welttheil den andern beschuldigt, die Seuche eingeschleppt zu haben. Nichts ist jedoch schwerer, als eine solche Beschuldigung zu beweisen. Eben so wenig sind die Ärzte und Nichtärzte über die Krankheit selbst einig. Während einige und darunter auch Humboldt, den Vomito für eine ganz eigene Art Typhus ansehen, betrachten andere, und ich glaube mit Recht, alle Sumpffieber, Gallenfieber, böse Wechselfieber, Cholera morbus mit dem gelben Fieber und schwarzen Erbrechen nahe verwandt, und als verschiedene Modifikationen desselben Übels. Bis jetzt hat das schwarze Erbrechen auf der Westküste Mexico's noch keine Verheerungen angerichtet. Die Bewohner der Küsten von der Mündung des Papagello bis nach St. Blas sind gastrischen Fiebern unterworfen, die oft ins Bösartige ausarten. Gallige Krankheitskonstitution soll immer auf heißen, dürren, von Wasserlachen, wel-

che Krokodille herbergen, unterbrochenen Ebenen herrschend sein. In Acapulco herrschen statt des schwarzen Erbrechens die Cholera und Gallenfieber, denen die von der Hochplatte des Handels wegen herabkommenden Mexicaner oft unterliegen. Indessen wird der Hafen nicht so häufig besucht, um ein Zusammendrängen der Völker zu verursachen, daher denn auch die Krankheiten noch nicht in das gelbe Fieber ausgeartet sind. Man stirbt indessen an der Cholera eben so gut, wie am gelben Fieber, das am Ende doch nur eine Modifikation der Cholera ist.

Als eine Haupturſache des Ausbruchs der Cholera morbus, der gastrischen Gallen- und gelben Fieber sieht man mit Recht die plötzlich unterdrückte Ausdünstung an. Nordländer, die noch nicht akklimatisirt sind, schlechte Kleider tragen, im Freien schlafen und von der gewaltigen Hitze sich zu schnellen Entkleidungen verleiten lassen, laufen große Gefahr. Nächtliche Reisen bringen eben so Gefahr, und der schnelle Temperaturwechsel, der in diesen heißen Ländern besonders um Mitternacht oft plötzlich eintritt, vergrößert dieselbe. Das eigentliche gelbe Fieber wüthet auf keinem Punkte der ganzen Westküste Amerika's, als in Panama, dagegen sind im Meerbusen von Mexico, wie im Antillenmeere viele Punkte, die von dieser Seuche heimgesucht werden. Man ist durchaus über die Ursache dieser Krankheit nicht einig. In Panama hatte man früher beobachtet, daß die Ankunft chilesischer Schiffe gewöhnlich dieses Übel im Gefolge habe. Nun ist aber Chili eines der unschuldigsten und gesundesten Länder der Erde, das selbst keine Krankheit besitzt, mithin auch keine mittheilen kann. Dennoch entwickeln sich auf den Schiffen, sobald sie im ungesunden Hafen von Panama anlangen, die gefährlichen Seuchen um so schneller, je gesunder das Land ist, aus dem sie kommen und je weniger ihre Organisation für die Miasmen von Panama berechnet ist. Es ist daher gleichsam natürlich, daß die durch eigentliche Ursachen vorbereitete Seuche im Hafen selbst, auf den fremden, aus gesunden Gegenden kommenden Schiffen, sich früher, als auf dem schon abgehärteten Lande entwickelt. Die Luft der Seestädte ist meist durch die Auswürfe von Seegras, Weichthieren u. s. w., welche das Meer in unglaublicher Menge absetzt, und die in der großen, feuchten Hitze schnell in Fäulniß übergehen, verdorben. An andern Orten ist es die üppige in Fäulniß übergehende Tropenvegetation selbst, welche schädliche Miasmen aushaucht. In Portobello, wo die Waldungen bis an die Stadtthore reichten, ist die Luft gesunder, seit dem man einen Theil dieser Waldungen

rings um die Stadt herum ausgehauen hat. Auf dem Festlande von Amerika will man dagegen in der Ausrottung der Wälder eine Verschlimmerungsursache des Klima mit sehr plausibeln Gründen ableiten. Im Ganzen fürchtet man den Anfang und das Ende der Regenzeit in Bezug auf das gelbe Fieber am meisten. Dasselbe herrscht, wenn die Temperatur am schwülsten ist, und läßt nach, sobald dieselbe unter 24° Centigrade sinkt. Indessen scheint es doch, daß die Epidemie ebenfalls nachlasse, wenn die Temperatur über 34° der Hundertskale steigt.

Die Ursache dieser und aller Epidemien scheint mir daher in der verdorbenen Luft zu liegen, und zwar in dem Zustande der Luft, wo die gewöhnliche Menge des Sauerstoffgases durch faulige Atmosphärilien neutralisirt wird. Das Einathmen der Luft ist für das Leben organischer Körper wesentlich, und die Gesundheit des Blutes hängt von der Reinheit der eingeathmeten Luft ab. Die großen Massen des vegetabilischen und animalischen Stoffes, die in den lebenreichen Tropenländern gerade in den Buchten und Baien in Fäulniß übergehen, hauchen eine Menge solcher Gase aus, die sich allen Beobachtungen entziehen. Wahrscheinlich haben diese Atmosphärilien eine Verwandtschaft mit dem Sauerstoffe selbst, mit dem sie sich am liebsten verbinden und den sie neutralisiren. Wird nun diese verdorbene Luft eingeathmet, so gewährt sie dem Blute, das nur durch den immer zuströmenden Sauerstoff in der nöthigen Frische erhalten wird, die nöthigen Mittel nicht, sich rein zu erhalten. Der Organismus wird daher gezwungen, dem Blute einen Sauerstoff beizumengen, der bereits zum Theil mit fauligen Stoffen gesättigt ist. Die fremdartigen Faulstoffe infiziren das Blut, und theilen ihm den Faulungsprozeß mit, dem sie selbst ihr Dasein verdanken. Sie wirken auf das Blut wie Gährungsstoff, es tritt eine allgemeine Auflösung, oder vielmehr Zerstörung des Blutes ein, wovon die Folge meist der Tod ist. Daß der Europäer diesen Einflüssen viel leichter unterliegt, ja ihnen sogar vorzugsweise ausgesetzt ist, scheint mir um so natürlicher, als sein ganzer Organismus laxer und weit wässeriger als der des Südländers ist. Die große Menge animalischer Nahrungsstoffe, starker Getränke und anderer nur im Norden verleihlicher Umstände machen seinen Organismus nur in einem Klima dauerhaft und fest, wo die kalte Temperatur zusammenziehend und haltend einwirkt. Im heißen Tropenlande dagegen dehnen sich seine schlappen Poren aus, der Körper hat nicht Zähigkeit genug, der auflösenden Wärme zu widerstehen, und Gährung,

Auflösung, Zersetzung folgt schnell. Der Südländer ist dagegen mäßig, kein Freund von animalischer Nahrung, am allerwenigsten dem Schweinefleisch; und wo ihn nicht der Europäer verdirbt, haßt er auch starke Getränke und gebrannte Wasser. Die Glut der Sonne braut seine Lymphe fest, sein Organismus ist dürre, fest, zusammengezogen, er weicht also nicht so schnell auf. Eben so ist er an das Einathmen miasmatischer Luft gewöhnt, sein Blut ist dünne und schnellflüssig, zur Gährung nicht geneigt; es ist, ich möchte sagen geistiger, da das Wasser in diesen heißen Ländern selbst aus den Adern verdunstet. Daher wird vom gelben Fieber der Indianer niemals, der im flachen Küstenlande geborne Kreole seltener, der Europäer, so lange er nicht völlig akklimatisirt ist, immer befallen. Indessen kann der Europäer der Gefahr entfliehen, 300 Toisen über der Meerfläche ist er gesichert, und wer z. B. während der Epidemie Veracruz, Xalappa erreicht, ist geborgen, denn diese Höhe ersteigt der Vomito nie. Eben dasselbe ist anderwärts der Fall; so hält man sich bereits im Dorfe Maiquetia oberhalb Guayra außer Gefahr und in Carracas völlig sicher.

Eine andere Frage ist die Ansteckungsfähigkeit des gelben Fiebers. Man streitet in Europa wie in Amerika gleichmächtig über diesen Gegenstand, indem man die entgegengesetzten Ansichten vertheidigt. Es kommt sehr viel darauf an, daß man genau versteht, was Ansteckung sei. Ansteckend im eigentlichen Sinne des Wortes würde diejenige Krankheit sein, welche, sei es durch Berührung oder Einathmung der ungesunden Atmosphäre, einen vollkommen gesunden Menschen ergriffe und seinen Organismus zerstörte. Würde in diesem Sinne jemals eine ansteckende Krankheit ausbrechen, so wäre es um das Menschengeschlecht unwiderruflich geschehen, es würde aussterben. In diesem Sinne gibt es aber durchaus keine Ansteckung. Versteht man dagegen unter Ansteckungsfähigkeit: daß durch Berührung, Einathmen der umgebenden Atmosphäre, Gebrauch infizirter Waaren u. s. w. ein zu ähnlichen Krankheiten geneigter Mensch von derselben Krankheit ergriffen werde, und zwar so, daß, falls die Berührung oder das Einathmen dieser schädlichen Miasmen nicht geschehen wäre, die Krankheit viel später ausgebrochen wäre, oder sich auf eine gelindere Art ausgeschieden hätte; so ist allerdings jede gallige mit der Hautausdünstung und dem Blute unmittelbar in Berührung stehende Krankheit ohne Widerrede ansteckend, und es ist kindisch über diese Dinge ein Wort zu verlieren. Daß manche Miasmen mehr oder minder scharf und ätzend

einwirken, daß alle Miasmen durch den Durchgang durch Menschenkörper giftiger werden und an Intensität gewinnen, scheint mir außer Zweifel. Mäßigkeit, Vermeidung starker Getränke, ein heiterer, kräftiger Sinn, besonders ein trockner Organismus sind kräftige Bollwerke gegen die schädliche Einwirkung aller Miasmen.

Außer dem gelben Fieber, dem Gallen- und Wechselfieber, der Cholera und wie die Zweige eines und desselben Baumes alle heißen, richten besonders unter den Indianern auch noch die Pocken große Verheerungen an. Die wohlthätige Einimpfung, welche mit Sorgfalt vorgenommen, unfehlbar in ihrem Erfolge ist, verbreitet sich immer mehr und macht dieses Übel immer unschädlicher. Es verdient nur Verachtung, wenn selbst Männer, die einiges Ansehen behaupten wollen, gegen die sichere Wirkung der gut angewandten Kuhpocke sprechen. Hautausschläge mancherlei Art zeigen sich an den Küsten öfter, auf der Hochplatte weniger. Im Allgemeinen ist das Hochland, sobald einmal eine gewisse Höhe überschritten ist, eben so gesund, als das Küstenland für den Fremdling gefährlich ist. Zu heilen hat man das gelbe Fieber so wenig als irgend eine Seuche, gelernt.

Mexico ist ein gewaltiger Steinpalast, von der Natur aufgethürmt zu ihrer Ehre, ein Dom zum Preise des Schöpfers, besetzt mit den Pyramiden seiner Herrlichkeit, glühend durch die Opferflamme seiner Allmacht. Betrachten wir den Bau dieses Tempels, so finden wir, daß auch er auf Granitfundamenten ruht. Diese Steinart, rein von allen organischen Resten, bildet, so scheint es, auch in den Antis von Mexico die eigentliche Grundlage. Wie im ganzen Centralamerika, tritt diese Steinart an den Westküsten, die das stille Meer bespült, als ein hoher Rücken an das Tageslicht hervor. Alle Küsten des stillen Meeres in ihrer ganzen ungeheuren Ausdehnung sind prallig und hoch, die größten Erhöhungen der Erde sind um sie gruppirt. Vom großen Ozean abgekehrt senken sich dagegen alle Lande gegen den atlantischen Ozean hin. Im Westen zeigt daher Mexico Granit. Indessen ist es gewiß, daß selbst der Granit in Urporphyr übergeht und zwar in zweierlei Formationen, die wahrscheinlich ihr Entstehen den verschiedenen Wärmegraden verdanken. Die Porphyre sind, wie oben erwähnt, ohne Quarz, dagegen reich an Hornblende und Feldspath. Der letztere erscheint in solcher Menge, daß er es eigentlich ist, der den Porphyr hauptsächlich charakterisirt. Es scheint, als sei, nachdem die Granitschale der Erde in den Andes, besonders im Äquato-

rialgürtel der Tropentheile bereits erkaltet gewesen, ein neuer erhöhter Wärmegrad hinzugetreten, der Granit sei aufs Neue geschmolzen und habe eine Verwandlung in Porphyr erlitten. Der Andesporphyr ist offenbar mit dem Granite gleichen Ursprungs, nur durch einen höhern Temperaturgrad durchglüht und ausgekohlt. Dem Porphyr, der die Masse des Gebirges von Neugranada und Mexico ausmacht, charakterisirt der Feldspath, der im glasigen Zustande das Gestein fest aber einzelner, als gemeiner Feldspath aber locker und reich an den edelsten Erzen macht. In beiden Porphyrarten, die nicht streng geschieden sind, sondern durch das ganze Land unregelmäßig abwechseln, wie denn im Mineralreich, trotz aller Anstrengung der Systematiker, nun einmal Alles ein unregelmäßiges Chaos ist und bleiben wird, haben sich jene vulkanischen Schlotte gebildet, die unzählbar sind. Es ist kein Berg in Mexico, der nicht ein ausgebrannter, kein Fleck der Hochplatte, der nicht ein möglich werdender Vulkan wäre, ja die ganze Platte selbst ist ein einziger Vulkan mit vielen Kratern, dessen Miniaturbild die Familie Jorullo ist. Die Hochplatte ist eine Emporhebung der Urzeit aus den Urgewässern. Zu den zahl- und erzreichen Schiefergebirgen haben die Wasser und Feuer mitgewirkt. Die Vulkane haben mit ihren schönen und mannigfaltigen Entleerungen die Oberfläche überlagert und einen Fundort aller Mineralien gebildet, die den Feuer-, Wasser- und vereinten Wirkungen angehören. Die Natur bietet im Mineralreiche dieselbe Verschiedenheit nach Erdgürteln und Klimaten nicht dar, welche sie im Pflanzenreiche so reizend entfaltet. Die Bildung anorganischer Körper ist von Klima, Licht und Sonne durchaus unabhängig, daher zeigen sich denn auch unter allen Himmelsstrichen dieselben Lagerungsverhältnisse, wie das Humboldt in seinem Werke über die Auflagerung der Gebirgsarten so schön gezeigt hat. Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit derjenigen Erzeugnisse, welche den Mineralogen erfreuen, den Naturfreund ergötzen, dem Baumeister und Künstler in Stein, das Material zu den Schöpfungen seines Genies bieten, ist in der That unermeßlich. Dem Bildhauer wird es nie an Marmor, Porphyr, Basalt fehlen, um seinen Meißel zu beschäftigen, noch an dem gewaltigen Würfel, der seiner Schöpfung als Fußgestell dient; dem Baumeister nie an einem leichten, trocknen und fügsamen Werkstücke, das sich zum Palast oder Tempel thürmt. In jedem Theile des Landes findet er die kostbarsten Gesteine in größter Mannigfaltigkeit. Nichts auf Erden gleicht aber dem Reichthume an Metal-

len, welche hier aufgehäuft sind. Die Wälder zu ihrer Bearbeitung schwinden zwar, aber nicht unbenutzt werden die großen Steinkohlenlager bleiben, die dem Bergbaue auf Silber, Gold, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen und die minder häufigen Halbmetalle so günstig sind. Salze in verschiedener Art sind in einem dem Lande beinahe lästigen Überflusse vorhanden. Auf den Bergbau kommen wir weiter unten zurück.

So majestätisch ein Land auch gebaut sein mag, so erweckt das kahle Gerippe, besonders eines Berglandes, mehr Grausen und Betroffenheit, als Wohlbehagen; ja es ist um so entsetzlicher, je schöner der Himmel ist, der es bescheint; je mannigfaltiger sich die Strahlen an dem nackten übereinander und durcheinander geworfenen Felsen brechen. Nur Flora's Hand schmückt das nackte Gestein zum Tempel Gottes, indem des entzückten Menschen Brust sich zum freudigen Lobliede erhebt. Unser Bewußtsein ist Leben, und leben und athmen muß, was uns ansprechen soll. Selbst das Mineralreich spricht es durch etwas anderes an, als durch seine Kristallgebilde und die Mannigfaltigkeit seiner Farbenspiele, die ja schon eben die Wirkungen des Lebens ahnen lassen? Glücklicherweise ist Mexico nicht nur herrlich gebaut, sondern auch lieblich geschmückt. Nur wenige sind jener Distrikte, wo die mineralische Natur in ihre ursprüngliche Wirkung zurückgetreten ist, wo Salze efflorezziren und wenigen Kindern der Flora Gedeihen spenden. Außerdem ist Mexico ein reiches schönes Land, dessen gewaltige Steinknochen in liebliche Blumenhüllen gehüllt, dessen Bergthürme mit prächtigen Wäldern gekrönt und umkränzt sind. Natürlich ist in einem Lande, wo Höhe, geographische Breite und andere Zufälligkeiten eine so große Mannigfaltigkeit der Klimate erzeugen, auch die Vegetation unendlich mannigfaltig und verschieden. Von den brennenden Küsten des Ozeans bis zu dem in ewiges Eis gehüllten Gipfel der Vulkane, sind die Abstufungen unermeßlich; aus dem heißesten Himmelstriche von Veracruz bis zu den gemäßigten tiefern Gegenden Neumexico's unterm 42° nördl. Br., wo die rauhen Winde Canada's und des Eismeers um einige Grade noch verkältern, ist eine beinahe nach allen Zonen gemischte Vertheilung der Pflanzen gedenkbar. Es bleibt uns daher nichts übrig, als die Eintheilung der Mexikaner, nach welcher sie ihr Land in warmes, gemäßigtes und kaltes theilen, beizubehalten; und jede Landschaft mit ihren eigenthümlichen Pflanzenwuchse ausgeziert sich zu denken.

Die Küsten, so wie die Strecken, welche mit diesen die

gleiche Temperatur theilen, sind auch mit solchen Pflanzenformen geschmückt, welche diesem Erdgürtel eigen sind. Oreodoxen, Turnefortien, Sebasten, der Kopfbaum mit Weidenblättern, der kugelförmige Amaranthus, Swietenien, Paradiesfeigen, Sumach, Campeche und eine Menge anderer Bäume bilden die Forste der Tropenregion, Lianen durchschlingen sie, das Rankengewächs der Vanille nebst einer Menge anderer Schlingpflanzen, die hohen Bambusgräser, Passifloren, Salbeiarten, Perdizien u. s. w. bilden hier den Schmuck des Landes. Man nennt eine üppig bewachsene Tropenregion mit Recht ein Pflanzenmeer, denn die Millionen, die hier durch einander wogen, verdienen diesen Namen. Selbst die Gegenstände des Ackerbaues verschönern diese Gegenden und der Pisang gehört nebst dem tahitischen Zuckerrohr, dem Kakao, Indigo, Kaffeestrauche und der Baumwolle zu den Gewächsen, welche den Anblick einer Landschaft um so mehr verschönern, als neben ihnen die kolossalen Gestalten der tropischen Urwälder mit ihren Schmarotzerpflanzen und die baumartigen Kräuter ihre wilden Reize entfalten. Die schönen, der alten Welt unbekannten Palmenkronen wiegen sich mit den schweren Ladungen ihrer Blumen und Früchte majestätisch in die Luft hoch hinauf, über dem Blumenteppiche ein Aar des Pflanzenreichs schwebend. Diese Region reicht in den heißen Ebenen bis zum 25. und 27° Br. und 4 bis 800 Toisen absolute Höhe. Der Indigo bleibt nebst dem Kakao bald zurück, das Zuckerrohr und der Kaffeestrauch reichen bis 900, wol auch 1000 Toisen Höhe.

Der gemäßigte Erdstrich Mexico's ist der glücklichste, indem man den Mangel der Palmen und Musa nebst mehren Formen der heißen Region weniger vermißt, da man durch die süße Luft eines ewigen Mai, den man einathmet, entschädigt wird. Das mexicanische Rothholz oder Eritrorilon, Pfeffer mit langen Schoten, die gefingerte Arelie, Bukelbäume, Sammtblumen, Jalappa, eine Menge köstlicher Holzarten, Salbei, Nessel, Lorberarten, schöne Liliazeen, die Yucca, welche in diesem Lande, wie überhaupt in der neuen Welt, den Drachenbaum ersetzt, mehre Eichen, Eiben, Banisterien u. s. w. zieren diese Region, die beinahe durch ganz Nordmexico und Californien sich erstreckt, senkrecht jedoch nur bis 1600 Toisen sich erhebt. Obwol diese Höhe dem Fieberrindenbaum oder Cinchona günstig wäre, so ist dieser doch bis jetzt in Mexico noch nicht gefunden worden. Diese Region ist es aber, welche dem Ackerbaue am günstigsten ist, und sowol den Baumfrüchten aller Art, als auch den Cerealien der alten Welt Gedeihen gibt. Ihr gehören zugleich

die lieblichsten Landschaftsbilder an, da sowol die Formen der heißen, als auch manche der kalten Region sich hier begegnen.

Die kalte Region bietet einen wahren Alpenflor, die Valeriana, Gentiana, Daturaarten, die dickstämmige Eiche, Erdbeerbäume mit Myrthenblättern, reichen bis in die Höhe hinauf, wo uns der in diesen Breiten überraschende Anblick der Tannen gewährt wird. Diese Nadelhölzer steigen bis auf eine Höhe von 2050 Toisen und sind in Südamerika durchaus unbekannt. An der Grenze des ewigen Schnees sieht man das Sandkraut Arenaria, die Kratzdistel, Gnidus und die Gentiana.

Diese hervorstechenden Pflanzenformen sind in allen drei Pflanzenregionen von einer unermeßlichen Menge Gewächse begleitet, die den verschiedenen Strichen angehören, größtentheils aber noch unbekannt sind, da die nächsten Umgebungen von Mexico täglich noch neue Ausbeute dem Freunde der Gewächskunde darbieten. Wir werden bei dem Ackerbaue noch einer Menge Gewächse gedenken, die theils wie die Kartoffel einheimisch, theils wie der Weizen und das Zuckerrohr eingeführt sind. Die Naturgeschichte der Thiere wird in Mexico ansehnlich bereichert. Das Meer ist durch die Fülle der Schal- und Weichthiere, der Krabben und Polypen, die es hier nährt und an den Küsten auswirft, mehr berüchtigt als berühmt; denn die Menge der Seethiere, die auf solche Art der Fäulniß überlassen sind, tragen dazu bei, schädliche Miasmen zu entwickeln. Indessen sind Perlmuscheln im Meerbusen von Californien gesucht, und waren es in frühern Zeiten noch mehr, als die unsinnige Habsucht hier eine Naturgabe zerstörte, die Jahrtausende hindurch eine Quelle des Wohlstandes hätte werden können. Die Perlen waren wol niemals so kostbar und schön, wie die des Orients, aber immer noch kostbar genug, um auf den Märkten dreier Welttheile gesucht und mit Vortheil abgesetzt zu werden. Dieses Vortheils beraubten sich die Spanier, als sie bald nach der Eroberung Jahr aus Jahr ein Millionen dieser zarten Muschelthiere zerstörten, und auf solche Art nicht nur das Geschlecht vertilgten, sondern auch die Reife der Perlen verhinderten und den einträglichen Industriezweig vielleicht für immer vernichteten. Austern und Korallen sind in beiden Ozeanen heimisch. Eine Plage der heißen Regionen bleiben immer die unendliche Menge der Insekten, deren ausführlichere Beschreibung wir uns für die Wälder Südamerika's vorbehalten. Genug die unermeßliche Fülle der stechenden und saugenden, wie der nagenden und unreinen Insekten ist so groß, daß sie nicht nur die

Luft und die Erde erfüllen; sondern durch die Unzahl derer, die umkommen, die Luft verpesten, der verpesteten Luft aber in Zerstörung des Menschenlebens durch den Reiz der Hautgefäße, den sie verursachen, noch zu Hülfe kommen. Sie sind wahre Verbündete der ansteckenden bösen Fieber und kein verächtliches Werkzeug im Arsenale des Todes. Die Luft besteht im eigentlichen Sinne der Hälfte nach aus Insekten; die Erde, wo man sie aufgräbt, ist von ihnen oder ihren Leichen erfüllt. Vor den Termiten ist das Dokument kaum in eisernen Behältern gesichert, die Archive wie die Bibliotheken werden als ihre gute Prise betrachtet, und ein künftiger Omar ist eines lahmen Dilemma überhoben. In den Seen Mexico's nistet eine Sumpffliege, Axagayatl, deren Eier als Kaviar gegessen werden. Die Cucurucha ist eine Art Kakerlak, welche sich überall in den Häusern findet, die Eßwaaren angreift, aber doch geduldet wird, weil sie die Wanzen vertilgt. Californien wird von Heuschreckenschwärmen heimgesucht, die jedoch nicht auf die Hochplatte sich erheben. Das Unheil, welches die verschiedenen Geschmeiße verursachen, kann nur durch eine überwiegende Kultur vermindert, schwerlich aber jemals gänzlich vertilgt werden, ja man darf behaupten, daß die Insekten ein wahres Hinderniß der fortschreitenden Kultur in den Tropenländern sind. Der Nordländer, dem es begegnet, daß an schwülen Sommerabenden eine Schnacke seine weise Nase heimsucht, hat gut reden von der Faulheit des Südländers und der Arbeitscheu; er versuche einmal einen Tag lang auf den Feldern von Veracruz Zuckerrohr zu pflanzen, und sehe zu, wie ihm die Millionen Stiche der tausenderlei Stechfliegen auf seiner von der Sonne verbrannten Haut bekommen! Manche Gegenden sind beinahe unbewohnbar dieser wahren Plage wegen. Indessen sind in Mexico auch sechs Honigbienen heimisch, auch der Seidenwurm, dem jedoch der golddurstige Eroberer bis jetzt noch keine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Der farbengebende Kochenillenkäfer wird auf dem Nopalstrauche gezogen, eine Menge Laternenträger, leuchtender Käfer wie der auch in Brasilien heimische Juwelenkäfer, tragen unendlich viel zur Verschönerung der Abende bei, als der einzigen Zeit, wo der Mensch hier seines Lebens froh wird. In den Tieras templadas verschwinden diese Plagen und diese Schönheiten, und der Mensch fängt an seines Lebens froh zu werden. Die Tieras frias leiden natürlich nur von Kälte, den Termiten und einigen Fliegen, die aber in der besten Welt noch immer zu ertragen sind. Indessen ist die

Insektenwelt dieser Länder im Ganzen doch geeignet, an Ormuzd und Ahriman zu glauben, denn des letztern Schöpfungen sind nicht zu verkennen.

Daß in den beiden Meeren Fische leben, ist wol nicht Noth zu erwähnen, wiewol dieselben noch keineswegs erforscht sind. Die Naturkunde der Meerthiere hängt vom Zufalle ab, was dieser ins Netz treibt, an den Strand wirft, oder der Angel anheftet, nur das kennen wir. Haie sind an den Küsten des Meerbusens sehr gefräßig, die Art Manta soll besonders den Perlenfischern sehr gefährlich sein; sie sind vermuthlich im Solde der Perlenmuschel, so eine Art Schweizer. Der Schwertfisch soll von dem des Nordens sich durch ein breiteres Schwert auszeichnen, auch zwei Arten Sägefische sollen da sein, doch vermuthlich anderswo auch. Die süßen Wasser wimmeln von Fischen, die Flüsse Neucaliforniens sind so voll Lachs, daß dieser köstliche Fisch noch immer die Hauptnahrung in den Missionen bildet. Sehr schmackhafte Aale bergen die Flüsse des Hochlandes, darunter ein halbdutzend Arten, unter denen der Hualzizilmichin drei Fuß lang wird. Der Izamichia ist ein Weißfisch, von dem es auch viele Arten gibt. Indessen wird man in diesen paar Proben die Anlage der Mexicaner zu Naturforschern nicht verkennen. Wie Schade, daß diese kostbare Sprache nicht von den Römern gesprochen wurde: so köstliche Namen können selbst die Deutschen, ja kaum die Russen erfinden! Man höre doch die prachtvollen Laute: Tezhauqui, eine kleine giftige Eidexe; Acaltetepan, eine Art Leguan; Tapayaxim desgleichen; auch noch ein paar Krokodile sind vorhanden, eben so gestaltet, eben so gefräßig, wie anderswo, nur etwas kleiner; aber eben so wenig genau erforscht und bestimmt, wie die übrigen Kriecher dieser Gattung. An Fröschen und Kröten fehlt es nicht, eben so wenig an Schildkröten; indessen ist Mexico nicht die Heimat der Kriecher. Auch Schlangen gibt es giftige, und nichtgiftige mehre Arten; auch sie sind hier im Ganzen nicht heimisch. Die Tzigalinan und die Maquizcoatl (wie muß unsern Naturgeschichtern nicht der Mund nach dieser Sprache wässern!) haben bunten Balg.

Die leichtbeschwingten Bewohner der Lüfte, die beneidenswerthen Vögel, wie könnten wir sie ohne Erwähnung lassen? Was wäre auch ein Land ohne Vögel. Mexico hat deren genug; unter den Raubvögeln den Zepilot und Cozcaquauli, zwei Geierarten. Ich habe noch mehr solche liebliche Namen in Petto, und bitte daher meine schönen Leserinnen, denn ich schmeichle mir mit einigen, doch ja den Vorleser ihrer botani-

schen und sonstigen naturgeschichtlichen Schriften kommen zu lassen, denn wie bei diesen laufen sie Gefahr durch die mexicanischen Kunstausdrücke einen schiefen Mund zu behalten; unser Einem schadet so etwas nicht mehr, denn man ist an Leschenaultien, Eschenholzien und Volsteinien u. dgl. hinlänglich gewöhnt. Also die beiden Genien, zu denen ich die Namenmacher täglich verwünsche, heißen Zopilot, der in Mexico das Amt des Abdeckers über hat, dem aber der großen Arbeit wegen der Cozcaquautli in der Tropenregion zu Hülfe kommt. In den Cordilleren haust aber der Kondor, der größte der Geier. Dieser schöne und größte Herr der Lüfte, denn es gibt keinen größern fliegenden Vogel, hat vom Kopf bis zum Schwanze 4 Fuß 5 Zoll, und eine Flügelweite von zehnthalb Fuß. Das Männchen hat auf dem Kopfe einen knorpelartigen Auswuchs mit kleinen Haarwarzen bedeckt. An der untern Kinnlade hängt eine Haut faltig und schlapp herunter, wie beim Putter, mit dessen Kopf, den Schnabel ausgenommen, der Kopf des Kondors überhaupt Ähnlichkeit hat. Den Nacken umgibt eine Halskrause von weißem Flaum, die ihm sehr gut steht, und wodurch er eine prächtige Ähnlichkeit mit einer alten Kokette erhält. Das ganze Gefieder, das den Körper bedeckt, der Schwanz, ein Theil der Deckfedern der Flügel sind schwarz mit Stahlglanz, die Schwungfedern tief schwarz, die großen Deckfedern der Flügel sind am äußersten Theile weiß. Wie in der ganzen Natur und — bei den Menschen nicht minder, ist das Weibchen minder schön als das Männchen. Dieses kleidet ein prächtiger, blauangelaufner Stahlharnisch; das Weibchen ist sowol ohne Kamm, als auch ohne Stahlfarbe in einen braunen Nonnenhabit gekleidet; was bei Männchen weiß ist, das ist beim Weibchen grau. Die Respirationswerkzeuge dieses Vogels sind für die höchsten Regionen der Lüfte eingerichtet. Als Humboldt 18000′ über dem Meere stand, sah er den Kondor, den die neuen Naturforscher nicht Greif nennen sollten, als einen kleinen Punkt über seinem Haupte. Ob diese Vögel nicht geeignet wären, eine Art Taubenpost zwischen uns und dem Mann im Monde einzurichten? Er wohnt immer 12000 Fuß über dem Meere, läßt sich nur selten an die Küste hinab, höchstens aus Hunger, und nur innerhalb der Grenzen des ewigen Schnees ist er häufig. Übrigens bewohnt er die Andes von der magellanischen Meerenge bis über Neucalifornien hinaus. Gegen die Natur der Geier soll er auch lebende Geschöpfe anfallen, in Quito Scha-

den unter den Schafen anrichten, und in Gesellschaft mit einigen Verwandten sich sogar des Ochsen bemächtigen. Sie sollen daher weit kühner als unsere Geier sein, die in der Regel nur vom Aase sich nähren; ihrer zwei tödten einen Hirsch, eine Vicugne, ein Guanaco und selbst den Cuguar, eine große Katze, auch der amerikanische Löwe genannt. Hungrig ist er kühn, satt aber so träge, daß er leicht gefangen werden kann. Sein Leben ist sehr zähe, er kann gehangen werden und spazirt, wie dieses Humboldt selbst sah, gleich darauf herum, als ob nichts vorgefallen wäre; sogar Kugeln prallen an seinem Gefieder ab. Er legt nur zwei bis drei Eier auf nacktem Fels; sie sehen unsern Gänseeiern ähnlich. Außer diesen Raubvögeln gibt es in Mexico Falken in den kühlen Gegenden, Fischadler in den heißen und Eulen überall wie bei uns. Die Papageien und Pfefferfresser sind schön gefiedert, die Nashornvögel abenteuerlich gestaltet. Der größte Papagei heißt Huacamaya, der Toznenetl ist so groß wie eine Taube und lernt leicht sprechen, sogar mexicanisch, also zu Naturforschern besonders geeignet. Cochotl, Quiltototl sind klein wie Sperlinge, aber schön und herzig. Noch herziger sind die Colibris, deren unendliche Mannigfaltigkeit die Büsche durchgaukeln. Auch Rabenarten gibt es, man nennt sie aber hier Maisdiebe von ihrem Gewerbe. Die Lerche soll hier größer sein als bei uns, und sogar noch schöner singen! Auch die Nachtigall ist da, der Kardinal zeichnet sich durch die Schönheit seines Gefieders aus, die Calandra singt so schön wie die Nachtigall. Mexico ist überhaupt reich an herrlichen Singvögeln, was in den schönen Gegenden der Hochplatte kein geringer Reiz ist. Hühnerarten gibt es hier viele; das Cenzontli oder mexicanische Rebhuhn ist ein Spötter und ahmet alle Vögel und Säugethiere nach. Drei Arten Fasanen sind herrlich, darunter ist der Caxolitli und der Tepetototl so groß wie eine Gans. Strandläufer laufen in Unzahl und Mannigfaltigkeit überall umher, wo ein Strand ist; an Schnepfendreck leidet man keinen Mangel und könnte ihn nach Europa ausführen. Mehr als 20 Arten wackelnder Enten bedecken Teiche, durchquackeln Schilfe und unter den vielen Gänsen, deren Mexico nicht weniger als Europa hat, sind Tlanquechol, Reganpototi, Mezarautli hier einheimisch.

Vom Menschen müssen wir unten uns ausführlich unterhalten, hier also von unsern Nachbarn durch der Naturforscher Gnade: von den Affen. Deren gibt es hier beinahe so viel als —, nemlich Klammer-, Brüll-, Wickelschweif-, Seiden-,

Baumwollen-, Schmink-, Schnür- und allerlei Affen. Mexicaner nennen die Affen Ozomatli. Es gibt mausgroße Affen, aber auch solche die 5 Fuß hoch, und bärtig sind. Eichhörnchen hüpfen auf den Bäumen, Mäuse naschen überall und Kaninchen graben sich in die Erde. Ein schlimmes Thier ist der Svizzero Tlalmatatli genannt, gleicht so ziemlich dem gemeinen Eichhörnchen, wohnt in Höhlen und Mauerritzen, richtet aber in den Kornfeldern entsetzlichen Schaden an. Wird es angegriffen, so setzt es sich mächtig zur Wehre, und läßt sich nur todtschlagen, nie aber fangen oder zähmen. Der Zuilacuazie ist das mexicanische Stachelschwein; hat die Größe eines mittlern Hundes, ein flaches Maul, plumpe Füße und Beine, nebst einem kurzen Schwanze. Mit Ausnahme des Schwanzes, des Bauches und der inwendigen Beine ist der ganze Körper mit hohlen, spitzigen und spannenlangen Stacheln besetzt, an der Schnauze und der Stirne sitzen spannenlange Borsten, die wie ein Federbusch emporstehen, zwischen den Stacheln aber ist die ganze Haut mit weichen schwarzen und weißen Haaren bedeckt. Es lebt von Pflanzen. Das größte wilde Thier in Mexico ist der Tapir, eine Migniatur-Elephantenspecies. Er lebt herdenweise in den Wäldern; eben so gibt es Herden von Bisamschweinen, die aber nicht über 60 Pfund schwer werden. Von den Wiederkäuern finden wir den kleinen mexicanischen Hirsch, den Moschus und Buckelochs, die in Herden umherirren, und nebst dem Elenn und wilden Schafe die Wälder Mexico's und Californiens bevölkern. Als Bettler und Landstreicher irren, minder lästig als bey uns, die Faulthiere herum. Mit den Fledermäusen fangen die Blutsauger und Fleischfresser an, Spitzmäuse, Wickelthiere, Waschbären gehen auch mit, es gibt aber auch Bären und Hunde, die nicht eingeführt sind, sondern sich bei der Eroberung vorfanden in zwei Varietäten, von denen der Chaloipicuintl bissig und wild ist. Katzen finden wir in Amerika eigenthümliche Arten, den Jaguar, Puma oder auch Cuguar und den wilden Serval. Die Inseln des stillen Meeres sind oft mit Seelöwen bedeckt, wie denn auch mehre Phoken sich vorfinden. Meerschweine und Wallfische sind nicht selten. Die Thierwelt ist überhaupt gut ausgestattet, und die Zahl der nützlichen Thierarten hat durch die Übersiedlung der Spanier nicht verloren. Die schönen spanischen Pferde arabischer Rasse, treffliches Hornvieh und das nützliche, vor dem Pferde weit vorzüglichere Maulthier ist mit dem Europäer in großen Herden eingezogen. Es fand hier treffliches Gedeihen, und mehrte die Naturerzeugnisse, welche dem Menschen sein Hiersein erleichtern.

Der Mensch. Der Mensch und sein Wirken ist es, was ein Land wichtig macht, ohne ihm ist für uns auch das Paradies eine Wüste. Bevor wir jedoch über verschiedene Völker, die Zahl, Lebensweise und Sitten derselben sprechen, wollen wir ein wenig unsere Aufmerksamkeit auf ihre Geschichte richten. Die geschichtlichen Momente sind in dem Gemälde eines Landes von großer Wichtigkeit, indem sie allein uns in den Stand setzen, den Menschen und sein Leben selbst, gehörig zu beurtheilen. Die Geschichte allein liefert uns den Maßstab, mit welchem wir die intellektuelle und gesellschaftliche Entwicklung messen können. Wir werden daher diesen Abschnitt in mehre Absätze theilen und vor allem die geschichtlichen Momente ins Auge fassen.

Es ist keine Nachricht vorhanden, daß Mexico früher, als von Fernandez Cordova 1517, diesem denkwürdigsten Jahre in der Geschichte der Menschheit, in dem, die noch fortdauernde geistliche und leibliche Weltaufregung in beiden Hemisphären begann, von Europäern betreten worden wäre. Dieser Seefahrer lief aus dem Hafen von Ajaruco, dem heutigen Havannah mit 110 Soldaten auf Entdeckung aus. Das Cap Catoche in Yukatan war die Frucht dieser Expedition. Man segelte längs den Küsten des Meerbusen hin, und merkte, daß man ein Festland vor sich habe. Ja was noch mehr: das Land unterschied sich durch unzweideutige Zeichen der Cultur, wie man sich dieselbe in Amerika zu finden bereits begeben hatte. Die Soldaten fanden Ähnlichkeit mit Spanien, nannten das Land Neuspanien, welcher Name in der Folge auf das ganze große Reich überging, das hier von den Spaniern als Vicekönigreich gestiftet wurde. Das Volk, welches hier in Flecken und Dörfern aus Stein gebaut wohnte, empfing die fremden Räuber, denn das waren die Spanier in Amerika, so nachdrücklich, daß Cordova mit Verlust seiner halben Mannschaft abziehen mußte. Einen Tempel zu plündern war indessen gelungen und die goldne Beute reizte die golddurstigen Spanier so sehr, daß unter Juan de Grijalva sogleich eine Expedition von 240 Mann zur Eroberung des Landes abgeschickt wurde. Grijalva gelangte an Mexico's Küste, entdeckte die Insel Cazumel, segelte längs der Küste bis zum Panuco fort, handelte für Glasperlen und Kleinigkeiten Gold ein und brachte zu Mexico's Verderben, 10000 Dukaten Goldes Werth nach Cuba zurück. Armes Volk! das nicht wußte, daß es sich mit seinem Golde eiserne Ketten kaufte, mit seiner Gastfreund-

schaft sein Verderben! — Endlich war also das Goldland gefunden, man sah ein, daß Columbus Vorhersagung erfüllt war. Hier war mehr als Cathai und der Großchan, und Cortez ging 1519 zur Eroberung von Mexico ab.

Aus der frühern Geschichte Mexico's sind uns nichts als magere Bruchstücke geblieben, welche mehr im Stande sind, Hypothesen zu erzeugen, als zu begründen. Mexico war kein Staat, von dem man das Wort hochgebildet, im Sinne christlich europäischer Bildung gebrauchen dürfte. Es war eine theokratische Monarchie, ein Gemisch von Widersprüchen, von Sittigung und Wildheit, eine Art neues Egypten, wo ein Pharao neben einem Hohenpriester, jeder sein System entwickelte. Ein Mann, der in der Zeit der Eroberung lebte, nennt es ein Gemisch unglaublicher Sanftmuth mit furchtbarer Wildheit. Ursprünglich sollen wilde Männer von Norden her gekommen, das Land nomadisch durchirrt haben. Auf sie folgten die Azteken, die früher nordöstlich dem Meerbusen von Californien, im Lande Aztean gewohnt haben. Einer ihrer Fürsten soll sie alsdann im Jahre 1160 unserer Ära auf das Hochplateau von Anahuac geführt, und mit ihnen sich unter den Eingebornen niedergelassen haben. Dieser Häuptling soll Huiziton geheißen, das Land erobert, und Mexico gegründet haben. Eine aristokratische Regierungsform soll nun begründet worden sein, der erste König wird Akapamizin genannt. Die Eroberung Mexico's setzt man in das Jahr 1325; die Regierung des ersten Königs auf das Jahr 1352, also 175 Jahre vor der Erscheinung Cordova's an den Küsten des Landes. Die Azteken eroberten nun immer mehr, unterwarfen sich die benachbarten Völker und breiteten ihre Schutzherrschaft bis an die Küsten beider Meere aus. Es heißt übrigens der Leichtgläubigkeit der Leser etwas zu viel zumuthen, wenn man ihnen solche Märchen aufheften will. Alle diese Angaben ermangeln jedes historischen Grundes, sind aber auch der Natur der Sache nach unmöglich. Keine Spur ist vorhanden, daß im Norden Mexico's je ein gebildetes Volk gewohnt habe. Eben so wenig ist eine Nachricht vorhanden, wie die Tolteken, denen man im Lande doch auch jetzt noch so viele Monumente zuschreibt, von einem amerikanischen Stamme überwältigt werden konnten, dem nicht einmal Eisen zu Gebote stand. Einhundert fünf und siebenzig Jahre vor der Entdeckung durch die Europäer soll Mexico durch ein wildes Volk (denn nur ein solches konnte aus Neucaliforniens Wäldern kommen) gegründet worden sein; und wie auf einen

Zauberschlag sich alles umgestaltet haben zur Kultur und Civilisation! Sprächen nicht die Alterthümer des Landes für eine Kultur auf dem Hochlande Mexico's, die so alt als irgend eine des alten Erdtheiles ist; so würde selbst die Langsamkeit der Entwicklung des Menschengeistes einem solchen Märchen widersprechen. Die Alterthümer Mexico's weisen in eine frühe Epoche der Weltgeschichte hinauf. Der Staat war gegründet, die Gesetze geheiligt und raffinirt, die Religion festgestellt und geregelt, und das Ganze des mexicanischen Staates fest gegründet, gereift und vollendet. Es kann kein Zweifel sein, daß Flotten, die vom persischen Meerbusen ausliefen, das Land bevölkert und den Staat des Montezuma gegründet haben. Die Bilderschrift weist zu deutlich auf die Mauern von Persepolis hin, die Pyramiden Mexico's oder die gestutzten Teocalis sind ganz in dem Style gebaut, wie man die Tempel des Belus sich zu denken gewohnt ist. Selbst die Religion hat dasselbe blutdürstige Prinzip in sich, welches der Religion Asiens, vor Zoroaster und Confuz eigen war. Auch Peru ist durch eine Kolonie aus dem persischen Meerbusen vom Euphrat her civilisirt worden. Die Civileinrichtung so wie der Sonnendienst ist rein persisch. Zudem scheint auch die Verbindung zwischen Asien und Amerika nur in Folge der asischen Völkerumwälzung abgebrochen worden zu sein. Es wäre aber nicht unmöglich, daß nach dem Sturze des persischen Reiches durch Alexander, sich die persischen Flotten nach dem Nationalunglücke, nach Amerika gerettet hätten. Die Ausgrabung griechischer Waffen und Inschriften aus den Zeiten Alexanders bei Montevideo scheint wenigstens eine Möglichkeit zu begründen. Überdies erhielt sich das Andenken der Abhängigkeit von einem fremden Welttheile in der Sage dieser Völker; selbst Montezuma betrachtete sich nur als Statthalter eines fremden Monarchen, der diesen Staat gegründet und eingerichtet hatte und wieder kommen sollte, um das Seine zu reklamiren. Ohne diese unglückselige Volkssage hätte Cortez kaum Mexico gesehen. Sie war es aber, welche die Kraft der Nation brach, welche gegen die Eindringlinge erst dann zu kämpfen wagte, als es zu spät war; auch nur mit halben Herzen kämpfen ließ, weil man das Recht auf Seite der Eroberer glaubte. Es ist hier der Ort nicht diese Hypothesen genauer zu begründen, aber die vielen Monumente einer fernern Vorzeit, die ungeheuren Städte aus gewaltigen Materialien erbaut, die auf den Bergebenen in Trümmern liegen z. B. die Ruinen von Palenque, von Huehuetlapallan u. dgl.; die gute

Polizeieinrichtung, die man hier antraf, die Kenntnisse und Wissenschaften, die so weit ausgebildet waren, der allgemeine und geläufige Gebrauch der Hieroglyphen u. dgl. mehr deuten auf eine Kultur hin, die sich nicht von 1352 her datirt, sondern leichter um einige Jahrhunderte über Christi Geburt hinaufsteigen muß. Man hat sogar Schriftzüge in Canada gefunden, die dem phönizischen Alphabete ähneln; von Peru aus hat sich der Sabäismus unter die wilden Völker am Amazonenstrom und in die Wälder der Parime und Brasilienberge verbreitet; die rohen Bilder der Felsen zeugen davon. Wie oben gesagt, scheint der Verkehr mit den übrigen Erdtheilen abgebrochen, die Kultur ins Stocken gerathen und ein rückgängiger Stillstand in der Fortbildung dieser isolirten Völker entstanden zu sein. Fand doch selbst zwischen Mexico und Peru kein Verkehr statt, ja es scheint, daß beide Staaten ihr gegenseitiges Dasein nicht einmal ahneten. So viel ist indessen gewiß, daß wir von der Geschichte Mexico's vor der Eroberung, bis jetzt nichts Gewisses wissen. Ob die Ausgabe der Monumente Mexico's durch Lord Kingsborough Licht in dieses Dunkel der Vorzeit bringen wird, steht erst zu erwarten; da dieses gewaltige und verdienstvolle Werk seiner Kostbarkeit wegen nur denen zugänglich ist, die mehr Geld haben als — Schreiber dieses. Die Monumente werden einen Theil der Oro- und Topographie bilden. Wir gehen nun zur Geschichte der Eroberung über.

Die Hab- und Ruhmsucht trieb den Spanier Velasquez, Gouverneur von Cuba an, die Eroberung Mexico's zu unternehmen. Die Begierde war so groß, daß er bedeutende Summen aus seinem eigenen Vermögen darauf verwandte, um die Rüstung zu beschleunigen. Niemals ist ein tollkühneres Unternehmen begonnen, nie ein abenteuerliches Wagstück mit größerem Erfolge gekrönt worden. Die tüchtigsten Spanier, welche Velasquez zu Gebote standen, wurden für das Unternehmen gewonnen. Es lag im Geiste der damaligen Spanier, Ritterthaten zu unternehmen, sie hatten es in den maurischen Kriegen gelernt, und fanden hier einen weiten Spielraum, ihre Lust an Abenteuern zu befriedigen. Als die Ausrüstung vollendet war, handelte es sich um einen Feldherrn, dem die An- und Ausführung anzuvertrauen wäre. Am liebsten wäre wol Velasquez selbst gegangen, allein es hatte sich aus der arabischen Regierungsform ein Krebsschaden in die spanische Administration vererbt, welche jedem Abenteurer es leicht machte, sich der Stelle eines Statthalters zu bemächtigen, indem er seinen Vorgänger verdrängte,

und der spanische Hof sanktionirte gewöhnlich auf eine türkische Manier das glückliche Verbrechen. Die Furcht nun, seine Statthalterschaft in Cuba einzubüßen, ohne vielleicht eine bessere in Neuspanien, wo der Erfolg noch zweifelhaft war, zu erringen, veranlaßte Velasquez nicht selbst zu gehen, um Mexico zu erobern. Zum Glück für Spanien, aber zum Unglück für Velasquez selbst, wählte er nach langem Zaudern Ferdinand Cortez; einen jungen Mann voll Muth, Talent, Geist und auch wirklicher Seelengröße. Bald gereuete es Velasquez, er wiederrief seine Befehle, aber die Flotte war abgesegelt und Cortez nicht der Mann, der in dieser Widerrufung etwas anders als seine Unabhängigkeitserklärung von Velasquez erblickt hätte. Er wußte seine Mannschaft so zu begeistern, daß sie mit schwärmerischer Ergebenheit an ihm hing. Velasquez Gegenbefehle wurden daher verachtet, Cortez trat als spanischer Befehlshaber auf.

Dieser Cortez, der seinen Nahmen mit glücklichem Schwerte blutig in die Geschichte der neuen Welt eingezeichnet hat, war 1485 zu Medelin einem kleinen Städtchen in Estremadura geboren, ein kräftig aufstrebender Geist, wild und kühn wie sein Zeitalter. Er gährte in seiner Jugend heftig, wie junger Wein, klärte aber später sich zu einem tüchtigen Regenten ab. Er hatte bereits bey der Eroberung Cuba's Beweise seiner Kraft und Einsicht, wie seines ausgezeichneten Talentes gegeben, und segelte nun, in Trinidad, Cuba und andern Niederlassungen der Spanier verstärkt nach dem Festlande ab, nachdem er den Nachstellungen der Spanier nicht nur glücklich entgangen war, sondern auch die Huldigung und Versicherung der Treue von seinen Gefährten empfangen hatte. Seine Flotte bestand aus 11 Schiffen, von denen das Admiralschiff hundert Tonnen führte. Die Mannschaft zählte 508 Mann Soldaten und 109 Matrosen, Handwerker u. d. g. Nur 13 Soldaten waren mit Feuergewehren bewaffnet, dreißig mit Armbrüsten, die Übrigen aber mit Spießen und Schwertern. Statt des Harnisches waren die Wämser mit Baumwolle gefüttert, was hinreichte, den Waffen der Amerikaner zu widerstehen. Überdies zählte die Rüstung 12 kleine Feldstücke, vier Falkonets und sechzehn Pferde. Diese kleine Macht, kaum hinreichend um ein Dorf zu erobern, hatte nichts weniger im Sinne, als eines Reiches sich zu bemächtigen das an Kraft und Ausdehnung Spanien mehrmal übertraf, an Civilisation und bürgerlicher Einrichtung aber nicht nachstand. Zwei mächtige Bundesgenossen schifften sich mit Cortez ein, der unersättliche Golddurst und der Fanatismus, auf der andern

Seite hatte ihm der Aberglaube der Mexicaner vorgearbeitet. Die Spanier landeten daher 1519 den 4. März zu Tabasco mit einer Zuversicht, die sie bewog sich sogleich als Herren des Landes zu betrachten. Eine Schlacht ward geliefert und Tabasco huldigte dem Könige von Castilien als Oberherrn, zahlte Tribut an Kattun, Gold und — Sklavinnen. Da hier keine passende Anlage zu einer Kolonie schien, so segelte Cortez westlicher, und landete am 2. April auf der kleinen Insel, die jetzt noch unter dem Namen St. Juan de Ulua die Festung von Veracruz bildet. Er schiffte hier seine Truppen aus, bauete Hütten und verschanzte sich, wobei die guten Eingebornen zum eigenen Untergange hülfreiche Hand leisteten. Zwei Abgeordnete Montezuma's, des Herrschers von Mexico, waren erschienen; malten alles, was sie sahen; überreichten Geschenke, die für Grijalva bestimmt waren, die dieser aber nicht erwartet hatte, und betrugen sich gegen Cortez mit Ehrfurcht. Die zwei Mexicaner hießen Pilpatoe und Teutile. Es wurden nun von Montezuma mehre Gesandtschaften empfangen, alle brachten immer größere Geschenke um abzuwehren dem Verderben, indem sie den Besuch in der Hauptstadt, auf den Cortez drang, ablehnten. Unter den Geschenken zeichnete sich eine kolossale Sonne aus Gold und ein ähnlicher Mond aus Silber, besonders aus. Je reicher die Geschenke wurden, desto mehr entflammte die Begierde der Spanier, und als endlich Montezuma so viel Muth zusammenraffte, um den Zug nach Mexico förmlich zu verbieten, wurden die ungebetenen Gäste nur um desto dringender. Die Lage Montezuma's wurde mit jedem Tage schwieriger. Er war ein Eroberer und hatte nach Art der Morgenländer die überwundenen Fürsten tributär gemacht. Diese trugen nur unwillig das Joch und befreundeten sich schnell mit den Fremdlingen, von denen sie Freiheit erwarteten, ohne die nahe Sklaverei, die sie selbst bedrohte, zu ahnen. Montezuma hatte indessen nicht Charakter genug, um entweder die Spanier als Freunde gastlich zu empfangen oder als Feinde schnell zu vertilgen, was gewiß leicht geworden wäre, hätte er seine Macht schnell gegen sie gewendet, dem Bündnisse mit den Einheimischen zuvorkommend. Die Unterhandlungen zogen sich so lange hin, bis der unschlüssige Montezuma zuletzt that, was er zuerst hätte thun sollen. Er befahl den Spaniern das Land sogleich zu verlassen, und als diese nicht gehorchten, wurde aller Verkehr abgebrochen, und die Feindseligkeit konnte jede Minute ausbrechen. Indessen schien den Spaniern selbst vor dem

Wagstücke, dessen Größe sie zu begreifen anfingen, zu grauen. Cortez allein war muthig und schlau genug, der Gefahr auf eine Weise zu trotzen, die sein großes Talent ins Licht setzt. Er schien sich ganz dem Willen seiner Soldaten hinzugeben, gründete nur auf ihr Begehr eine Niederlassung, gab ihr eine eigene Verfassung, ließ Magistrate wählen, und legte in ihre Hände seine Bestallung als Unterstatthalter, die er von Velasquez erhalten hatte, nieder, um als unabhängiger Feldherr im Namen des spanischen Monarchen von der durch ihn geschaffenen Junta gewählt zu werden. Nun trat er als königlicher Feldherr auf, und wußte mit solcher Umsicht sein Volk zu behandeln, daß sie alle schwuren, ihn bis in den Tod zu begleiten; ja sogar die entschiedenen Anhänger Velasquez machte er sich zu Freunden. Schwerlich hätte Scipio Carthago zerstört, hätte nicht sein Großoheim an Massinissa einen Freund gefunden, der um schnöden Preis für seine Eitelkeit, sein Vaterland an Fremdlinge verrieth. Schwerlich hätte Cortez Mexico gesehen, hätte sich nicht der Kazike von Zempoallan gefunden, der ihm Freundschaft, Bund und Beistand antrug, weil er des Joches unter Montezuma eben so müde war, als Massinissa des Übergewichtes von Carthago. Dieses Anerbieten des Kaziken gab Cortez Licht auf seinem Pfade; er sah in Montezuma den gehaßten Tyrannen, der durch seine Vasallen leicht zu stürzen sei. Natürlich lehnte er das Bündniß mit Zempoallan nicht ab, sondern marschirte sogleich nach dieser Stadt, die ihn mit Freuden als Befreier begrüßte. Hier erfuhr er, wie sehr Montezuma gehaßt sei, als ein schrecklicher Tyrann, der die Vasallen aussauge, ihre Söhne mit Gewalt zu Schlachtopfern für seine Götter, ihre Töchter zu Beischläferinnen für sich und seine Günstlinge wegnähme. Cortez versicherte, er sei gekommen zum Schutz der Unterdrückten, und zog weiter nach Quiabislan, wo er dieselbe Aufnahme fand, dieselben Beschwerden hörte, dieselben Versprechungen ertheilte. Montezuma hatte eine gute Polizei, und der Verkehr des Cortez mit dem Kaziken wurde an seinem Hofe schnell ruchbar. Strafedrohend erschienen daher Offiziere aus Mexico um Tribut und Menschen zu Opfern, ihres Ungehorsams wegen, zu fordern. Die Kaziken widersetzten sich offenbar, ergriffen die Offiziere, und da ihr Aberglaube so unmenschlich wie der zu Mexico war, so wollte man die Offiziere den Göttern schlachten. Cortez schauderte vor solchem Götzendienste, in dem die Engländer, welche in Dahowey bei ähnlichen Gelegenheiten in

Galla erschienen, nichts Widerliches gefunden hätten; er entließ die Offiziere nach Hause, setzte aber eben dadurch die Kaziken in die Nothwendigkeit, sich für unabhängig von Mexico zu erklären, und dem Könige von Spanien zu huldigen. Die Kaziken erhielten an dem Volke der Totomaken starke Verbündete, und alle erboten sich, Cortez mit ihrer ganzen Macht bei der Eroberung Mexico's zu unterstützen.

Es wurde daher mit dem Marsche nach Mexico Ernst, und einem Theile der Spanier entfiel der Muth; sie verschworen sich, wollten eine Brigantine an sich nehmen, und darauf nach Cuba zu Velasquez zurückkehren. Kaum hatte Cortez dieses erspäht, als er die Flotte kühn verbrannte, und somit die Spanier für immer an das neue Land fesselte. Nun mußten auch die Muthlosesten nach Mexico marschiren, da ihnen kein anderer Ausweg übrig blieb, Verzweiflung aber Muth gibt. Was Cortez durch Kühnheit und Muth erworben, hätte sein blinder Fanatismus bald wieder verloren. Im Eifer gegen den Götzendienst ließ er nemlich die Tempel zu Zempoallan plündern, die Götzen herauswerfen, und das Bild der Maria darinnen aufstellen. Es fehlte wenig, so hätte das erbitterte Volk diesen Angriff blutig gerächt. Nur das schon sehr hoch gestiegene Ansehen der Spanier dämpfte den Aufstand. Tlascala nahm aber den Mann, der mit Tempelzerstörung anfing, unfreundlich auf. Diese Republik war stark und frei, gegen Montezuma aber feindlich gesinnt. Sie hielten die Spanier, die ihre Götter gehöhnt hatten, für solche Leute, welche sich wol am Ende mit Montezuma verbinden, und sie ihrer Freiheit berauben könnten. Sie brannten vor Begierde ihre beleidigten Götter zu rächen, fielen die Spanier an und tödteten ihnen zwei Pferde, verwundeten auch mehre Spanier, die sie ihrer geringen Zahl wegen verachteten. Indessen wurden die Tlascalaner in allen Gefechten geschlagen, deren sie nicht wenige lieferten; sie bekamen nun, da sie von ihren Priestern und Götzen so im Stiche gelassen wurden, vor den Spaniern als vor höhern Wesen, Achtung, schlossen Frieden und Freundschaft mit ihnen. Es war die äußerste Noth bereits eingetreten, und die Spanier in größter Gefahr, als dieser Friedensschluß ihnen zu Hülfe kam. Ein Bündniß mit diesen tapfern Republikanern rettete die Spanier, verstärkte sie und beförderte ihr Fortschreiten gegen Mexico. Der unbesonnene Bekehrungseifer drohte indessen den Bund schnell wieder zu zerstören. Schon waren die Tlascalaner erbittert, schon war Cortez im Begriff die Tempel zu zerstören, als der Caplan des Corps,

Bartholomäus de Olmeda, noch durch sein Ansehen und seine christliche Weisheit dazwischen trat und Cortez von seiner Unbesonnenheit zurückhielt, indem er mit Recht geltend machte: daß das Evangelium nur durch Predigt und sanftes Wort, ohne Gewalt verbreitet werden müsse. Cortez ließ auf diese vernünftigen Vorstellungen die Tlascalaner bei ihrer Religion und forderte nur, daß sie keine Menschen mehr opfern sollten. Von 6000 Tlascalanern begleitet, setzte er seinen Weg nach Mexico fort, und gelangte nach Cholula. Hier empfing endlich Cortez von Montezuma die Erlaubniß nach Mexico zu kommen. Es war den 13. Oktober, als Cortez zu Cholula einzog, welches eine große Stadt, unter gezwungener Hoheit Montezuma's, war. Den Tlascalanern ward der Eintritt verweigert, und Marina eine Indianerin, die Cortez als Dolmetscherin diente, erfuhr: daß hier Cortez und der Spanier Untergang beschlossen sei und hinterbrachte es diesem getreulich. Cortez beschloß ein schreckliches Beispiel zu geben, wie er Verrath und verletzte Freundschaft räche. Er fiel über die Stadt her, setzte alle Obrigkeiten und Priester gefangen, ließ die Tlascalaner anrücken und durch zwei Tage ein schreckliches Blutbad unter der Bevölkerung anrichten, so daß 6000 Einwohner umkamen, die Tempel samt den Götzenpriestern, die Tags vorher, um ihr Unternehmen zu heiligen, sechs Kinder geopfert hatten, verbrannten, und die Stadt einem Schutthaufen glich. Jetzt kündigte Cortez Verzeihung und Frieden an, befahl den Einwohnern zurückzukehren, ihre Häuser wieder zu erbauen, und ihn mit Lebensmitteln zu versorgen. Diesem Befehle wurde von den Eingebornen der pünktlichste Gehorsam geleistet; denn nach dieser Schlacht, in der Cortez nicht einen Mann einbüßte, betrachtete man ihn und die Seinigen vollends als höhere Wesen. Cortez beschloß nun gerade auf Mexico zu marschiren, wo er denn auch ankam. Auf dem ganzen Wege wurde er als Befreier von Montezuma's unerträglicher Herrschaft empfangen. Die Kaziken huldigten ihm. Wie ein Traum erschienen den Spaniern die prachtvollen Gefilde von Mexico, die fruchtbaren Fluren, die wohlgebauten Felder, die schönen Städte um den herrlichen See. Montezuma, der bald einladende, bald abwehrende Botschaften an ihn gesandt hatte, empfing ihn mit Freundlichkeit, mexicanische Chroniken erzählen uns die erste Zusammenkunft sehr umständlich. Montezuma empfing den fremden Herrn mit der Unterwürfigkeit eines Sklaven. Er war von Höflingen umgeben, die also hießen: Aztircazintacatecatl, Tpoalintacochcacatl, Quezalazta-

cintiticociaoacatl, Totomochziufecatempalizin. Als Montezuma später gefangen wurde, verließen ihn alle, um sich zu verbergen. Diese Gefangennehmung geschah leider bald. Die Lage der kühnen Spanier in der Hauptstadt eines großen Reiches war sehr gefährlich; in Montezuma's Person, der von seinen Unterthanen abgöttisch verehrt wurde, glaubte Cortez eine Bürgschaft seiner Sicherheit zu haben. Indessen ließen die Spanier nicht lange auf unbesonnene Streiche warten. Fünf vornehme Mexicaner, darunter der Sohn Montezuma's, wurden als des Verrathes an den Spaniern verdächtig eingebracht und auf Cortez Befehl lebendig verbrannt; Montezuma selbst in Fesseln gelegt, und so gedemüthigt, daß er nicht nur die Regierung den Spaniern gänzlich überließ, sondern sich sogar für einen Vasallen der spanischen Krone in Demuth bekannte. Cortez ließ nun das ganze Land durch ausgesandte Spanier in Begleitung von mehren Mexicanern zu ihrem Schutze durchreisen, sammelte Schätze, deren Vertheilung unter den Truppen Zwietracht verursachte. Nur zu Einem war Montezuma nicht zu bewegen, zur Annahme der christlichen Religion und Entsagung des Götzendienstes. Indessen erwachte der Patriotismus der Mexicaner, und unvermuthet verlangte Montezuma, Cortez solle, nachdem er den Zweck seiner Gesandtschaft erreicht hätte, das Reich verlassen. Neun Monate waren nun seit der Landung Cortez in Mexico verflossen. Sogleich nach der Landung waren von ihm Depeschen nach Spanien gesandt, um Bestätigung in seiner Statthalterschaft zu erlangen. Die Antwort blieb aus, Cortez Heer schmolz durch Krankheiten, und seine Lage wurde durch die drohenden Bewegungen der Eingebornen immer mißlicher. Um seine mißliche Lage vollends verzweifelt zu machen, langten Boten an, die berichteten: daß Schiffe zu Veracruz, wie Cortez die Stadt, die er gegründet, benannt hatte, angelangt seien; auch kamen bald Depeschen, die berichteten, daß die Spanier von Velasquez aus Cuba abgesandt seien, nicht um Cortez Hülfe zu bringen, sondern ihn zu entsetzen und gefangen nach Cuba zu führen. Die gegen ihn abgesandte Macht kommandirte Pamphilo de Narvaez, sie war die größte Macht, die in Amerika bis jetzt von den Europäern aufgebracht wurde, und bestand aus 800 Mann Fußvolk, unter denen 80 mit Feuergewehren und 120 mit Armbrüsten ausgerüstet waren, 80 Reitern, 12 Stück groben Geschützen und hinreichender Munition. Cortez beschloß nicht zu gehorchen; er nahm seine Mannschaft zusammen, ließ 150 Mann als Besatzung in Me-

xico zurück, und zog nach vergeblichen Unterhandlungen Narvaez entgegen, überfiel ihn bei der Nacht, schlug ihn und gewann durch Überredung, Leutseligkeit und Geschenke die Soldaten des Narvaez, so daß er sich, statt seinen Untergang zu finden, plötzlich an der Spitze von tausend Mann wohlbewaffneter spanischer Truppen sah. Indessen war die Feindschaft zwischen den Spaniern und den Bewohnern von Mexico aufs höchste gestiegen. Alvarado, den Cortez zurückgelassen hatte, brauchte Gewalt, er überfiel die Vornehmsten des Volks und die Priester in ihrem großen Tempel bei einem nächtlichen Feste, ermordete alle, die nicht über die Zinne des Tempels sprangen, plünderte diesen und brachte das Volk zur Verzweiflung. Cortez kehrte nach Mexico zurück, nirgend ward er empfangen, allenthalben fand er Städte und Dörfer leer.

Die Vereinigung der Spanier zu Mexico machte diese kühn. Cortez warf die Maske ab, vernachlässigte Montezuma, mißhandelte ihn und das Volk durch Hohn und Spott, und brachte letzteres zur Verzweiflung. Der Krieg brach nun furchtbar los. Montezuma, der von den Mauern herab das Volk ermahnte, sich zu beruhigen, wurde von diesen tödtlich verwundet, die Mexicaner stürmten täglich wüthender an, und der gewaltige Verlust an Todten, den sie erlitten, spornte sie nur an, die Spanier um so gewisser dem Untergange zu weihen. Endlich sah Cortez kein anderes Heil, als in der Flucht. In der Stille wollten die Spanier Mexico verlassen, und die Trauernacht, wie sie noch heute bei ihnen heißt, sollte den Rückzug decken. Allein kaum hatten sie sich in Marsch gesetzt, als die Mexicaner über sie herfielen, und als der Morgen anbrach, hatte Cortez mit kaum der Hälfte seiner Mannschaft das Festland erreicht. Die übrigen Spanier waren theils erschlagen, theils gefangen auf die Blutaltäre der blutdürstigen Gottheiten Mexico's geschleppt, um ihnen das klopfende Herz aus lebendigem Leibe zu reißen, und es rauchend zu opfern. Jämmerlich zugerichtet zog Cortez, durch die Mexicaner allenthalben beunruhigt, gegen Tlascala und kam von Wunden, Hunger und Mühseligkeiten ermüdet nach Atumba, wo ihn die ganze mexicanische Kriegsmacht empfing. Schrecklich war das Gefecht, aber die Waffen der Europäer siegten, Cortez schlug den Feldherrn Mexico's nieder, einer seiner Gefährten ergriff die Reichsstandarte und nun flohen die Mexicaner nach allen Seiten; denn das Reichskleinod war in des Feindes Hand. Die Beute des Schlachtfeldes war so groß, daß sie die auf dem Rückzuge eingebüßten Schätze einigermaßen

vergütete. Aber auch die Spanier waren gebeugt und athmeten froh auf, als sie am 8. Juli 1520 in Tlascala einrückten. Diese treuen Republikaner nahmen Cortez und seine Gefährten liebreich auf, eine That, die ihnen später ein besseres Loos als den übrigen Völkern bereitete. Cortez ging nun nach Veracruz zurück, besänftigte durch seine Klugheit, die ihm die heilsame Warnung des Schicksals gegeben hatte, den aufrührerischen Geist seiner Soldaten, und dachte auf neue Unternehmungen.

Cortez Stern war noch nicht untergegangen, sein Todfeind Velasquez, sein Nebenbuhler Garay in Jamaica schickten kleine Geschwader, freilich zu seinem Verderben ab; alle gewann Cortez und verleibte sie seinen Truppen ein, so daß er wieder eine ansehnliche Schar zusammenbrachte. Er entließ nun die Soldaten des Narvaez, die nicht gerne in seinem Dienste bleiben wollten, und behielt noch 550 Mann Fußvolk, 40 Reiter und 9 Feldstücke übrig. Er warb nun noch 10000 Tlascalaner an, und zog mit dieser Macht auf Mexico los.

Quetlavaca war an Montezuma's Stelle Kaiser geworden, ein Mann, der Mexico gerettet hätte, wenn seine Schicksalsstunde nicht geschlagen. Er traf alle Vorkehrungen zum Empfange der Spanier, befestigte die Hauptstadt, erfand lange Spieße gegen die Reiter, bot seine ganze Macht auf und — was seine Weisheit in ein glänzendes Licht stellt, er suchte die Tlascalaner von dem Bündnisse mit den Spaniern abzuziehen, indem er ihnen ihre Thorheit, sich durch Fremdlinge Sklaverei zu bereiten, begreiflich machte. Mexico's Schicksalsstunde hatte jedoch geschlagen, Cortez wußte sich die Tlascalaner zu erhalten, und zog auf Mexico los, besetzte Tezcuco, die zweite Hauptstadt des Reichs und bereitete hier seinen Angriff auf die Hauptstadt, beinahe im Angesicht derselben vor. Neue Meuterei unter seinen Truppen wußte Cortez durch seine Klugheit und Mäßigung zu beseitigen, Brigantinen auf dem See von Mexico erbaute er mit wundervoller Anstrengung und als alles bereit war, erschien die sehnlich erwartete Verstärkung von Hispaniola aus, welche 200 Soldaten, 80 Pferde, zwei schwere Geschütze und viel Munition und Waffen brachten. Die Flotte aus Brigantinen war mit Sorgfalt erbaut und Mexico's Untergang war entschieden. Quetlevaca war an den Blattern gestorben, Quatilmozin sein Bruder war Kaiser von Mexico. Nach einer hartnäckigen Belagerung ward am 13. August 1521 die Stadt Mexico mit Sturm erobert, Quatilmozin, der sich heldenmüthig vertheidigt hatte, gefangen, und das spanische Regiment

war fest gegründet. Cortez unterwarf nun die Provinzen, die nach der Gefangennehmung des Kaisers keinen Widerstand leisteten, befleckte aber seinen Ruhm durch die Folterung und schändliche Ermordung des gefangenen Kaisers, um Schätze, die er verborgen glaubte, zu entdecken. Die Spanier nahmen nun von Mexico Besitz. Cortez ward mit dem schönen Thale von Oaxaca, dem Vizekönigthume, großen Ehren und Privilegien, und zuletzt mit Undank von seinem Hofe belohnt, dem er eines der reichsten und größten Länder der Erde geschenkt hatte.

Eine lange Reihe von Vizekönigen regierte nun den Staat. Cortez ließ Mexico wieder prächtig aufbauen, und sein Plan war es, nach dem eine der schönsten Städte der Erde sich erhob, die es trotz aller Unfälle bis heute ist. Spanien lernte bald die Wichtigkeit dieser Besitzungen kennen, keinem Fremden wurde gestattet sie zu betreten. Als die reichen Silberminen entdeckt wurden, eilten alle ruinirten Spanier dahin, wurden schnell reich, aber das Land wurde schnell bevölkert, und nichts fehlte ihm als eine gute Regierung. Leider ward ihm dieselbe selten zu Theil. Kaum hatte sich ein Vizekönig einigermaßen mit dem Lande bekannt gemacht, so wurde er durch das Mißtrauen des spanischen Hofes abgerufen; bei dem besten Willen konnte zur Aufnahme des Landes nichts geschehen. Die Stellen in den Kolonien waren Gnadenbezeigungen; sich schnell zu bereichern war daher das einzige Streben der Beamten. Dennoch blühte das Land auf, nahm an Bevölkerung zu, so daß diese bereits über 6 Millionen anstieg. Der gesegnete Bergbau machte Arbeiter nöthig, diese bedurften des Ackerbaues und beide befanden sich in guten Umständen. Nur geistige Kultur wurde gehaßt, die tiefste Unwissenheit drückte das Volk nieder, und dieser Übelstand mußte um so nachtheiliger wirken, als die Einwanderungen aus dem ebenfalls immer tiefer sinkenden Mutterlande, den Mangel geistiger Kultur zu ersetzen nicht im Stande waren. Die Indianer waren durch das Machtgebot Christen geworden, d. h. sie lernten ein Kreuz schlagen. Im Herzen blieben sie, da für ihren Unterricht durchaus nicht gesorgt wurde, ihrem alten Götzendienste mit einer Anhänglichkeit ergeben, die völlige Wiederherstellung des Heidenthums fürchten läßt. Glücklicherweise wurden nur wenig schwarze Sklaven eingeführt, da diese sich beim Bergbau, zu dem doch einige Kenntniß gehört, nicht so gut, wie in den Plantagen verwenden lassen. Ein politischer Geist scheint in Mexico erst in neuerer Zeit erwacht zu sein.

Obwol nun diese Kolonie von Spanien mit besonderer Vor-

liebe gepflegt wurde, so konnte man sich doch selbst in Spanien einer gewissen Furcht nicht erwehren: das Wickelkind, dessen Beine zwar durch Wickelbänder und Windeln geschwächt genug waren, möchte am Ende dennoch gehen lernen. Am deutlichsten sprachen sich diese Ahnungen aus, als das englische Nordamerika sich unabhängig erklärte und diese Unabhängigkeit auch zu behaupten wußte. Der Graf Aranda, welcher vom spanischen Hofe nach Paris gesandt worden war, um den Frieden, der Nordamerika frei machte, zu unterzeichnen, fühlte die ganze Gewalt der Zeitereignisse. Spanisch-Amerika war in seinen Augen verloren. Dringend rieth der weise Minister das Festland ganz aufzugeben, zu Mexico, Quito, Buenos-Ayres drei Throne zu errichten, mit spanischen Infanten zu besetzen, den Titel eines Kaisers anzunehmen, Cuba aber durch weise Institutionen zum Stapelplatze des Welthandels zu erheben. „Alle Vortheile, sagte der weise Rathgeber, welche wir jetzt aus diesen Besitzungen ziehen, werden alsdann ohne Mühe und Gefahr in reichlicherem Maße nach dem Mutterlande strömen."

Die drei Infanten sollten immer aus der Familie heirathen, Spaniens Kaiser als Familienhaupt erkennen, und jährlich eine gewisse Menge edler Metalle in den Schatz liefern. Das Schicksal klopft oft mit weiser Hand an die Kabinete der Regierungen, aber nur zu oft wird die Warnung verachtet. Nie ward einem Monarchen ein besserer, großartigerer und heilsamerer Rath gegeben, als der des Grafen Aranda war. Er blieb ohne Wirkung, aber nicht ohne Folgen. Aranda's Vorhersagungen sind buchstäblich eingetroffen. Die vereinigten Staaten haben Florida, Luisiana an sich gerissen, nach Texas strecken sie die Hand aus, und nur baldige Beruhigung und Konsolidirung kann Mexico vor dem Verluste retten. Das ganze Festland ist verloren und statt befreundeter Staaten sind feindliche Republiken erstanden, denen nur ein Quintel gesunde Vernunft fehlt, um in weniger als einem Jahrhunderte das Schicksal des Erdkreises zu bestimmen.

Schon als Humboldt Mexico's gesegnete Fluren besuchte, regte sich ein Geist, der dem kundigen Naturforscher nicht entging; die canadischen Winde wehten ihn aus den vereinigten Staaten herüber. Es ist möglich, daß Mexico und mit ihm die übrigen Kolonien noch eine Zeitlang Spaniens Herrschaft geduldig getragen hätten, wäre das Mutterland selbst weniger eine Beute der extremsten Grundsätze geworden. Trotz der strengsten Wachsamkeit hatten sich neue und dem spanischen System nicht

günstige Ideen eingeschlichen; sie wären vielleicht weniger schädlich geworden, hätte sich Spanien selbst ihrer erwehren oder sie neutralisiren können. Die Verwaltung der Kolonien war stets von Spanien aus so künstlich und geschraubt, daß man deutlich merkte, es mangle das Vertrauen in die Treue; ein Umstand, der ganz geeignet ist, die Treue wankend zu machen, sobald sich Gelegenheit zeigt. Eine kluge Regierung ist ihrer Sache gewiß, oder zeigt sich wenigstens so. In den spanischen Kolonien war aber dieses Mißtrauen schon dadurch offenbar, daß die ganze Regierung unter mehre Konseils, die sich gegenkontrollirten und deren Befugnisse oft nicht einmal abgegrenzt waren, vertheilt war. Die höchste Stelle war die Audiencia Real, Staatsrath und höchster Gerichtshof zugleich, die Mitglieder waren aber in der Regel Europäer, unter die sich nur selten ein Kreole einschlich. Bei dem Tode eines Vizekönigs trat diese Stelle als Interim ein. Eine andere Stelle war die Munizipalkorporation, unter dem Namen Cabildo; sie hatte viele Güter, und daher viel Einfluß, aber wenig wirkliche Gewalt, und bestand gänzlich aus Kreolen. Diese Stellen wurden von den Vätern gekauft, und von den Nachkommen erblich besessen. Diese beiden Stellen rieben sich natürlich beständig an einander, da ihre Interessen so verschieden waren. Der Spanier war immer Fremdling, der Kreole betrachtet sich als Sohn des Landes. Die neuesten Ereignisse haben die schreckliche Explosion verursacht, welche die Spanier aus Mexico vertrieb. Mexico widerstand der Dynastie Napoleons, die es durchaus nicht anerkannte und so sah man hier das seltsame Schauspiel, daß aus der Treue sich der Abfall, aus der Liebe sich der Haß entwickelte. Es war im Juli 1808, als die Zeitungen Europa's, welche nach Amerika hinüberflogen, den Funken in ein Land warfen, das derlei Dinge gar nicht gewohnt war. Auf die Nachricht von der Entsetzung der alten Dynastie rottete sich das Volk zusammen, eine Partei drang auf Widerstand, die andere auf Unterwerfung. Letzteres wollten die Spanier, ersteres die Kreolen, die unerhörter Weise einen Nationalkongreß verlangten. Inturigarey, der damalige Vizekönig, ein Mann, in dem Cortez Geist nicht lebte, schwankte hin und her, bis ihm offizielle Nachricht vom Widerstande der Nation und der Proklamirung Ferdinand VII. zukam. Er ließ nun ebenfalls Ferdinand proklamiren, ließ alle Geschäfte in diesem Namen fortgehen, und die Audiencia stimmte ihm bei, während die Cabildo auf einem Nationalkongresse bestand.

Es fiel nun der erste Akt der Ungesetzlichkeit vor. Neue

Nachrichten von dem Wirrwar in Europa hatten den Vizekönig unentschlossen und wankend gemacht, die Europäer fürchteten die Kreolen und die Unabhängigkeit, weswegen die Audiencia den Vizekönig nächtlicherweise gefangen nahm, in den Kerker der Inquisition abführte und um das Volk zu beschwichtigen, ihn am nächsten Morgen der Ketzerei anklagte. Diese Anklage wirkte dazumal noch schrecklich in Mexico und der alte Vizekönig wurde ohne Widerstand nach Cadix abgeführt, wo er der Usurpation verleumdet, drei Jahre im Kerker schmachtete. Indessen war der Funke in Mexico gefallen, die Nachrichten aus Europa lauteten immer verworrener, eine Verschwörung bildete sich, wurde entdeckt; mehre Cabildos verhaftet, und die schreckliche Revolution brach aus. Sind gewaltsame Revolutionen immer schreckliche Übel, selbst dann, wenn sie glücklich endigen, so daß sie nie die Kosten bezahlen; so sind sie doppelt entsetzlich in einem Lande, wo alles sich vereinigt, was eine Revolution gräulich und entsetzlich machen kann. In Mexico ist dieses der Fall. Die Kreolen und Spanier, die Indianer und Neger, die Mischlinge aller Art, der entsetzlichste Aberglaube, die brutalste Unwissenheit, ein Überfluß an Reichthum neben dem tiefsten Elende, ein halbwüstes Land, das sich zum Parteikriege und zum Aufruhr nebst allen Schrecken eines Guerillakrieges eignet; alle diese üblen Elemente finden sich hier zusammen, um schwer in die Wagschale des bösen Geschickes von Mexico zu fallen.

Der erste, welcher die Fahne des Bürgerkrieges aufpflanzte, war ein Mann, dem die Fahne des Friedens weit mehr geziemt hätte, der berüchtigte Pfarrer von Dolores, Hidalgo: ein Mann von vieler Geisteskraft und unerschöpflicher Genialität. Dieser Mann, von den Seinigen, wie von der ganzen Umgegend als ein Heiliger verehrt, benutzte diesen Umstand nun, sobald er die Verhaftung des Cabildo vernommen, daß er das Volk seiner Umgebung aufregte; Ferdinand VII. war seine Losung. Kaum hatte dieser Mann seine Rede geendet, als ihn sogleich bewaffnete Indianer umringten, mit ihnen ging er auf die benachbarten Städte los und in wenig Tagen hatte er 40000 Mann unter den Waffen. Der Bürgerkrieg hatte begonnen. Es schließen sich nun auch Allerda, Aldama und Abasolo, drei Offiziere der Nationalmiliz, den Ihrigen an, ein Infanterie- und ein Kavallerieregiment folgt dem Beispiele und Guanaxuato, die reiche Bergstadt, fällt in die Hände der Rebellen. Hidalgo zeigte Talent, er bemächtigte sich hier der bedeutenden Kassen, ließ aus den Kirchenglocken Kanonen gießen

und Geld mit dem Bildnisse Ferdinand VII. schlagen. So zieht er im Triumphe in Valladolid ein. Sogar ein Theil der königlichen Armee vereinigt sich mit ihm, der nun auf die Hauptstadt loszieht. General Truxillo zieht entgegen, wird aber geschlagen. Statt nun auf die Hauptstadt, die sein Eigenthum war, wenn er vorrückt, loszuziehen, scheut er zwei Truppenkorps, die seine Flanken beunruhigen und zieht sich nach Guanaxuato zurück, um seine Magazine zu schützen. Calleja rückt ihm nach, schlägt ihn, nimmt Guanaxuato, schlägt ihn bei der Brücke von Calderon abermal, und seine Armee löste sich in Räuberbanden auf, die ärger im Lande hausten, als Cortez Scharen je gewüthet hatten. In Zacatecas suchte er neue Kräfte zu sammeln, ließ Geld schlagen, Kanonen gießen, zog Verstärkungen an sich und hoffte die nördlichen Provinzen zu insurgiren. Er betrog sich aber, wurde von seinen Freunden verlassen, und sah sich zuletzt genöthigt mit dem Reste seines Heeres die Waffen zu strecken. Unklugerweise wurde der Sieg zu Grausamkeiten ohne Gleichen benutzt, man glaubte den Geist des Aufruhrs im Blute zu ersäufen und bedachte nicht: daß Märtyrer ein Same sind, der reiche Ernten trägt. Hidalgo mit sechzig seiner Offiziere wurde erschossen. Er fand an dem Rechtsgelehrten Rayon einen Nachfolger, dieser suchte Unterhandlungen anzuknüpfen, allein der Vizekönig Venegas, der mittlerweile aus Spanien angekommen war, verwarf alle Anerbietungen und der abscheulichste Bürgerkrieg wüthete aufs Neue mit sehr abwechselndem Glücke. Die westlichen Provinzen des Reichs griffen zu den Waffen. Der Priester Morellos trat an die Spitze der Insurgenten, er ernannte einen andern Priester Matamoros zu seinem Lieutenant, und beide entwickelten militärische Talente, welche sogar die Feinde zur Bewunderung zwangen. Morellos bildete eine Nationalarmee, die mehr durch Mannszucht als an Zahl stark war, eroberte Acapulco, Orizaba, Oaxaca, das ganze Land bis auf die Hauptstadt, Veracruz und Puebla de los Angelos. Kein Bürgerkrieg wurde jemals schrecklicher geführt. Wo die Scharen des Vizekönigs siegten, da wurden die Indianer ermordet, mißhandelt, mit Qualen hingerichtet, ihre Wohnungen verbrannt. Dasselbe Schicksal hatten die Spanier nach den Siegen der sogenannten Patriotenpartei. Der Vizekönig, welcher bereits bei der Unmöglichkeit Hülfe aus Spanien zu erlangen, das endliche Unterliegen der Spanier vorhersehen mußte, gab keinen Vorschlägen G hör, sondern träumte nur von Gewalt. Diese unkluge Verwaltung, die sich blos auf die unsichere Gewalt der

Waffen stützen wollte, sank täglich im Ansehen, und mithin verlor sie auch ihre Kraft. Die Hauptstadt selbst fing an unruhig zu werden, und keine Polizei war mehr im Stande, das laute Jubeln über die Siege der Patrioten zu unterdrücken.

Diese errichteten nun eine unabhängige Regierung, es bildete sich ein wandelnder Kongreß, der überall der Armee nachzog, aber zu keinem Ansehen gelangen konnte. Mittlerweile schickten die Cortes 1812 von Cadix aus, eine starke Macht nach Mexico, akklimatisirte Truppen aus Cuba schlossen sich an, und Callejo wurde zum Vizekönige an Venega's Stelle ernannt. Morellos hatte jetzt 18000 wohleingeübte Truppen unter seinen Befehlen, er stellte sie zwischen Mexico und Villarica de Veracruz auf, wodurch er jede Verbindung zwischen den neu angekommenen Truppen und dem Vizekönige abschnitt. Die neuangekommenen Truppen bedurften an den Küsten keines Schwertes, der Verbündete des Mexicaners, das gelbe Fieber raffte jeden Feind ohne Schwertstreich hinweg. Nur mit Mühe gelang es Calleja einen Streich auf Veracruz auszuführen und die geringen Reste von dem gewissen Tode zu befreien. Im J. 1813 war Callejo zu schwach um etwas gegen den gewandten Morellos zu unternehmen. Er hatte auch in den nördlichen Provinzen zu thun, wo ein Mitglied der ehemaligen Cadixer Cortes die Insurrektion aufrecht erhielt, endlich aber doch gezwungen ward sich auf das Gebiet der vereinigten Staaten zu retten. Zu derselben Zeit fing das Glück an, den Morellos, der in 46 Schlachten gesiegt hatte, zu verlassen, indem er von dem General Llanos und Iturbide geschlagen wurde. Matamoros wurde mit 900 Mann gefangen und sofort erschossen. Es war der Befreiungskampf in Amerika schon durch diese tollen Metzeleien entsetzlich, da natürlich die Insurgenten das Vergeltungsrecht nicht sparten, mithin alles, was unter gebildeten Völkern den Krieg weniger wüthend und leidenschaftlich macht, hier nicht unterlassen, und mit der wüthendsten Leidenschaft gemordet wurde.

Morellos erfuhr nach und nach die Laune des Glücks, er konnte 1814 den Krieg nur langsam fortführen. Endlich ward er gezwungen, sich gegen Toledo und die vereinigten Staaten hinzuziehen, sieht sich aber von einem Korps des Callejo plötzlich umrungen und muß nach der wüthendsten Gegenwehr die Waffen strecken. Callejo war unbesonnen genug, auch hier die Gefangenen ermorden zu lassen, und somit die Herzen des Landes von Spanien immer mehr abzuwenden. Nirgend ist es mehr Noth als im Bürgerkriege, daß der Sieger sanftmüthig, versöhnlich und

gemäßigt sei. In Feindes Land läßt er nur sein Andenken zurück, im Vaterlande will und muß er selbst leben. Mit jedem Streiche, den die Rache führt, haut er an dem Baume, auf dem er steht. Mit Morellos, des geliebten Mannes Hinrichtung, hatte der Vizekönig das letzte Band zerhauen, das die Herzen Mexico's an ihn knüpfte, durch die vielen Ermordungen hatte er sich die Kreolen entfremdet. Es war keine Familie, welche nicht ein näheres oder entfernteres Glied auf dem Blutgerüste, oder von den Musketen der Spanier verloren hätte. Mexico war mit der Besiegung Morellos schon in der That verloren. Morellos war todt, nicht aber die Insurrektion, deren Armee sich in Räuberhorden auflöste, die eine Art Kongreß hatte, der sein Dasein bis 1815 fortschleppte. Am Schlusse dieses Jahres erstattete der Vizekönig folgenden Bericht: „Wir sind überall von Räuberbanden umgeben, welche die Verbindungen unterbrechen, die Fortschritte des Ackerbaues und der Industrie aufhalten, so wie den Bergbau lähmen. Diese Banden sind zwar nicht stark genug um über reguläre Truppen zu siegen, Städte zu erobern, oder unsere Convois aufzulösen, indessen sind wir unfähig das Land von ihnen zu befreien. Wir erlangen einzelne Vortheile über sie, verfolgen sie ohne Unterlaß, und an denen, die in unsere Hände fallen, wird ein gerechtes Exempel statuirt.“ Das Wort „Amnestie“ steht nun einmal in keinem spanischen Wörterbuche, obwol es allein das Zauberwort ist, welches nicht nur Völker beruhigt, sondern selbst glückliche Revolutionen vernichtet!

Callejo wurde nun abberufen und durch Apodaca ersetzt. Dieser ergriff endlich den Weg der Versöhnung, unterhandelte, bewog ganze Guerillakorps durch Milde zur Niederlegung der Waffen, ließ keine Gefangenen mehr summarisch erschießen, und würde das des Bürgerkrieges müde Land wahrscheinlich ganz beruhigt haben. Allein Mexico's Schicksal hatte geschlagen; es scheint, als sollte Spanien in Mexico die Schuld der Conquistadores abbüßen. Der im Vaterlande mißhandelte Mina, landete mit einem kleinen Korps Insurgenten an Mexico's Küsten, der Aufruhr erhob sich aufs Neue, da in dem Talente des so geschickten Mina, das den Spaniern abholde Mexico eine Bürgschaft des Sieges sah. Indessen wurde auch Mina besiegt und starb am 11. Nov. 1817 auf dem Blutgerüste. Es scheint, daß der Tod dieses Mannes, der von der ganzen civilisirten Welt wegen seines Muthes, mit dem er seinem gefangenen Könige Spanien gegen Napoleons Übermacht behauptet hatte, allgemein geachtet wurde, die Losung zum Aufstande in Mexico war. Wirk-

lich erhob sich jetzt ganz Mexico um sich Befreiung „vom spanischen Joche“ zu erkämpfen. Die Angelegenheit der spanischen Insurrektion wurde 1820 von Mexico benützt. Über die ganze spanische Monarchie lag das Unheil wie eine dichte Wolke Verderben drohend, das Mutterland stand auf, und Mexico ergriff nun aufs Neue die Waffen. Die Cortes glaubten sich die Kolonien erhalten zu können, thaten aber alles, um sie zu verlieren. Indem sie im Mutterlande neue Gesetze, eine neue Verfassung und eine freie Regierung einführen wollten, versagten sie dieselben Vortheile den Kolonien. Sie vernichteten dadurch die letzte Anhänglichkeit im Herzen dieser, an das Mutterland. Keine der Kolonien Spaniens wurde heftiger erschüttert, als Mexico, welches die doppelte Bevölkerung zählte, die die vereinigten Staaten bei ihrer Trennung von England hatten, und der zu dieser materiellen Kraft auch noch die des Reichthums und der Geldfülle zu Gebote stand. Man macht sich immer eine falsche Vorstellung, wenn man den Reichthum eines spanischen Kolonisten mit unserm Maßstabe mißt. In Mexico gab es vor der Freiheit mehr Millionäre als in ganz Europa zusammen; und ein Vermögen von 7 bis 10 Millionen war in den Kolonien Spaniens eben nichts Seltenes. Hätte der Wohlstand der übrigen und niedrigen Volksklassen zu dem dieser Nabobs in Proportion gestanden, so wäre wahrscheinlich das Resultat ein anderes geworden, als welches jetzt vorliegt.

Mexico war im Laufe des Jahres 1820 in eine Menge Parteien zerrissen, die alle einander bewaffnet gegenüberstanden, ohne daß eine, wie es gewöhnlich geht, recht genau gewußt hätte, was sie wollte. Wohl dem Lande, dem die Vorsehung in solchen Augenblicken einen Mann sendet, der mit kräftigem Arme dareingreift, und durch ein gewaltiges: *Quos ego!* die entgegengesetzten Stürme nach einem Ziele lenkt. Mexico's Schutzgeist sandte diesen Mann. Es war der große Iturbide. Er diente früher mit Auszeichnung in der königlichen Armee, ihm hatte man die wiederhergestellte Ruhe zu danken, als Hidalgo's Banden Mexico den Untergang drohten. Standhaft hatte er jede Anerbietung jener überspannten Schwindler zurückgewiesen. Hidalgo, Morellos, Mina hatten vergeblich gesucht seine Treue gegen Spanien wankend zu machen; er harrte aus, da er wohl wußte, daß selbst ein hartes Regiment, und das war das spanische, besser sei, als eine zur Anarchie ausgeartete Freiheit. Selbst da, als die Eifersucht der Spanier ihn kränkte, beleidigte, zog er sich in dem Augenblicke auf seine Güter zurück, wo

ein Wink von ihm, dem mächtigen, reichen, talentvollen Kreolen hingereicht hätte, sich zu rächen und Spaniens Macht auf immer zu vernichten. Seine Seele war eine der edelsten, womit die Menschheit geziert wurde. Iturbide hatte den Vortheil einer guten in Mexico seltenen Erziehung für sich. In seinen Feldzügen gegen die Rebellen hatte er sein Vaterland in allen Richtungen kennen gelernt, den Geist des Volkes aufgefaßt, die Gebrechen und Bedürfnisse wie die Ideen und Irrthümer der Bevölkerung erforscht. Er sah, daß nun alles verloren sei, daß bei der Ohnmacht des durch gleiches Unheil zerfleischten Mutterlandes keine Rettung von einer überseeischen Regierung zu hoffen sei, die selbst zur Partei geworden und in sich zerfallen war. Jetzt glaubte er, sei es Zeit zur Rettung des Vaterlandes hervorzutreten und nachdem der Kutscher vom Bock gefallen war, die Zügel des wilden Gespannes zu ergreifen. Er stellte sich an die Spitze seines aus lauter Eingebornen bestehenden Regimentes, Guadelupe Vitoria, Cavaleri, Guerrero und andre folgten diesem Beispiele und schlossen sich an ihn an; nun war eine Nationalarmee vorhanden, die Iturbide einstimmig als Chef anerkannte. Siegreich zog Iturbide zu Iguale ein. Hier entwarf er die Grundzüge eines Vertrags mit Spanien und als guter Genius des Landes und Ferdinands, schlug er dem Vizekönige einen Vergleich vor. Noch einmal bot die Vorsehung dem Hause Spanien die schönsten Reiche der Erde an. Mexico sollte eine unabhängige Monarchie sein, deren Verfassung repräsentativ, deren Oberhaupt Ferdinand, oder aber einer der Infanten sein sollte. Bis zur Ankunft des Königs sollte eine Junta regieren, diese einen gesetzgebenden Kongreß einberufen und die Verfassung feststellen. Die katholische Religion soll die einzige des Landes sein, die Kasteneintheilung, welche Spanien eingeführt, soll aufgehoben, und jeder Staatsbürger zu gleichen Ämtern und Rechten berechtigt sein. Es soll eine Nationalarmee organisirt werden, deren einen Theil die Insurgenten, welche diesen Vertrag abschließen, bilden werden. Alle Beamten behalten ihre Stellen. Spanier, die sich der Nationalsache anschließen, werden als Bürger betrachtet, die übrigen verlassen Mexico mit ihrem Vermögen ungekränkt.

Die Antwort des Vicekönigs auf diese Anträge bestand in 5000 Mann zur Unterdrückung der Rebellen. Spaniens Ansehen war unwiederbringlich verloren. Iturbide rückte nicht mehr als Insurgentenhäuptling, sondern mit dem ganzen Ansehen und Talent eines Feldherrn vor. Die Königlichen wurden überall ge-

schlagen und die Provinzen Guanaxuato, Puebla, Tlascala und Valladolid waren in den Händen Iturbide's, der die Vorsicht gebrauchte, überall sogleich zu organisiren. Santa-Anna, der überspannteste und unruhigste Kopf Mexico's, bemächtigte sich des Hafens von Veracruz und die ganze spanische Herrschaft blieb auf Mexico beschränkt. Das Unglück des Unglücks, innerer Zwiespalt, griff unter den Spaniern, die Mexico besetzt hielten, um sich, ein Aufstand brach gegen den Vizekönig Apodaca aus und Franzisko Novella wurde an seine Stelle gesetzt; er selbst zog sich mit seiner Familie nach Veracruz zurück. Hier landete der von Spanien abgesandte Vizekönig O'Donojou mit 900 Mann, konnte sich aber kaum noch in die Citadelle von Veracruz, St. Juan d'Ulloa werfen. So waren nun drei Vizekönige, ohne ein Vizekönigreich da; wie hätte Spaniens Sache, die kaum noch 7000 Mann entmuthigte Truppen zu ihrer Vertheidigung hatte, gegen einen Iturbide nicht verlieren sollen; der Einheit, Talent und 25000 siegbegeisterter Insurgenten um sich hatte.

O'Donojou erkannte endlich was Noth that, aber zu spät war. Er ließ sich auf Unterhandlungen ein, was auch gewiß jetzt noch, hätte es Anerkennung in Spanien gefunden, Mexico dem Hause Bourbon erhalten hätte. O'Donojou bestimmte Cordova zur Zusammenkunft und Iturbide begab sich nebst dem Vizekönige dahin. Am 22. August 1821 zogen beide Feldherren, aber nur einer der That nach, ein, und wurden mit der größten Freude empfangen. Der Vizekönig nahm die Punkte von Iguala ohne Vorbehalt an, und unterzeichnete die Übereinkunft. Mexico ward für unabhängig erklärt, die kaiserliche Krone Spaniens König, oder einem Infanten dieser Dynastie vorbehalten; einstweilen aber, bis die Annahme erfolgte, wurde eine Regierung eingesetzt, deren Mitglied O'Donojou war. Er sollte alles anwenden, daß Mexico von den spanischen Truppen, mittelst einer ehrenvollen Kapitulation gereinigt würde. Iturbide's Herz war frei von allem Ehrgeiz, er dachte an keinen Thron und sein späteres Betragen bewies: daß in ihm nichts weniger als Thronsucht herrschende Leidenschaft war. Indessen versagte Novella, der in Mexico eingeschlossen war, Unterwerfung; er ward jedoch bald gezwungen, eine Kapitulation abzuschließen, welcher gemäß die spanischen Truppen samt ihm auf eine ehrenvolle Weise, Amerika

räumen, aber so lange sie sich noch auf Mexico's Boden befänden, von diesem Kaiserreiche bezahlt werden sollten.

Iturbide hielt nun am 27. September 1821 seinen triumphirenden Einzug in der Hauptstadt, welche 300 Jahre 1 Monat und 14 Tage unter Spaniens Herrschaft gestanden hatte. Der Jubel, mit welchem Iturbide aufgenommen wurde, war unbeschreiblich, aber nicht unbegreiflich für den, der das Fluten des Volkes kennt. Iturbide erließ eine Proklamation, in der er sagt: „Glücklich werde ich mich fühlen, wenn es mir nach Beendigung meiner Mission erlaubt ist, in den Schoß meiner Familie zurückzukehren, und die Hoffnung mitzunehmen, daß das mexicanische Volk sich zuweilen seines Freundes erinnere.“ Es liegt in der Geschichte nichts vor, was an der Aufrichtigkeit dieses fleckenlosen Charakters, der ihr angehört, zweifeln ließe. Iturbide und O'Donojou lebten, speisten und besuchten das Theater mit einander. Überall wurden sie mit Freuden und Auszeichnung empfangen. An die Spitze der Civilverwaltung der neuen Regierung, trat nun im Namen des aus Spanien zu erwartenden Kaisers von Mexico, O'Donojou. Leider starb dieser nothwendige Mann wenige Tage darauf, und nun mußte Iturbide als kaiserlicher Generalissimus und Präsident an die Spitze der Regierung treten. Einen Monat darauf ergab sich auch Veracruz an die Insurgenten und Novella der alten Regierung anhängend, zog sich in die unbezwingliche Citadelle von St. Juan d'Ulloa zurück.

Zwei Umstände traten nun ins Mittel, welche die Ruhe, deren sich der Staat scheinbar erfreute, bald zerstörten. Iturbide hielt Wort, er führte die Regierung mit einsichtsvoller Thätigkeit; die überspannten Ideen wurden unterdrückt, das Heer in Ordnung erhalten, die Häfen des Reichs allen Nationen der Erde geöffnet, die Auflagen vermindert und jedem sein gutes Recht unverkümmert verschafft. Indessen ist es gewiß, daß die Freiheit leichter errungen als genossen wird. Jeder Revolution folgt selbst im glücklichsten Falle eine Art Fieber nach, das gewaltig den Staatskörper durchrüttelt, und dessen Resultat nicht selten politischen Tod herbeiführt; alles kommt dann auf die Intelligenz, die Mäßigung und Bildung des größten Theils der Staatsbürger und die selten bei einem jungen Regierungskörper, der sein Dasein der Volksgunst verdankt, vorhandene Kraft der Regierung an. Von allen diesen Stücken fand und findet sich in Mexico leider nichts. Spanien hat andere Kolonialgrundsätze, als das weit vorsichtigere Britannien. Dieses weiß wohl, daß

entfernte Kolonien so lange dem Mutterlande angehören, als sie dessen Brust bedürfen. Mit kluger Vorsicht erzieht sie daher ihre Kinder zum Gebrauche ihrer eignen Kräfte. Die Kolonien Britanniens dienen diesem Staate zu Absatzplätzen seiner Industriewaaren, zu Mitteln, dem einheimischen Fleiße Abzugkanäle zu verschaffen und seiner Übervölkerung los zu werden. Britannien verliert daher seine Kolonien nicht nur ohne eignen Nachtheil, sondern zieht wol gar noch Nutzen davon, indem es kostbare Administrationen erspart, und damit neue Kolonien anlegt. In Spanien war es anders: da betrachtete man Kolonien nicht als Kinder, die zu Männern reiften, und einst eignen Haushalt begehren könnten, sondern als Quellen der Staatseinnahmen, als Sklaven, welche die müßigen Leute des Mutterlandes der Arbeit überheben und ihr Glück machen sollten. Jede selbstständige Entwicklung oder Regung ward im Blute ersäuft. Mutterland und Kolonien versanken immer tiefer in die Barbarei. Die Befreiung war kein Mündigwerden eines Kindes, sondern der Durchbruch eines gefangenen Riesen aus seinem Kerker. Wie das Volk, das aus den Drachenzähnen, die Kadmus säete, emporwuchs, sich selbst vernichtete; so fielen die Parteien über einander her, als Mexico's Boden von den Spaniern frei war; der Kongreß von Iturbide einberufen, bestand aus Leuten, welche nur auf Theilung der herrenlosen Beute, nicht aber auf vernünftige Regierung des Staats bedacht waren, Menschen ohne Tugend, Weisheit und Ehrgefühl, wie sie in den meisten Revolutionen zu Dutzenden aus dem Schlamme demagogischer Schwätzerei auftauchen. Drei Parteien zeigten sich, nemlich: Royalisten, Republikaner und Independenten. Die ersteren dachten auf Reaktion und Blutvergießen; die zweiten auf Thorheit und Theorien, die letzten wünschten dem eingeschlagenen Weg getreu zu bleiben und einen spanischen Prinzen auf dem Thron zu sehen. Unstreitig wäre es die größte Wohlthat gewesen, die Mexico hätte zu Theil werden können. Ein kräftiger Prinz aus spanischem Königsstamme hätte zwei Parteien vereinigt, und wäre der Republikaner Herr geworden; er hätte die Extreme verhütet und auf sein angestammtes Recht sich stützend, eine feste Stellung im Staate annehmen können. Zum Unglück für Spanien und Mexico verwarf der spanische Hof den Traktat von Cordova ohne eine Armee zu haben, dieser Verwerfung Nachdruck zu geben. Es gehörte wirklich eine Verblendung wie die der Cortes war, dazu, um zu glauben: ein bloßer Machtspruch werde in einem Lande jenseit des Ozeans, das

stärker ist als das Mutterland und dabei eine von Natur uneinnehmbare Festung bildet, vor welcher jedes Heer ohne Schwertstreich umkommt, imponiren. Die Folge dieser Erklärung war, daß sich nun Mexico für unabhängig hielt, seine Angelegenheiten selbst regelte und der Kongreß sich für Souverän erklärte. Dieser Kongreß bestand jedoch aus Parteien, deren Mitglieder meist durch den Einfluß der Altspanier gewählt waren. Diese aber waren unklug genug, durch ihr Benehmen, wo nun einmal die Sache ihres Mutterlandes verloren war, die Bevölkerung zu reizen, und jenen Haß gegen die Spanier zu erwecken, der ihnen später den Untergang brachte. Immer noch hatten die Spanier das Übergewicht im Kongresse und in der Regierung; sie strebten darnach, alle Gewalt sich allein zuzueignen. Iturbide's Tugend und hohe Eigenschaften standen ihnen im Wege. Nach der Erklärung der Cortes trat diese altspanische Partei über alle Schranken der Mäßigung hinaus und that den Antrag: daß die ausübende Gewalt mit dem Kommando der Armee unvereinbar sei; setzte auch von den fünf Gliedern der Regentschaft drei ab, und machte bereits Miene, die blutige Rolle des Apadoca zu spielen. Fagaogo, Orbegojo und Odoardo waren die drei Männer, welche diese Partei leiteten und die letzten Fäden zerrissen, die noch hie und da zwischen Mutter- und Tochterland anhielten. Iturbide war der Retter des Vaterlandes. Er hatte bisher alle seine Versprechungen getreu erfüllt; die Wunden, welche der Bürgerkrieg geschlagen hatte, fingen schnell zu heilen an; auf ihn blickte also das Volk und von ihm erwartete es noch Rettung nach der Erklärung der Cortes in Spanien, die, wenn sie Nachdruck erhielt, das Land vernichten mußte.

Es war am 18. Mai, als Iturbide am Abende seine Garde musterte, die Garnison die Revue passiren ließ, und mit sorgenschwerem Haupte seine Funktion als Beschützer der öffentlichen Sicherheit ausübte; da ließ sich eine Stimme hören, der plötzlich der allgemeine Ruf des Militärs und des Volkes folgte: „Es lebe Kaiser Iturbide, es lebe Augustin I.“ Ganz Mexico durchdrang dieser Ruf wie die Stimme der Ewigkeit, und alles stimmte ein. Iturbide stand überrascht, er durchschaute das Gefährliche seiner Lage; der Andrang nimmt zu, die Stadt wird erleuchtet und alles dringt auf ihn ein, der zu beruhigen, zu besänftigen sucht und wohlkennend den Wankelmuth der Volksstimmung, diese gefährliche Ehre ablehnt. War er begierig darnach, hätte er später gewiß seine Würde einer Handvoll Bürgerblut werth geachtet! Erst am folgenden Morgen, als alle

seine Freunde ihn bestürmten, und der Kongreß selbst kein anderes Mittel sah das Volk zu beruhigen, begab er sich in den Kongreß. Das Volk stieß Drohungen gegen die Opposition aus, und der Präsident verlangte den Schutz der bewaffneten Macht. Da erschien sogleich dasselbe Regiment, das Iturbide zum Kaiser ausgerufen hatte, um das Volk in Ordnung zu erhalten, worauf der Kongreß mit 67 gegen 15 Stimmen, Iturbide unter dem Namen Augustin I. zum Kaiser von Mexico erklärte. Ernst und nicht ohne Vorgefühl der schweren Bürde trat Iturbide in den Kongreß und leistete den Schwur auf die Verfassung. Es entging ihm nicht, welches Wagestück es sei, nach einer Krone zu greifen, die nicht auf der Wiege ihres Trägers lag, sondern nur von der wankenden Neigung eines beweglichen, launenvollen Volkes auf seinem Haupte gehalten wird. Allgemein war der Jubel im ganzen Lande, aber nicht von Dauer der glückliche Zustand! War Iturbide ein Infant von Spanien, welchem Glücke ging dann Mexico nach 300jährigen Leiden entgegen! So aber erhoben sich die Altspanier und die Republikaner gegen ihn, Verschwörungen wurden angezettelt, von Iturbide entdeckt, und am 26. August 1822 ließ er die Urheber verhaften. Die Häupter waren Mitglieder des Kongresses. Iturbide gehorchte dem Rechte und nicht der gebieterischen Nothwendigkeit, er übergab die Meuterer dem Kongresse, und fand Opposition, indem der Kongreß ihn selbst für einen Usurpator erklärte. Iturbide glaubte es dem Staate schuldig zu sein und löste den meuterischen Kongreß auf.

Hier beging der große Mann einen großen, aber schönen Fehler, der seinen Namen schmückt, aber sein Vaterland ins Verderben stürzte. Statt die Zügel des unreifen Staates kräftig zu ergreifen, und trotz dem Geschrei theoretischer Träumer mit Kraft zu herrschen, berief er einen neuen Kongreß. Zu derselben Zeit empörte sich der böse Genius Mexico's, der unverständige Santa Anna, der Mann, der gegenwärtig abermal sein Vaterland durch Aufruhr zerfleischt und dessen befleckter Name in allen Unruhen vorkommt. Eitelkeit und militärisches Talent sind die Eigenschaften dieses überspannten Republikaners, der jedoch selbst weder einem Gesetze, noch einer Obrigkeit gehorchen will, sondern durch Empörungen sich gegen die Strafen der Insubordination bisher geschützt hat. Dieser Mann erhob die Fahne des Aufruhrs gegen Iturbide. Er wollte von Veracruz aus, wo er kommandirte, Xalappa überrumpeln, wurde aber vom General Etchevarri geschlagen. Letzterer konnte

Veracruz nehmen und der Meuterei ein Ende machen, er zog es aber vor, sich mit Sta. Anna in Unterhandlungen einzulassen, und schloß sich ihm endlich am 2. Februar 1822 ganz an, indem er die Wiedereinsetzung des Kongresses in Übereinstimmung mit Sta. Anna dekretirte. Die Verschwornen wollten den Sturz des Kaisers und die Wiedereinsetzung des Kongresses. Es ist kein Zweifel, daß es Iturbide gelungen wäre, den Aufstand zu unterdrücken, denn er hatte die Liebe der Nation, die er durch keine seiner Handlungen verscherzt hatte, auf seiner Seite. Es blieb ihm die Wahl zwischen Bürgerkrieg und Entsetzung; er wählte edel das letztere. Er bot Versöhnung an, sie fand kein Gehör; man forderte von ihm die Wiedereinsetzung des Kongresses und Unterwerfung unter die Souveränität des Kongresses. So weit war man gekommen, daß sogar ein halbwildes Volk von einer souveränen Vielköpfigkeit träumte! Obwol unter tausend Menschen, die diesen unheilvollen Popanz beschwören, einer über die Bedeutung des Wortes nachgedacht hat? Iturbide war müde Menschen zu beherrschen, die unter das heilsame Joch der Gesetze, sich durchaus nicht bequemen wollten und von der begehrlichsten Ehr- und Genußsucht, diesem Krebsübel unsers Zeitalters, befangen waren; außerdem auch überzeugt, daß eine republikanische Verfassung Mexico's Untergang sei; sandte er am 20. März 1823 dem Kongresse seine Abdankung ein und gab ihm eine Krone zurück, die für ihn zu wenig Werth hatte, um sie durch Bürgerblut an seinem Haupte fest zu kitten; die aber Mexico weder zu ehren noch zu entbehren verstand. Iturbide wurde aus Mexico verbannt, der Titel Excellenz und 25000 Dollar jährliche Pension ihm aus dem Staatsschatze belassen.

Keinen reineren Charakter hat die Geschichte aufzuweisen; man kann ihm das Talent ein Despot zu sein — und dessen bedürfen Staaten wie die amerikanischen Republiken sind — absprechen, nicht aber seinen Edelmuth, nicht daß er der reinste Mensch in seinem Vaterlande gewesen sei! Nur eine Stimme erhob sich im Kongresse gegen ihn und beschuldigte ihn: die gesetzgebende Macht mit der ausübenden verbunden zu haben. Sogleich erhob sich ein Mitglied und sagte offen: diese Beschuldigung ist falsch! Ehren wir die Macht, die nicht mehr ist, erinnern wir uns, daß die Nation dem General Iturbide die Unabhängigkeit verdankt. Wenn es wahr wäre, daß bei seiner Erhebung auf den Thron die Stimmen nicht nach aller Form der Freiheit gesammelt wurden; so müssen wir niemals vergessen, daß, indem die mexicani-

sche Nation die Erblichkeit der Krone in seiner Familie späterhin dekretirte, sie auch alles Vergangene für rechtsgültig erklärte; und kann es wol einer Versammlung, die durch ihn aufgelöst war, zustehen, über seine Verwaltung abzusprechen?“ Der Beifall der dieser Rede erscholl, zeigt: daß Iturbide's Verwaltung vom größten Theile der Nation als heilsam erkannt wurde. Iturbide reiste ab, ward später treulos auf mexicanischen Boden gelockt, und wurde daselbst als — Staatsverräther erschossen! Am 23. Nov. 1825 zogen die letzten Spanier aus dem Fort von Ulloa ab, welches der damalige Präsident Vitoria in einer Proklamation bekannt machte.

Mit Iturbide floh der gute Genius Mexico's weinend dieses unglückliche Land. Es ward nun der Theorie nach eine Republik; aber Mexico entbehrt aller Tugenden einer Republik; Üppigkeit, Ehrgeiz und Egoismus, dieser Krebsschaden unserer Zeit, lassen keinen Gemeingeist aufkommen. Ungeheurer Reichthum auf der einen und entsetzliche Armuth auf der andern Seite, machen Faktionen leicht und der Staat ist in bewaffnete Banden aufgelöst. Es gehört ein hoher Grad von Tugend zu einer großen Republik. Nur ein Land, das wie die vereinigten Staaten von Nordamerika, die Frankline, Washingtons, Jeffersons und Adams nach Dutzenden neben einem fleißigen, ehrlichen, aufgeklärten und wohlhabenden Volke besitzt, kann als Republik; aber auch nur so lange bestehen, als dieser Zustand fortdauert. Werden Nordamerika's Frauen immer so strenge Sitten bewahren, wie sie vergangenes Jahr an den Tag legten, so steht ihr Staat fest; wird es den Libertinern gelingen, diese Schutzwehr zu brechen, so geht auch diese Republik zu Grabe. Monarchien, sagt der weise Montesquieu, stehen auf Ehre, Republiken auf Tugend gegründet. — Mexico und seine jungen Schwestern haben weder die eine, noch die andere. Seit Iturbide's Abreise ist Mexico der Schauplatz der Revolutionen und Anarchie, die Hauptstadt selbst wurde zweimal geplündert von den Patrioten! Nach Iturbide's Abreise kamen Guerrero und Vitoria wieder zur Regierung; beide waren tüchtige Charaktere, aber es mangelte ihnen durchaus das Talent und das Herz Iturbide's. Nicht alle, die von Freiheit den Völkern vorschwatzen, sind freisinnig; sie lieben zwar die Freiheit für ihre eigne Person, herrschen aber gerne zum eignen Vortheil über andere. Eine Centralrepublik wurde nun errichtet und Vitoria als Präsident, Guerrero als Krieger handhabten die Gewalt, unterdrückten mehre durch Priester und

Altspanier erregte Unruhen und es schien als wollte sich der Sturm beschwören lassen. Als jedoch Vitoria's Amt zu Ende ging, und Pedraza zum Präsidenten erwählt wurde, zeigte sich sogleich der böse Geist des Staats. Die Partei des Guerrero drang mit Hülfe des Clodius der Republik, des unbesonnenen Sta. Anna durch, und gegen die gesetzmäßige Wahl ward Guerrero Präsident. Die Centralrepublik verwandelte sich nun in eine Föderativrepublik, wozu sie bei Mangel an Bildung und Volksaufklärung noch weniger taugt. Die zweimalige Plünderung Mexico's, die Aufstände in verschiednen Theilen, Sta. Anna's böses Treiben, sind Beweise dafür. Auch Guerrero ist mit Gewalt verdrängt und als — Staatsverbrecher erschossen worden! Was endlich aus diesem unglücklichen Staate werden wird? — Die Vorsehung allein weiß es, wir blicken auf solche Verirrungen der Völker, deren es in unsrer Zeit mehre gibt, mit herzlichem Bedauern. Ein kräftiger, edler Selbstherrscher wäre eine Gabe Gottes für diese Anarchie! Sie haben eine Freiheit, die sie gebrauchen, wie Kinder ein scharfes Messer; sie stoßen es sich ins Herz, sobald sie es nicht zur Vertheidigung brauchen. In diesem Augenblicke steht der tollkühne Schwindler Sta. Anna abermal seinem Vaterlande bewaffnet gegenüber. Nur das Land ist frei, wo Gesetze, seien sie auch noch so mittelmäßig, fest gehandhabt werden; wo Leben und Eigenthum des Kleinsten wie des Größten sicher, wo keiner ungestraft weder kränkt, noch gekränkt wird. Mexico entbehrt dieses Glücks und seine Zukunft ist, wie wir aus dem Folgenden sehen werden, sehr ungewiß. *Justitia regnorum Fundamentum!*

Nach diesem Blicke auf die Geschichte Mexico's, der in einem Gemälde, soll es nicht eine todte Hieroglyphe sein, durchaus nothwendig war, wenden wir uns nun zur gegenwärtigen Bevölkerung. Sie wird uns durch die Skizze ihrer Geschichte einiges Interesse eingeflößt haben, und wir werden sie nun mit einiger Aufmerksamkeit in nähern Augenschein nehmen. Die Länder jenseit des atlantischen Ozeans bieten uns ein eignes Völkergemälde dar, das von allem, was wir unter unsern Augen zu sehen gewohnt sind, ganz verschieden ist. Manche Staaten Europa's bieten wol ein buntes Völkergemische dar und Wien z. B. noch mehr aber Pest, ist für den Menschenbeobachter äußerst interessant, da hier die mannigfaltigsten Völkerschaften, auf der mannigfaltigsten Kulturstufe und von bunter Tracht und Sitte

mit einander verkehren. Fassen wir diese Erscheinungen jedoch etwas genauer ins Auge, so zeigt es sich am Ende, daß es im Grunde nur eine Menschenfamilie durch zufällige, von Außen einfließende Eigenheiten gespalten ist. Dem ist jedoch in Amerika nicht also. Hier tritt uns eine Musterkarte aller Menschenfamilien der Erde scharf geschieden entgegen. Die Urvölker und die Abkömmlinge ihrer Vermischung, bilden eben so viele hart und schroff geschiedene Abtheilungen, welche durch die vormalige spanische Politik, die eine solche Kastenunterscheidung durch Rechtsunterschiede befestigte, noch schärfer gesondert wurden. Es ist dieser Unterschied der verschiedenen Völkerfamilien keineswegs eine gleichgültige Sache; sie fließt auf das bürgerliche Leben unmittelbar ein, und ist mit eine Ursache, warum Mexico sowol als alle südamerikanischen Republiken sich als solche nicht leicht behaupten werden. Es sind die Ursachen der Zerwürfnisse zu grell hingestellt, und es gehört die kräftige Hand eines Monarchen dazu, der im Stande ist zu imponiren um gefährliche Reibungen zu verhindern. Es läßt sich zwar erwarten, daß bei zunehmender Bevölkerung sich die Farbenunterschiede um so mehr mildern werden, wenn einmal die Einwanderungen entgegengesetzter Farben aus Europa und Afrika aufhören; bis dahin werden Jahrhunderte vergehen, die Zerwürfnisse sind aber schon vorhanden. Die Nordamerikaner sehen dieses sehr wohl ein, sie bestreben sich daher mit freilich zum Theil grausamer Vorsicht, sich dieser fremden Elemente zu entledigen. Die Indianerstämme werden durch List und Gewalt gegen die mexicanischen noch unkolonisirten Wälder zurückgedrängt, die Neger nach Afrika zurückgeführt, da ihnen in den Freistaaten selbst, die Sorge für Selbsterhaltung bürgerliche Rechte versagt. In Mexico ist es dagegen unmöglich sich der farbigen Bevölkerung zu entledigen, da sie die Überzahl der Nation ausmacht. Im Allgemeinen finden sich in Mexico folgende Elemente der Bevölkerung:

1) Die alten Spanier, welche in den Bürgerkriegen den Namen Guarapichos erhielten. 2) Die Kreolen, oder weiße, die in Amerika geboren sind; sie wurden von den Altspaniern als Eingeborne betrachtet, sind aber durch Verpflanzung geistig veredelt. 3) Die Indier oder Einheimischen, die stärkste Kaste der Zahl nach. 4) Metis auch Mestizos oder Mischlinge von Weißen und Indiern, die sich bis zu den Kreolen abstufen. 5) Mulatten oder Mischlinge aus Weißen und Negern. 6) Zambos oder Chinos, Abkömmlinge von Negern und Indianern. 7) Die afrikanischen Neger, alle

frei. Es ist natürlich, daß diese Verschiedenheit des Blutes durch neue Vermischungen eine Unzahl von Varietäten erzeugt, welche eine wahre Naturgeschichte des Menschen darbietet. Unter spanischer Herrschaft begründete die Farbe einen eigenen Rechtszustand, in welchem der Neger unten, der Altspanier oben anstand. Es ergaben sich daher oft sehr ernste Streitigkeiten über die dunklere oder lichtere Farbe der Haut, die nicht selten von den Gerichtshöfen entschieden werden mußten. Humboldt erzählt ein Paar ergötzliche Anekdoten. Beim Übergange über den Quindiu hörte er, wie ein Paar arme nackte Cargueiros, d. h. Lastträger, welche Menschen auf dem Rücken über das Gebirge tragen, mit einander über ihre Hautfarbe verhandelten. Der eine Schwarze wollte dem andern Schwarzen seine weißere Haut beweisen, und verlangte darauf hin den Namen Sennor. Eben so fand er am Orenoko einen nackten Pflanzer, der sogar der Hütte entbehrte, sich aber für einen Cabalero und Don hielt, der nur mit Herr v. Humboldt, nicht aber mit seines Gleichen umgehen wollte.

Ich gestehe, daß ich mich nicht in geringer Verlegenheit befinde, indem ich ein Gemälde der Bevölkerung Mexico's entwerfen soll. Was unter Spaniens Herrschaft noch in den ruhigen Zeiten, als Herr v. Humboldt es besuchte, war, das ist jetzt nicht mehr vorhanden, selbst die Bevölkerung nicht. Der stolze Spanier, welcher sich dazumal aller Ämter, alles Ansehens, aller Herrschaft bemächtiget hatte, ist verschwunden. Dieser Menschen waren zu wenige, und ihre Anmaßungen waren zu arg, als daß sie hätten hoffen dürfen, neben einer durch die Kreolen vollendeten Revolution bestehen zu können. Sie wurden also 1828 vertrieben.

Die Kreolen sind jetzt diejenigen, welche das meiste Ansehen genießen, die Regierung in den Händen haben, und im Besitze sowol der besten Güter des Landes, als auch des Ertrages sind. Der Kreole wird als ein feuriger, entschlossener, thätiger und für große Ideen empfänglicher Mensch geschildert. Er ist heftig in seinen Leidenschaften, sinnlich, stolz. Er hört sich nicht gerne Kreole nennen, „ich bin Amerikaner und kein Spanier," sagt er stolz. Er mag ein Siebentel der Bevölkerung, also eine Million bilden. Die Schilderung, welche neue Reisende von dieser Million Menschen machen, ist nicht das anziehendste Gemälde in der Völkergallerie der Erde, und man muß bedauern, eines der schönsten Länder in den Händen von Menschen zu sehen, die dieses Glück so wenig verdienen. Mit Ausnahme einer Anzahl Grundeigenthümer, Landwirthe, Kaufleute, Künst-

ler und Bergleute fallen diese Menschen ihrem Vaterlande zur Last. Es sind theils ganz ungebildete Menschen, theils ohne jene Solidität der Kenntnisse, welche allein tüchtig machen zur Behauptung der ersten Rolle in einem Freistaate. Sie sind voll Dünkel, der mit der Dummheit und Unwissenheit stets Hand in Hand geht, dem Müßiggange, dem Spiele und der Intrike ergeben. Sie kennen nur eine Erwerbquelle, nemlich öffentliche Ämter, in denen sie Gelegenheit finden, Stolz, Faulheit und Habsucht zugleich zu befriedigen. Republiken sind diejenigen Staatskörper, deren Leben und Gesundheit von der idealen Tugend ihrer begeisterten Mitbürger abhängt. Der Republikaner im eigentlichen Sinne des Wortes, muß so viel Gemeinsinn haben, daß sein Individuum in seinem eigenen Auge, vor dem Vaterlande verschwindet. Das ist in Mexico nicht der Fall. Die herrschenden Weißen sind in sich zerfallen, in Faktionen getheilt, die mit den Waffen in der Hand um Macht und Reichthum einander befehden, und das Vaterland aus einem Bürgerkrieg in den andern stürzen. Die guten Patrioten gehen unter in dem Wirrwarr der Leidenschaften.

Man hat für diese Kaste eine Unzahl reich besoldeter Stellen geschaffen, wodurch der Schatz erschöpft, das Elend vermehrt wird, niemand aber mehr zu besorgen hat, als der noch kein Bettler ist. Dieses Land, sagt ein neuerer Reisender, von dem Herr v. Humboldt ein so verführerisches Gemälde entwarf, weil er es schilderte, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorging; dieses Nachbarland der V. St., die von der Natur weit weniger begünstigt sind, aber gut verwaltet werden; dieses Land, in welchem 150 Millionen Menschen behaglich leben könnten, hat sieben Millionen Einwohner, unter denen man bei uns sechs zu Dürftigen, ja wol gar Bettlern, Landstreichern, Dieben rechnen würde. Wenn man in eine Stadt von 20 bis 30000 Seelen tritt, so findet man, 20 bis 30 Familien ausgenommen, lauter müßige, halbnackte, mit allen Lastern vertraute abscheuliche Menschen, die wegen der Krankheit, mit der sie als Folge der Unsauberkeit und Laster, womit sie behaftet sind, Leperos genannt werden. Mexico allein hat 50000 dieser Menschen! — Sie vollbrachten 1828 die schauderhafte Plünderung und warten auf Gelegenheit zu einer neuen. Wahrlich man kann die Freiheit, welche so entheiligt, nicht anschauen, als mit dem Wehrufe unsers Landsmannes: „Weh denen, die den ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel leih'n!“ Nicht aber die Fackel, sondern unbesonnene Kindeshand ist Ursache. Indessen

nimmt der Einfluß der Kreolen täglich ab, die farbigen Klassen der Bevölkerung gewinnen immer mehr Kraft, und nicht mit Unrecht prophezeit man ihren gänzlichen Sturz, wo dann das Land in die Hand derer zurückfällt, denen es ursprünglich gehörte.

Interessanter als die ausgearteten Weißen, denen nur durch einen Mann wie Iturbide, aber nur mit einer festern Herrscherseele zu helfen möglich ist, sind die fünf Millionen Indianer, welche Mexico's Boden bewohnen und noch keineswegs vergessen haben: daß sie die ursprünglichen Herren des Landes seien und bei ihrer physischen Überlegenheit täglich in dem Maße mehr Einfluß auf die Verwaltung des Landes gewinnen, als die Weißen an moralischer Kraft und Einfluß abnehmen. Es ist keineswegs eine leere Furcht, daß diese Menschenart eines Tages sich der Regierung und Herrschaft des Landes bemächtigen könnte. Dann würde Mexico ein eben solcher Indianerstaat sein, wie Haiti ein Negerstaat ist.

Wenn man die Geschichten der Eroberung Amerika's liest, so ist nichts natürlicher, als die Vorstellung: daß die Eingebornen samt und sonders den Verfolgungen und Grausamkeiten erlegen und ausgerottet worden seien. Dieses ist auf den Inseln allerdings der Fall, nicht aber in den großen Staaten des Festlandes, wo die Indianer wol unterjocht, nicht aber ausgerottet werden konnten. Cortez war ein zu vorsichtiger Kopf, als daß er nicht eingesehen hätte, daß ohne Unterthanen ein Land so gut wie nichts sei. Zudem ergab sich bald, daß die Indianer keineswegs für den Bergbau geeignet seien, sich aber desto besser zum Ackerbaue verwenden ließen. Man zog also weiße Bergleute und schwarze Sklaven für den Bergbau ins Land, und die Indianer mußten die nöthigen Nahrungsmittel liefern, deren die reichen Bergdistrikte bedurften. Alle diese Umstände waren dem Indianerstamme außerordentlich günstig und verhüteten seine Ausrottung. Die Indianer machen gegenwärtig zwei, und in den Staaten Guanaxuato, Puebla, Valladolid und Oaxaca drei Fünftheile der Bevölkerung aus. Man kann annehmen, daß die bei weitem größere Hälfte der Gesamtbevölkerung aus Indianern bestehe. Die innern Provinzen haben fast gar keine Indianer, als die, welche in der neuesten Zeit aus den V. St. des Norden einwandern. Die Ursache ist jedoch keineswegs die Ausrottung durch die Spanier, sondern die Wildheit, aus welcher sich diese Gegenden des amerikanischen Festlandes nie erhoben haben. Die Spanier fanden jenseit des 20. Breitegrades bei der Er-

oberung nur zwei mäßig starke Nomadenstämme, die Chichimeken und Otomiten. Man macht sich überhaupt von der Bevölkerung jener Länder eine falsche Vorstellung, sobald man die auf unsern Karten und in den Reisebeschreibungen geradebrechten Namen der Völker in Erwägung zieht. Wir sind gewohnt, unter einer Nation uns Millionen zu denken; dennoch ist es gewiß, daß zur Zeit der Eroberung Amerika's die ganze Bevölkerung dieses ungeheuren Festlandes keine 10 Millionen Menschen betrug, von denen vielleicht die Hälfte die beiden Hochländer, Mexico und Peru inne hatten. Was in unsern Büchern als Volk prangt, das noch oft von den Romanschreibern zu einem Kraft- und Kernvolke, gegen welches unsere Nationen nichts sind, ausgemalt wird, sind nichts als Horden, die mitunter kaum 100 Häupter ihrer Lieben zählen, und gegen die eine tüchtige Zigeunerhorde Oberungarns eine respektable Nation ausmacht. Was Nordamerika an Bevölkerung und Civilisation aufzuweisen hatte, war auf das Reich des Montezuma, die Republik Tlascala und die von Mexico abhängigen südlichen Kaziken, mithin auf das Plateau von Mexico und das Küstenland beschränkt. Montezuma's Reich betrug kaum ein Achtel des jetzigen Mexico, und es ist eine gar nicht übertriebene Behauptung: daß der Zahl nach die Indianer in Amerika nicht nur seit der Entdeckung nicht abgenommen, sondern in der That für die weiße Bevölkerung drohend genug zugenommen haben. Der Nachtheil der Eroberung besteht nicht in der Ausrottung, sondern vielmehr in der gestörten Civilisation, so sich in den beiden Staaten Peru und Mexico zu entwickeln angefangen hatte, und sich wahrscheinlich nach und nach über den Welttheil verbreitet, oder auch gänzlich verloren haben würde. Mir scheint wenigstens, daß die Spanier keine fortschreitende Civilisation, sondern eine rückschreitende angetroffen, und ihren bereits gewissen Tod beschleunigt haben.

Alte Traditionen lassen die Civilisation Amerika's von Norden nach Süden wandern, nördlich von Rio Gila her sollen die Nationen auf das Plateau von Anahuac sich ergossen haben. Die Hieroglyphen der Azteken bewahren Nachrichten über Völkerbewegungen, die mit der alten Welt Ähnlichkeit haben sollen, was ich jedoch durchaus nicht finde. Man gibt sogar bestimmte Zahlen an, 648 sollen die Tolteken erschienen sein, 1178 die Chichimeken und Nahualteken, und 1196 die Akolhuen und Azteken. Die Tolteken legten Städte und Straßen an, führten den Mais- und Baumwollenbau ein, errichteten große Pyramiden, deren Bau wir noch heute bewundern, und deren Seiten nach den

Himmelsgegenden ziemlich genau gerichtet sind. Sie kannten den Bau der Städte, Hieroglyphenschrift, verstanden Metalle zu schmelzen, Steine zu behauen, und hatten ein weit vollkommeneres Sonnenjahr als die Griechen und Römer. Alles dieses ist wahr, und die Städteruinen zeugen davon. Die Spanier fanden aber jenes Huehuetlapallan, Palemque u. s. w. in Ruinen, die frühere Civilisation vernichtet, und in der Kultur der Mexicaner einen traurigen Nachsommer. Nur mit den letzteren, nicht aber mit der ersten glänzenderen Epoche läßt sich obige Chronologie und Völkerwanderung vereinigen. Wird einst das Dunkel aufgehellt, so wird sichs zeigen, daß aus dem persischen Meerbusen oder dem indischen Meere jene ersten civilisirten Völker übergewandert sind, daß Asiens Kultur es auch hier ist, die sich in Amerika heimisch machte und so alte Civilisation, wie die der Chinaer hieher verpflanzte. Wie China von den Tartaren, wurde Mexico von Norden her überschwemmt, aber die Barbaren hatten ein civilisirtes Land erobert, und mußten sich selbst einen gewissen Kulturgrad gefallen lassen. Wahrscheinlich brachten jene Nordamerikaner den blutigen Götzen- und Opferdienst in den vielleicht früher unblutigen Sonnendienst; denn die Nordamerikanerhorden opfern ihre Gefangenen, und halbe Civilisation ist wilden Gebräuchen und dem Unkraute des blutigen Götzendienstes günstiger, als selbst natürliche Wildheit. So als bereits gesunkene Halbbarbaren, wie jetzt die Chinesen auch sind, fanden die Spanier Mexico, dessen Kultur offenbar dem Euphrat, nicht aber dem Rio Gila, an welchem auch nicht eine Spur eines civilisirten Volkes vorhanden ist, angehörte. Übrigens darf uns um die Zerstörung dieser Civilisation nicht sehr leid sein, die Menschheit verlor dabei nur eine ihrer abscheulichsten Ausgeburten, wodurch das Ebenbild Gottes auf Erden entehrt wurde. Der Mensch ohne göttliche Offenbarung sinkt in Raserei und wüthet gegen sich selbst. Mexico's Götzendienst war das blutdürstigste Gewebe des abscheulichsten Priestertruges, der jemals die Erde besudelte. Die Priester der abscheulichen Götzen waren wie alle Götzenpriester, blutdürstige, gefühllose Menschenmörder, die durch das heilige Entsetzen, das sie umgab, ihre Einkünfte und Wollüste sicherten. Die Menschen mußten vor dem schwarzen Steine tanzen, auf den ihnen der Priester das zuckende Herz aus dem lebendigen Leibe schnitt, um es der Sonne dampfend entgegenzuhalten. Der Priester sagte nur, daß den Gott hungere, und der Fürst mußte in den Krieg ausziehen, um Gefangene zu machen oder die Söhne und Töchter seiner Vasallen

zum blutigen Opferherde abfolgen. Der Umsturz eines solchen Reiches bedarf der Thränen der Philanthropen nicht. Mexico athmete unter christlichem Zepter wirklich auf, und verstand der spanische Hof sein Interesse, so wäre er durch still fortschreitende Ausbildung seines Volkes, der Wohlthäter dieser Länder geworden. So viele Menschen des Indianerstammes in Amerika auch durch die Eroberer und Weißen umgekommen sein mögen, so sind sie doch der Zahl nicht gleich, welche durch Fanatismus und innere Kriege umgekommen wären ohne Dazwischenkunft der Spanier, die Mexico wirklich 250 Jahre des Friedens und der Ruhe verschafften, und die indianische Bevölkerung auf eine Höhe brachten, wie sie vorher nie war.

Auch diese Indianer sind indessen nicht eines Stammes; man irrt sehr, wenn man Amerika's Völker zu einer Menschenfamilie macht. Nirgend auf Erden kann die Verschiedenheit größer sein, als in Amerika. Die moralische Physiognomie stimmt mehr überein. Unter den Flügeln der alten Civilisation, die allein Völker und Nationen bildet, hatte sich indessen wirklich eine Nation gebildet, wie die Sprache deutlich zeigt. Es herrschen unter den Indianern noch bei 30 Sprachen, denn die Wildheit sondert einzelne Familien schnell zu verschiedenen Sprachen, da diese nur durch Verkehr sich erhalten, ausbilden und verbreiten. Wir zeichnen unter den Indianersprachen die mexicanische oder aztekische, die otomitische, taraskische, zapotekische, mistekische, yukatansche, totonekische, popolukische, matlazingische, huastekische, kakikalische, taraumarische, tepehuanische u. s. w. zur Zungenübung und Ergötzlichkeit des Lesers aus. Diese Sprachen sollen, denn ich verstehe von keiner etwas, so verschieden sein, daß sie nicht einmal als Dialekte oder verwandte Sprachen betrachtet werden können. Dieses beweist aber, daß zwischen diesen Völkern nie der lebhafte Verkehr civilisirter Völker stattfand, weil sich sonst Sprachen schnell in einander verlieren. Amerika zeigt uns mehre hundert solcher Sprachen auf, da hingegen Europa verhältnißmäßig bei weitem weniger aufweist. Je roher ein Volk ist, desto fester hält es an seinem Dialekte fest, da hingegen civilisirte Völker wenig verbreitete Sprachen gerne aussterben sehen, weil die Mannigfaltigkeit der Sprachen ein Haupthinderniß der Civilisation ist. Am weitesten verbreitet ist die aztekische Sprache. Sie ist unter den Indianern über 200 deutsche Meilen weit verbreitet, und war zur Zeit der Eroberung die Staatssprache des Landes, die sowol von den Tolteken als Azteken gesprochen wurde. Daher fällt die Verschiedenheit dieser

Völker von selbst in Nichts, denn die Sprachen verbinden Familien zu Nationen. Diese Sprache ist indessen eine der abenteuerlichsten, und nebst der Hottentottensprache die am schwersten auszusprechende auf Erden. Die Zisch- und Hauchlaute der slavischen Dialekte und die garstigsten darunter, des Russischen, ist Harmonie gegen die abscheulichen, ohrzerreißenden Klänge der Aztekensprache. Ich will zur Ergötzlichkeit der Leser noch einige Proben beifügen. Sie ist eine aus zatl, olin, tizle, sinkatl, hoitl und huitl, mozin und zomatli, catipatli und lauter atli, etli, itli, ozli und uzli zusammengesetzte Sprache, in welcher Wörter wie: Tlantlaquacapatli, Mixquitlipilozohoitl noch christlich klingen, aber Notlazomahuizteopixlatazin doch gar zu arg ist. Es gibt auf der ganzen Welt doch keine närrischeren Leute als die Menschen; was sie nicht alles treiben! Dennoch hat der deutsche Sonnenschmidt diese entsetzliche Sprache schöner, als das schöne Spanische gefunden, obwol es scheint, daß dieses die Sprache der Engel ist.

Nach dieser ist die otomitische Sprache am weitesten verbreitet, sie wird in Mechoacan gesprochen und ist das entgegengesetzte Extrem, indem sie aus lauter einsylbigen Wörtern besteht. Eine Menge Barbarensprachen sind bei kleinern Horden üblich, die huastekische Sprache enthält einige finische und ostjäkische Wörter. Südlich Mexico findet man abermal eine Menge anderer Sprachen, und in Yukatan scheint sich eine ebenfalls asisch klingende Sprache mit finischen und tonkinschen Wörtern beliebt gemacht zu haben.

Im Ganzen gleichen die Indianer in Mexico denen in den übrigen Theilen Amerika's, ihre Hautfarbe ist braun und kupferfarb, die Haare schlicht und glatt, der Bart dünne, der Körperbau gedrungen, die Augen länglich mit gegen die Schläfe emporgerichteten Augenwinkeln, stark hervortretende Backenknochen, dicke Nase, aufgeworfene Lippen, sanfte Züge um den Mund, die gegen ihr übriges Wesen sehr abstechen. Obwol es scheint, daß mit solchen Zügen alles gesagt ist, so findet man, daß die Mannigfaltigkeit der Gesichtszüge bei den amerikanischen Völkern unermeßlich ist. Nichts ist überhaupt schwankender, als die schon anderswo gerügte Eintheilung des Menschengeschlechts nach Farbe und Physiognomie. Erstere wird trotz allem, was man dagegen vorbringt, durch das Klima, letztere durch den Kulturgrad bestimmt. Die Farbe ist bei den Amerikanern eben so wenig kupferroth, als sie in Afrika schwarz ist. Die Feuerländer sind eben so wie die Eskimos in Schmutz und Rauch geselcht,

gewaschen und im Sinne civilisirter Völker genährt, werden sie weiß. Im Äquinoktialamerika würden sie schwarz sein, verhinderte es nicht die Erhebung über das Meer und der Wasserreichthum, sie sind daher braunroth, auf den Antillen und in den Llannos olivenfarb und wol auch schwarz, aber der nassen Atmosphäre wegen und des Schattens willen, den sie in den Urwäldern genießen, ohne jene gegerbte Negersammthaut und das krause Negerhaar. Manche Völkerschaften malen sich roth und mögen wol für naturgefärbt angesehen worden sein. Der Gestalt nach sind die Völker Amerika's eben so verschieden; das gemäßigte Klima der Plateaus bildet auf der ganzen Erde gedrungene Gestalten, die Bergbewohner sind groß und schön gebaut, die Kinder nasser Sumpfebenen sind schmächtig und klein. Doch mag auch Abstammung viel machen, da neben dem großen Patagonier der Feuerländer wohnt.

Die Physiognomie der Völker hängt immer von ihrem Gewerbe und ihrem Kulturgrade ab. Wulstige Lippen, starke Backenknochen, ein kühner durchdringender oder auch nichtssagender gleichgültiger Blick, nebst einer dicken Nase sind die allgemeinen Kennzeichen wilder Völker unter allen Zonen. Sie modifiziren sich nach dem Kulturgrade, die Augen treten schärfer hervor, die Ohren lösen sich spitzend vom Schädel bei Jagdvölkern weg, gestutzter und nichtssagender wird der Gesichtsausdruck bei den Hirtenvölkern; kühn faltet sich die Stirne empor, die Augen ziehen sich zu Blitzen zusammen, die Nase spitzt sich zur Adlernase und die Oberlippe tritt über die Unterlippe bei dem Krieger hervor; die hängende gleichgültige etwas sanft schlaue Physiognomie ist die des Ackermannes. Geistige Kultur bringt Modifikationen, mildert die Backenknochen, verlängert und veredelt die Züge und läßt jene schönen Gesichtsbildungen hervortreten, welche den Stempel der Gottheit an sich tragen. Nationaleigenthümlichkeiten bilden sich ebenfalls ab, und im Chinesen und Japaner wird man die glatte mißtrauische Höflichkeit in abwärts geschlitzten Augen und aufgezogenen Nasenlöchern nicht verkennen. Diese Einflüsse zeigen sich auch in Mexico. Der Tlaskalaner verläugnet zwar seine Indianerhaftigkeit nicht, seine Gesichtzüge sind aber viel milder als die der Californier und der Nordprovinzen. Indessen sind die Indianer Mexico's von dunklerer Hautfarbe, als selbst die, welche unmittelbar unterm Äquator wohnen, was von der feineren und schärferen Luft des Hochplateaus herrühren mag. Auch in den Hochländern Europa's findet man dunklere Farbe und schwärzeres Haar, als unmittelbar am Fuße derjel-

ben Gebirge. Die größere oder mindere Reinheit der Luft, die chemischen Bestandtheile derselben und ähnliche Eigenthümlichkeiten der Atmosphäre, scheinen auf die Hautfarbe der Menschen wesentlich einzufließen. Die Canadier sollen weiß geboren werden, durch Einreibungen mit Fett, Pflanzensäften und durch Unreinlichkeit eine dunkle Hautfarbe erst später annehmen. Bei den Indianern in Mexico und Peru ist dieses nach des Herrn v. Humboldt Versicherung nicht der Fall, sondern die Kinder kommen braun zur Welt und selbst die vornehmen Kaziken, die ganz bekleidet sind, und im Innern ihrer Häuser leben, sind mit Ausnahme des Innern der Hände und der Fußsohlen rothbraun.

Eben so hat man oft über den dünnen Bart der Indianer Glossen gemacht. Die Mexicaner sind gut bebartet und tragen sogar Schnurbärte, sind daher diesem Zeichen ächter Ungarn gemäß, laut den neuesten Definitionen, mit diesen verwandt; am Kinn ist indessen der Bart dünner. Von Natur rührt die Bartlosigkeit nicht her; sondern davon, daß der Mensch sich immer der Natur zuwider verändern will, und daher den Bart ausrauft. Wenn es ihm später so geht, wie dem englischen Pferde, dem bekanntlich gar kein Schweif mehr wächst, so kann die Natur nicht dafür. Humboldt bemerkt, daß dem bartlosen Indianer, sobald er sich rasirt, der Bart eben so gut, wie andern Menschenkindern wächst. Man hat die Unbärtigkeit der Indianer oft als ein Zeichen abnehmender Naturkraft und angeborner Schwäche angesehen, das ist aber ein Traum.

Die Eingebornen Mexico's, wenn sie nicht in den Bürgerkriegen umkommen, erreichen ein ziemlich hohes Alter. Indem sie ruhig ihr Feld bauen und in Dörfern vereinigt sind, erfahren sie jenen Glückswechsel der Stadtbewohner nicht. Selbst die spanische Eroberung konnte sie nicht aus ihrem Gleichmuthe bringen, und die neuesten politischen Stürme gehen auch so ziemlich spurlos an ihnen vorüber. Da sie sehr einfach, meist von Vegetabilien leben, so würden sie noch länger leben, zerstörte die fatale Saufsucht nicht frühzeitig die Keime des Lebens. Ich kenne auf Erden kein Laster, das tiefer und zerstörender in das Leben der Völker eingriffe, als die Trunksucht. Leider verbreiten die Europäer dieses besonders in heißen Ländern volkausrottende Laster in alle ihre Niederlassungen. Ich bin fest überzeugt, daß ein großer Theil des Elendes, welches auf unserer Zeit lastet, sicher nicht vorhanden wäre, ohne das Unheil der starken Getränke. Sie sind die Quellen der Unruhen und Klagen im Volke; denn sein täglich Brot verdient in Europa jeder, der arbeiten will, aber

der tägliche Rausch will sich nicht verdienen lassen, und macht noch zu allen dem träge, händelsüchtig, unruhig und gleichgültig gegen das Leben, indem die Familien dem Elende preisgegeben werden. Unglücklicher Weise findet der Mexicaner in der Aloe oder dem Maguay *(Agave Americana)* eine Quelle berauschender Flüssigkeit; daher ist im Thale von Mexico um Puebla und Tlascala und überall, wo Maguay gebaut wird, die Trinksucht unter den Indianern ausschweifend stark. In Mexico selbst muß die Polizei die Todtenkarren durch die Straßen fahren lassen, um die Betrunkenen aufzuladen und nach der Hauptwache zu führen. Sehr heilsam und nachahmenswerth ist es, daß dem Betrunkenen ein eiserner Ring an den Fuß gelegt wird und er drei Tage lang die Gasse kehren muß; indessen ist die Trunkenheit unheilbar und am vierten Tage frei werdend, läßt er seine erste Sorge wieder sein, daß die Straßen rein werden. In den heißen Ebenen, wo Zuckerplantagen sind, wird der Rum dazu benutzt, sich zum Vieh zu machen und wirkt natürlich noch viel verderblicher als der Pulque. Nur fortschreitende Civilisation und der dadurch vermehrte Einfluß der Weiber auf die Männer, kann das Übel der Sauferei mildern. Wie viel die Frauen zur Vertilgung der Trunksucht wirken können, hatte ich Gelegenheit zu erfahren; wie denn ihr Regiment überhaupt von Sarahs Zeiten her höchst heilsam war, und der liebe Gott wahrlich nicht umsonst dem Abraham befohlen hat, den Willen seines Weibes zu thun. Urtheilt man nach den gewöhnlichen Zeichen des Alters, so sind wenige Greise unter ihnen, auch weiß kein Indianer, wie alt er ist, denn leider ist sein Geisteszustand beinahe thierisch. Er wird nie grau, auch gibt ihm der Mangel an Bart ein jugendliches Ansehen und seine Haut runzelt nicht. Man findet daher häufig, besonders unter den Weibern ein glückliches hundertjähriges Alter, da die Kräfte beim Indianer bis zum letzten Augenblicke nicht schwinden. In Chiguate, einem Dorfe bei Arequiba, starb während Humboldt's Aufenthalt in Mexico ein Mann mit 143 Jahren, der 90 Jahre lang mit einer Indianerin verheirathet war; er hieß Hilario Pari, und sie, die 117 Jahre alt wurde, Andrea Oleazar. Bis in sein 130. Jahr hatte dieser Peruaner täglich vier Stunden Weges zu Fuß gemacht, und würde es bis ans Ende seines Lebens gethan haben, wäre er nicht erblindet. Sie sind keinen Mißgestaltungen ausgesetzt, bekommen keine Kröpfe; Schielende, Hinkende oder Krüppel findet man höchst selten unter ihnen.

Dieses war wahrscheinlich, als Mexico blühte, weniger

der Fall, denn wir wissen: daß Montezuma einen Haufen Zwerge zu seiner Bedienung hielt. Humboldt sah einen Mestizen von 6 Fuß 10 Zoll und $2\frac{2}{3}$ Pariser Linien Höhe, der das schönste Ebenmaß des Körpers zeigte. Nach Schreber schwankt das Maß der Menschen zwischen 2 Fuß 4 Zoll und 7 Fuß 8 Zoll.

Ihre geistige Physiognomie anlangend, muß man gestehen, daß Bory de St. Vinzent, wäre er ein Mexicaner, beinahe Recht hätte, wenn er sagt: daß er zwischen Mensch und Thier keinen Unterschied finden kann, obwol ich von ihm als einem Pariser doch keine solche Impertinenz erwartet hätte. Der mexicanische Indianer ist indessen in der That so geistig arm, daß er sogar dem Ruthenen in Oberungarn, der doch wahrlich erbärmlich tief genug steht, den Vorzug lassen muß. Der Zustand des mexicanischen Indianers ist der der Versunkenheit. Ob er indessen wirklich einst auf einer so hohen Stufe der Kultur stand, wie man gewöhnlich annimmt, daran zweifle ich. Monumente, wie die in Indien, Persien, Egypten, Mexico, beweisen sehr wenig für Volksbildung. Man nehme das gegenwärtige Mexico! Die Hauptstadt mit ihren herrlichen Straßen, prächtigen Palästen, vorzüglichen Kirchen übertrifft Alt-Mexico weit; ist das Volk darum gebildet? Um gewaltige Monumente, wie Pyramiden sind, zu thürmen, um allenfalls Paläste zu bauen, dazu bedarf es höchstens des Willens eines Gewalthabers und der Hände gehorsamer Sklaven. Es kann der Priester- und Herrscherstamm eines Landes sehr gebildet sein, so gebildet, wie in Rußland; das Volk aber dennoch, wie wir eben da sehen, in tiefster Unwissenheit schmachten. Wahr ist es indessen, daß die Eroberung der Europäer das mexicanische Volk in die Barbarei, insofern es sich daraus erhoben hatte, wieder zurückstürzte. Der vornehme Theil oder der Adel des Landes fiel als ein Raub des Schwertes, mit ihm wol auch die intellektuelle Bildung des Volks. Das Christenthum des Spaniers war nicht so tolerant, wie die gottlose Toleranz Englands in Indien, die bis heute das Christenthum an seiner friedlichen Verbreitung sogar hindert. Man vertilgte alle Teopixquis oder Diener der Gottheit, woran man Unrecht that, eben so alle Teocalis oder vom Menschenblute stinkenden Tempel und Altäre, woran man sehr Recht that. Ob die Tempel wirklich die Bewahrer historischer und astronomischer Kenntnisse waren, wie Herr v. Humboldt glaubt, ist nicht erwiesen. Daß die spanischen Mönche sogar die hieroglyphischen Gemälde und Archive verbrannten, daran geschah freilich Unrecht; ob aber dadurch das Volk eines Unterrichtsmittels beraubt

wurde, daran zweifle ich, indem ich nicht glaube, daß eine blutdürstige, fanatische Priesterkaste, die nach Opfern zur Ehre ihrer Götter brüllt, jemals auf Volksbildung denkt. Diese würde ihren gewinnreichen Aberglauben auf immer vertilgen, man hütet sich daher davor. Mir wenigstens ist um die Vertilgung des mexicanischen Gräuels nicht leid, eben so wenig als ich Kotzebue's Seufzer um die garstigen Morai und Hurengelage auf der Gesellschaftinsel theile. Vertilgung heidnischer Gräuel und blutdürstigen Götzendienstes liegt im Wesen des Christenthums, nur die Art, wie sie in Mexico geschah, ist nicht zu billigen, nicht aber daß es geschah. Eine größere Sünde gegen das Geschlecht der Indianer, freilich zum eigenen Verderben, ließen sich die Spanier dadurch zu Schuld kommen, daß sie nicht, wie sich's für Christen geziemt hätte, auf den Volksunterricht bedacht waren. Das Christenthum gründet sich auf die heilige Schrift, der Türke nennt die Christen ein Volk des Buchs, ohne Lesen kann es daher kein Christenthum geben. Spaniens Missionäre trachteten nach fetten Pfründen und geduldigen Schafen; tauften um die Wette, sobald ein Kreuz gemacht werden konnte, waren selbst der Landessprache unkundig, und keine Dorfschule war im Lande. Wahrlich dieses verdient mehr Rüge als alle Gräuel, die man den Spaniern vorwirft und oft übertreibt, denn dadurch wurden die Geister von 12 Generationen gemordet und bis heute ist der Jammer Mexico's aus dieser Unheilquelle abzuleiten. Mit nicht geringem Stolze blicke ich auf mein Vaterland, wir haben auch im kleinsten Dörfchen eine, wenn auch noch so ärmliche, doch vorhandene Dorfschule, während das hochgebildete Frankreich in zwei Drittheilen seiner Pfarrgemeinden keine Schulen hat. Aber man sieht auch die Früchte! Spanien hat so gut als keinen Volksunterricht, wie sollte es ihn seinen Kolonien geben? Der Indianer verehrt daher seine Götzen, wie vor dreihundert Jahren; er hat sie nur mit einigen Bildern, die christliche Schildereien enthalten, vermehrt. Auch das Vermögen ging in die Hände der Europäer über; die Reichen waren nemlich meist umgekommen, die Frauen, welche Vermögen gerettet hatten, heiratheten die Eroberer, die der Frauen und des Geldes bedurften, das beides aus Europa nicht zu haben war. Die Nation selbst hinterließ nur ihre armen Klassen und ihren Pöbel. Hr. v. Humboldt meint, wenn wir alle vertilgt würden, und nur unsere Bauern übrig blieben, ob man wol aus ihnen erkennen würde, daß sie Völkern angehörten, die einen Des Cartes, Keppler, Leibnitz und wir setzen hinzu auch einen Hum-

boldt hervorgebracht haben? — Ich antworte getrost: Ja! man würde es erkennen, denn unser christliches und seinem Stande angemessen gebildetes Landvolk, steht höher über dem alten Mexicaner, als Leibnitz über ihm, und das ist der Unterschied zwischen heidnischer und christlicher Civilisation. War Civilisation in Mexico vorhanden, so nahm höchstens der Priester und der Adel daran theil, das eigentliche Volk war beinahe so unwissend, wie heutzutage; denn die Schilderungen, die wir in den gleichzeitigen Schriftstellern finden, passen eben so auf das heutige Geschlecht, und das ist der größte und schwerste Vorwurf, der den Eroberern gemacht werden kann.

Der gegenwärtige Indianer in Mexico ist keineswegs mit den Völkern in andern Welttheilen unter gleicher Breite zu vergleichen. Wir erkennen in ihm weder die Beweglichkeit der Empfindungen, Geberden und Gesichtszüge, noch die Thätigkeit des Geistes, welche die Äquinoktialneger Afrika's auszeichnet; es gibt keinen größern Kontrast unter den Menschen, als den stürmischen Neger von Congo und den scheinbar phlegmatischen Indianer. Die Indianerinnen ziehen daher den Neger allen andern, selbst dem Weißen vor. Der indianische Ernst fällt besonders an den Kindern auf, die durchaus jenes heiteren Kindesgeistes ermangeln, und im fünften Jahre eine bei weitem größere Entwicklung des Verstandes zeigen als die Kinder der Weißen. Dieses hat jedoch seine Ursache in der rauhen Erziehung; da denn der Körper schneller erstarkt und auch dem Geiste frühere Entwicklung gestattet wird, was sich jedoch später nur gar zu sehr ausgleicht. Der Mexicaner legt allen seinen Handlungen eine gewisse geheimnißvolle Wichtigkeit bei, in seinen Zügen malen sich keine Leidenschaften, aber er ist schrecklich, wenn seine Ruhe in heftige, zügellose Bewegung übergeht; seine Züge zeigen dann plötzlich eine Hölle der Entsetzlichkeit. Der Peruaner ist viel sanfter; der Bewohner von Tlascala und Nachkomme der Republikaner aber am heftigsten. So lange wirken Religion und Verfassung nach!

Wie alle rohen verwilderten Völker, die lange unter dem Drucke des Despotismus geschmachtet haben, sind die Indianer Mexico's mißtrauisch, hartnäckig an ihren Sitten, Gewohnheiten und Meinungen hängend. Durch die unverzeihliche Nachläßigkeit der golddürstigen Eroberer hat das Christenthum keinen andern Einfluß auf die Eingebornen von Mexico gehabt, als daß man an die Stelle eines blutigen Kultus neue Symbole einer sanften, himmlischen Religion setzte. Diese Veränderung ge-

schah gewaltsam durch Zwang und nicht durch Überzeugung. Es ist eine alte Sitte barbarischer Völker, mit neuen Herren neue Götter zu empfangen, was sie auch um so leichter geschehen lassen, als sie die Ohnmacht der alten Götter in ihrer Niederlage zu erkennen glauben. In einer so verwickelten Mythologie wie die der Mexicaner war es leicht, eine Verwandtschaft zwischen den Gottheiten von Azlan und dem Oriente zu finden. Zudem war Cortez schlau genug, eine alte Volkssage der Mexicaner zu seinem Vortheile zu benutzen, welcher gemäß die Spanier Abkömmlinge des Königs Quezalcoatl waren, der von Mexico aus gen Osten gegangen war, um Kultur und Gesetze in der Ferne zu verbreiten. „Die Ritualbücher, die die Indier zu Anfang der Eroberung in hieroglyphischen Charakteren entworfen, sagt Herr v. Humboldt, beweisen offenbar, wie das Christenthum um diese Zeit mit der mexicanischen Mythologie vermischt wurde, indem z. B. der heilige Geist sich mit dem Adler der Azteken identifizirte.“ Die Missionärs duldeten und begünstigten diese Verwechslung, bauten aber leider keine christliche Kirche auf diese Fundamente. Indessen muß man ja nicht glauben, daß die Missionäre dieses aus sträflicher Nachsicht oder unwürdiger Schlauheit thaten, damit würde man diesen guten redlichen, aber nur mit den finstern Vorurtheilen ihrer Zeit (und entgehen denn wir unserer Zeit?) erfüllten Vätern sehr Unrecht thun. Sie selbst glaubten fest in der Mythologie der Azteken Anklänge aus den heiligen Sagen zu finden; ja was noch mehr, diese waren auch in der That vorhanden. Auch wußten sie diese Anklänge gut zu erklären, indem nach einer christlichen Sage das Christenthum durch den Apostel Thomas in Amerika gepredigt worden war. In Cusco fand man das Kreuz auch in der That verehrt. Die Missionäre suchten daher eifrig nach diesen vermeintlichen Resten des Christenthums, knüpften ihren Kultus daran, und fanden trotz der Hartnäckigkeit der Indianer weniger Schwierigkeit bei Einführung des Christenthums, als sie selbst dachten. So weit es möglich war, vermischten sich auch die Ceremonien, Prozessionen und Feste mit denen des Christenthums und der prachtvolle Kultus der römischen Kirche ward um so leichter eingeführt, je mehr seine Festlichkeiten an das Hergebrachte erinnerten. Nach Herrn v. Humboldt's Zeugniß werden bei gewissen Festen während des Hochamtes auch religiöse Tänze aufgeführt, die man als unschädliche Akkomodationen passiren läßt, und welche dort zu keinem Ärgerniß gereichen. Je tiefer die Stufe ist, auf welcher die religiöse Bildung eines Volkes steht, je größer das

Elend, welches es drückt, desto geringer die Civilisation, deren man sich erfreut. Die Religion ist der wahre Maßstab des Volksglückes. Wo der Aberglaube den Menschen entwürdigt, da fehlt ihm jene heitere frohe Begeisterung für das Leben und Wirken, dumpfes Hinbrüten versetzt ihn in eine thierische Gleichgültigkeit, die von der Verzweiflung sich wenig unterscheidet; dieses ist das Loos aller spanischen Kolonien. Nur ein Schritt ist weiter zur Irreligiösität, wo nemlich interessirte Priester und feile Beamten, wie dieses in den spanischen Kolonien der Fall war, das Volk in Barbarei erhalten; bricht endlich der Geist sich gewaltsam eine Bahn, so wird Aufklärung die Losung, aber mit dem Aberglauben verschwindet auch die Religion, mit dieser Treue und Glaube, dem Laster ist das Thor geöffnet und heftige Zuckungen in allen Verhältnissen der Gesellschaft sind die bedauernswerthen Folgen. Die Extreme grenzen genau an einander; dieses zeigen die amerikanischen Republiken zum Schrecken der Welt.

Werden die Indianer auf eine gewisse Stufe der Kultur erhoben, so zeigen sie viele Anlagen leicht zu lernen, entwickeln viel Verstand und Scharfsinn, zeigen besonders viel Neigung zur spekulativen Philosophie, würden also trefflich auf unsere Universitäten passen, die Einbildungskraft ist jedoch arm, und Schaffen, Erfinden, ein gewisser Ideenreichthum ist nicht in ihnen. Indessen ist dem Mexicaner doch ein besonderer Geschmack für Bildnerei und Malerei geblieben, sie schnitzen in Stein und Holz; ein Messer ist hinreichend, um damit im härtesten Holze wahre Wunder hervorzubringen. Sie geben sich besonders gerne damit ab, die Heiligenbilder zu malen und zu schnitzen, folgen aber knechtisch den hergebrachten Formen, indem sie seit drei Jahrhunderten mit der größten Genauigkeit nachahmen, was die Spanier zur Zeit der Eroberung mitbrachten. Wie bei den Egyptern, war es auch bei den Mexicanern Gesetz, von der gewissen festgesetzten Form in Darstellung religiöser Gegenstände auch mit keinem Zuge abzuweichen; diesen Grundsatz befolgen sie heute noch mit der ängstlichsten Strenge. Die christlichen Bilder haben daher die Steifheit der Züge beibehalten, wodurch sich die hieroglyphischen Bilder aus den Zeiten Montezuma's charakterisiren. Dieses ist nicht Mangel an Anlage, denn mehre indianische Kinder, welche in den Kollegien zu Mexico und auf der Malerakademie daselbst erzogen wurden, haben sich zwar nicht durch Genie, aber durch Fleiß ausgezeichnet und Treffliches geleistet, zwar mehr mechanisch als bildend. Überhaupt ist die mechanische Fertigkeit der Mexicaner außerordentlich, was

bei einem Aufleben des Staats aus seiner Fieberkrankheit sehr schöne Früchte tragen könnte. Eine sehr schöne und für die Mexicaner sprechende Eigenschaft ist die alte Vorliebe für Blumen. Die mexicanischen Fürsten hatten einen schönen Garten zu Istalapan, in welchem die schönsten und seltensten Blumen gezogen wurden; auch fremde Blumen wurden aus andern Orten hergebracht und gezogen, wie man denn auch das Cheirostemon, den berühmten Baum mit Händen daselbst vorfand. Diese Industrie im Gartenwesen, die Cortez so sehr rühmt, ist den Mexicanern zum Theil geblieben. Liebe für Blumen zeigt immer ein Zartgefühl der Seele an, es ist daher wieder eine jener seltsamen Engelteufelschaften im Menschen, im Mexicaner, dessen Kultus der abscheulichste Blutdurst charakterisirt, einen so passionirten Blumenfreund zu finden. Selbst auf dem Markte offenbart sich diese Blumenliebe, und ein mexicanischer Marktplatz gewährt den schönsten Anblick von der Welt. Der Eingeborne sitzt da und verkauft die Früchte des Landes, Pfirsiche, Ananas, Gemüse u. s. w., aber die Körbe sind mit einer Fülle von Blumen geschmückt, die täglich erneuert werden. Die Bude ist herrlich bekränzt, und der indianische Krämer ist recht eigentlich wie ein Heiliger, von einem Blumenwalle umgeben. Ein Gehäge von frischen Kräutern, besonders von zartblättrigen Gräsern Fuß hoch umgibt wie eine Mauer die zum Verkaufe ausgestellten Früchte. Der ganze grüne Grund ist mit Parallelen von Blumenguirlanden abgetheilt, und die kleinen Blumensträuße, welche symmetrisch zwischen dem Gehäge angebracht sind, geben dem Ganzen das Ansehen einer mit Blumen besäeten Tapete. Man muß über die Niedlichkeit und Eleganz, so wie über die Sorgfalt erstaunen, mit welchen die Landleute die Früchte in kleinen, von sehr leichtem Holze gearbeiteten Käfichen verkaufen. Die Breiäpfel der Mammea (Achras), die Birnen und die Trauben liegen unten, und der obere Theil ist ganz mit wohlriechenden Blumen verziert. Es scheint, ja ich glaube es mit Gewißheit, daß diese Blumensitte aus einer Zeit herstammt, wo die unmenschlichen Opfergebräuche noch nicht eingeführt waren.

Außer Blumenliebe tanzen sie auch gerne, aber ihre Melodien sind melancholisch, ihre Tänze düstere Pantomimen, und die bei weitem mehr Munterkeit zeigenden Weiber davon ausgeschlossen. Das Weib ist überhaupt die Sklavin des Mannes, eine Folge der Barbarei und des Mangels an Unterricht im Christenthume, welches das bessere Geschlecht zur Gefährtin des Mannes macht.

Alle diese Züge, welche wir bisher zusammengestellt haben, erhalten in neuerer Zeit durch die politischen Ereignisse insofern einen Zusatz, als die Indianer zu erwachen anfangen. Sie sind es, die wesentlich zum Umsturz der spanischen Regierung beigetragen, indem sie die materielle Kraft zu den Befreiungskriegen hergegeben haben, da die Intelligenz der Kreolen ohne sie nichts ausgerichtet haben würde. Die letzten Vizekönige haben auch schrecklich unter diesen armen Geschlechtern gewüthet, da im Falle des Sieges alle Indianer, deren man habhaft werden konnte, von den spanischen Soldaten aufgeknüpft wurden. Indessen haben sie gesiegt und sind von den vereinigten Staaten von Mexico als Bürger anerkannt worden. Das Gefühl, daß sie eigentlich Herren des Landes seien, erwacht immer stärker unter ihnen, und wie schon oben erwähnt, ist es höchste Zeit, daß die Kreolen, welche bis jetzt noch das Ruder in den Händen haben, zur geistigen Bildung dieser Menschenfamilie ihre ganze Macht anwenden, da es schrecklich wäre, wenn diese rohe, aber starke Masse gegen die Weißen zum Vernichtungskriege aufstände. Durch die Konstitution der V. St. von Mexico ist der Indianer Staatsbürger geworden. Durch die Revolution wie durch die Vertreibung der Spanier ist viel Land in die Hände der bisher beinahe eigenthumlosen Ureinwohner übergegangen; diese Klasse dürfte daher von größter Wichtigkeit werden. Daß dieses Volk unter spanischer Herrschaft den größten Einschränkungen unterworfen war, ist schon oben gesagt worden; alles dieses hat aufgehört, jeder Kastenunterschied ist gehoben, und könnte der Geist der Humanität eben so schnell dekretirt werden, so würde es schwerlich ein glücklicheres Volk auf Erden geben. Es wird indessen von einem neuesten Reisenden über die Indianer Mexico's Folgendes berichtet: „Das Gemälde, welches die Abkömmlinge der alten Mexicaner bieten, ist weniger zurückstoßend; sie beschäftigen sich in ihren Dörfern größtentheils mit dem Anbaue ihrer Felder. Man findet bei ihnen weniger Laster, als bei den übrigen Klassen, aber desto mehr Aberglauben und Vorurtheile aller Art; ihre Dummheit ist so groß, daß sie von den Menschen nur die Gestalt haben. (Dieses ist wol nur eine Übertreibung.) Dieser Theil der Bevölkerung vermehrt sich indessen zusehends, was man in einem Lande, wo die Nahrungsmittel so zu sagen, von selbst wachsen, und wo, wenn die Ernte ergibig war, auf dem Lande 8 bis 10 Pfennige zum Unterhalte eines Taglöhners hinreichen, leicht begreiflich finden wird."

Es wären mithin alle Wünsche, welche in Bezug auf die

Emanzipation der Indianer, Humboldt und der fromme Bischof Antonio de San Miguel, diese Zierde der Kirche, an den Tag legten, erfüllt. Die Indianer sind frei, sind vor dem Gesetze gleich, haben Landes- und Bürgerrechte, Grundbesitz und mäßige Abgaben, wählen ihre Magistrate nach eignem Gutdünken, und genießen aller Freiheit, deren nur immer ein Mensch in einem Staate sich rühmen oder wünschen kann. Möchte die Vorsehung ihnen doch auch die Gabe schenken, diese Freiheit, zu der sie leider nicht geführt, sondern in die sie geworfen wurden, vernünftig zu gebrauchen; wir wünschen es mehr, als wir es hoffen!

Was wir bisher von den Indianern gesagt haben, gilt von denen, die als, seit Jahrhunderten hier ansäßiges ackerbautreibendes Volk die Hochebenen von Mexico, den Ost- und Südabfall und den Isthmus bewohnen. Es gibt noch eine andere Klasse dieses Volks, welche bis jetzt weder die Herrschaft der Spanier anerkannt hat, selbst an die Republik nur durch schwache Fäden gebunden ist, und durch den kräftigen Widerstand gegen jede Unterjochung sich den Namen: brave Indianer *(los Indios bravos)* verdient hat. Sie sind Heiden und bewohnen das große Land, welches sich vom Rio grande bis zu den Grenzen der V. St. erstreckt, als Jagdvölker. Sie sind zugleich gefährliche Räuber und beunruhigen oft nächtlicher Weile die angrenzenden Provinzen. Feinde jeder Civilisation weisen sie alles stolz von sich, was sie zur Sittigung führen, ihre Wildheit bändigen und zu ansäßigen Ackerbauern machen könnte. Die Laster der Weißen und sie ansäßigen Völker finden leichter bei ihnen Eingang. Die Künste aller Barbaren, Raub, Krieg, Jagd und Plünderung exaltiren sie so sehr, daß der befangene Europäer in ihnen die Spuren und Anlagen zum Bessern oft für Hochgefühl und Großherzigkeit nimmt, ihre blutdürstigen Reden und Tiraden bewundert, und für einen Demosthenes gelten läßt, was doch am Ende nur ein nach einer fetten Mahlzeit lüsterner Wilder ist. Sie halten wol oft Stunden lange Reden, die so langweilig sind, wie die neuesten Kammertiraden, führen aber mit den Weißen einen beständigen sehr grausamen Krieg. Ob ihre Sprachen wirklich so schön sind, wie man uns vorsagt, bezweifle ich, Sprachen werden schöner durch Ideenfülle, die sich in ihnen ausspricht; durch den begeisternden Gedanken, der Kopf und Herz des Hörers anspricht, durch das Zartgefühl, das sich in weichen geschmeidigen Tönen voll herzgewinnender Kraft ausdrückt. Ein Wilder kann keine schöne

Sprache haben. Je weiter man gegen den Columbiastrom vorrückt, desto mehr drängen sich diese Jägervölker auf das mexicanische Gebiet hinüber. Diese Republik ist weit entfernt, Kraft zu haben, dieses zu verhindern, und die Horden werden mit jedem Tage gefährlicher. Ohne die Verbindung mit Europa löste sich vielleicht der ganze Staat in solche, sich gegenseitig vertilgende Stämme auf. Wird aber die Republik durch Vergleich mit dem Mutterlande, durch Zuwachs europäischer Sittigung mittelst Kolonien aus unserem menschenreichen Erdtheile, durch eine angemessene Aufklärung und dadurch möglich gewordene feste Regierung sich aus ihrem gegenwärtigen Elende erheben, so kann das Schicksal der Indianerhorden nicht mehr zweifelhaft sein. Zwischen die Sittigung zweier Staaten eingeklemmt, bleibt ihnen nur Unterwerfung oder Ausrottung zu erwarten übrig.

Die Neger wurden als Sklaven eingeführt, für den Bergbau und die Plantagen verwendet. Dieser schändliche Handel zeigt seine entsetzlichen Früchte in unsern Tagen; wir werden bei Westindien genauer davon sprechen. Spanien hat die Sklaverei und den Negerhandel nie begünstigt, es scheint, daß der fromme Engelgeist der guten, sanften Königin Isabella in diesem Stücke über Spaniens Rathe gewacht habe. Auch war die Sklaverei in den spanischen Kolonien minder hart, die Zahl der Neger hatte sich deswegen weniger angehäuft. Die Gesetze waren für diese unglücklichen Kinder Afrika's in den spanischen Besitzungen bei weitem milder, als in den andern europäischen Kolonien, wo die Gesetze um so härter, die Früchte aber um so bitterer sind, je mehr das Mutterland auf Kultur, Aufklärung und Glanz Anspruch macht. In der Republik belief sich die Anzahl der Neger im Jahre 1826 auf 18000; ein Dekret des Kongresses von eben diesem Jahre verbietet den Sklavenhandel, nicht aber scheinbar, wie geschwätzige Parlamentsredner, sondern wirklich. Jeder Sklave, der mexicanisches Gebiet betritt, ist frei; mithin hat Mexico keine Sklaven mehr. Die Neger, welche sich zur Zeit der Revolution im Gebiete der Republik befanden, sind seit der Zeit nach und nach in die Klasse der freien Staatsbürger übergegangen, und kaum dürfte noch ein Sklave sich auf ihrem Gebiete befinden. Die Neger sind wie überall ein kräftiger, bildungfähiger, heiterer und von der Natur mit Vorliebe ausgestatteter Menschenstamm. Er liefert die besten und getreuesten Diener, gut behandelt läßt er sein Leben für seinen Herrn. In Mexico theilt er übrigens die Versunkenheit des Landes, ist aber auch nicht tiefer stehend als die übrige Bevölkerung.

Die bisherigen Menschenfamilien gehören zu den reinen Stämmen; sie werden mit den gewöhnlichen Namen ihrer Abkunft: Weiße, Indianer und Neger benannt. Die Weißen behaupten bei der Gleichheit der Staatsbürger, vor dem Gesetze jenes Übergewicht nicht mehr, wie vormals, was sie bescheidener machte. Jener Zornruf im Wortwechsel, der früher so häufig war: „glauben Sie etwa, weißer zu sein als ich?“ wird jetzt selten mehr gehört, zu welcher Milderung der schroffen Absätze, dem Staate nur Glück zu wünschen ist. Wo drei so verschiedene Menschenarten zusammenwohnen, ist es unmöglich, Vermischung zu verhüten; die spanische Gesetzgebung, welche dieses versuchte, machte einen Fehlgriff, der nur Erbitterung zur Folge hatte. Seit Aufhebung der Kastengesetze verschmolzen die Familien inniger mit einander. Da die Nachkommen der mexicanischen Edlen und Kaziken auch von den Spaniern als Edelleute betrachtet und dem Adel Kastiliens gleichgestellt wurden; so sind viele darunter auf eine höhere Stufe der Civilisation gelangt, manche sogar zu erstaunlichen Reichthümern. Der edle Indianer indessen, der eine Million Piaster im Vermögen hat, unterscheidet sich durch Nichts dem Äußern nach, von dem gemeinen armen Indianer. Das Geld zieht jedoch auch hier gewaltig an, und lockt die Söhne der Weißen in die Arme der braunen, wohlhabenden Töchter des Landes, was um so häufiger nach der Revolution geschieht, aber auch früher wegen Mangel europäischer Frauenzimmer und der Unzulänglichkeit der Kreolinnen oft geschehen mußte. Von der Neigung der lebhaften Indianerinnen, zu dem elastischen Neger war schon oben die Rede. Aus den verschiedenen Vermischungen gehen die Farbigen hervor. Sie sind wol gegen dritthalb Millionen an der Zahl und vielleicht die einzige Schutzwehr der Weißen, unter die sie sich gar zu gerne verschmelzen. „Vermöge einer Erkünstlung ihrer Eitelkeit, sagt Herr v. Humboldt, haben die Bewohner der Kolonie ihre Sprache durch die Bezeichnung der feinsten Abweichungen des Kolorits in der Ausartung der Primitivfarbe bereichert. Es wird um so nützlicher, diese Benennungen kennen zu lernen, da sie von mehren Reisenden verwechselt worden sind, und diese Verwechslung bei Lesung spanischer Werke über amerikanische Besitzungen große Verwirrung verursacht.“ Der Sohn eines Weißen (er sei Kreole oder Europäer) und einer kupferfarbigen Ureingebornen heißt Metis oder Mestizo. Seine Farbe ist beinahe vollkommen weiß, und seine Haut ganz besonders transparent. In dem wenigen Barte, Kleinheit seiner Hände und Füße und einer gewissen

schiefen Lage seiner Augen verräth sich die indianische Mischung seines Blutes weit häufiger, als in der Art seiner Haare. Heirathet eine Mestize einen Weißen, so ist die zweite Generation von ihnen der europäischen Rasse (ich kann das Wort nicht leiden!) völlig ähnlich. Da nur wenige Neger nach Neuspanien gekommen sind, so machen die Metis wahrscheinlich $\frac{7}{8}$ aller Kasten aus. Man hält sie allgemein für sanftere Charaktere als die Mulatten, die von einem Weißen und einer Negerin erzeugt sind und sich durch die Heftigkeit ihrer Leidenschaften und einer ganz besondern Beweglichkeit ihrer Zunge auszeichnen. Die von Negern und Indianerinnen abstammenden tragen in Mexico, Lima und selbst auf Havannah den abenteuerlichen Namen Chino, Chinesen, auf der Küste von Carracas hingegen, und wie die Gesetze beweisen, in Neuspanien selbst, nennt man sie Zambos. Heutzutage besonders ist dieser letztere Name auf die von einem Neger und einer Mulattin, oder von einem Neger und einem Chino abstammenden eingeschränkt. Von den gewöhnlichen Zambos unterscheidet man die Zambos prietos, die von einem Neger und einer Zamba herkommen. Aus der Vermischung eines Weißen mit einer Mulattin entsteht die Kaste der Quarterons. Verheirathet sich eine Quarteronin mit einem Europäer oder Kreolen, so heißt ihr Sohn Quinteron. Eine neue Vermischung der weißen Rasse verlöscht die Farbe so ganz, daß das Kind eines Weißen und eines Quarterons gleichfalls weiß ist. Die Kasten von indianischem oder afrikanischem Blute behalten den Geruch der Hautausdünstung, der diesen beiden primitiven Rassen eigen ist. Die Indianer in Peru, welche die verschiedenen Rassen bei Nacht dem Geruche nach unterscheiden, haben sich sogar drei Worte für den Geruch der Europäer, der Ureinwohner von Amerika und der Neger gebildet, und nennen den erstern pezumma, den zweiten posco und den dritten grajo. Die Vermischungen, in welcher das Kind dunkler wird, als die der Mutter ist, heißen *Salto atras*, oder Sprünge rückwärts. — Nach den durch die Gewohnheit angenommenen Grundsätzen hat man folgende Verhältnisse der Farben, mithin auch des Rangunterschiedes festgesetzt.

Kasten.	— Mischung des Blutes.			
Quarterons	$\frac{1}{4}$	Neger- und	$\frac{3}{4}$	Weißenblut.
Quinterons	$\frac{1}{8}$	Neger- und	$\frac{7}{8}$	Weißenblut.
Zambo	$\frac{3}{4}$	N. B. und	$\frac{1}{4}$	W. B.
Zambo prieto	$\frac{7}{8}$	N. B. und	$\frac{1}{8}$	W. B.

Die geselligen Verhältnisse des Staates haben diesen ängstlichen Kastenunterschied vertilgt; heimlich ist der Stolz des Weißen wol noch nicht gedämpft, indessen nähert man sich doch, und die Zuflucht, welche die weißen Kasten in der Revolutionszeit so oft zu dem Arme der dunkeln Kasten zu nehmen genöthigt waren, haben den Stolz gemildert. Als eine eigene Erscheinung in Mexico muß noch bemerkt werden, daß die Zahl der Männer die der Weiber übersteigt, so daß man annehmen kann, die Männer verhalten sich zu den Weibern wie 100 zu 95, mithin sollte man glauben, daß das seltenere Geschlecht die Aussicht habe, sehr im Werthe zu steigen.

Die katholische Religion ist die alleinige Religion des Landes, auch von der Konstitution für die allein geduldete erklärt, in der Handhabung dieses Gesetzes ist man jedoch minder streng, und die vielen Protestanten, welche in Mexico leben, besuchen ungehindert die Kapellen ihrer Gesandtschaften. Auch dürfte dieses Gesetz später bedeutende Modifikationen erleiden, da ein anderes Gesetz durchaus freie Ausübung jeder Religion fordert. Es wurde nemlich im Jahre 1824 ein Kolonisationsgesetz angenommen, welches die Einwanderung in das Gebiet der Republik der ganzen Welt öffnet, große Vortheile verheißt, und die Ansiedlung fremder Einwanderer wünscht; da nun eine Einwanderung aus protestantischen Ländern am wahrscheinlichsten ist, so folgt wol von selbst, daß jenes inhumane Gesetz, womit man den Klerus für die Sache der Unabhängigkeit zu gewinnen hoffte, modifizirt wird. Der Nachtheil wäre für die Republik zu groß, wollte sie die Intoleranz so weit als das Mutterland treiben, die fremden Kaufleute würden wie in den Häfen Spaniens, sich wol ansiedeln, aber nur Vermögen erwerben, um die Kapitalien gelegentlich nach dem Mutterlande zurückzubringen und die Firma armen Verwandten zu neuem Erwerbe übergeben. Nie würden sich protestantische Handelshäuser in Mexico fest niederlassen.

Die katholische Kirche Mexico's ist mächtig, reich und von gewaltigem Einflusse. Der zahlreiche Klerus besteht aus 1 Erzbischofe, 10 Bischöfen, 185 Präbenden, 194 Pfarreien mit 3468 Priestern, 152 Klöstern mit 7987 Mönchen, die 40 Pfarren und 105 Missionen versehen. Das Einkommen des Klerus wird aus Güterbesitz, Ländereien, Kapitalien und freiwilligen Gaben nebst Stolgebühren gewonnen. Die Geistlichkeit besitzt nemlich 134 Domänen mit einem Einkommen von 85384 Piastern; 1511 Stück Ländereien mit einem Ertrage von 171108 Piastern;

52,803074 Piaster Kapitalien; die Almosen und sonstigen Gaben werfen ein Einkommen von 185271 Piastern ab. Der Erzbischof von Mexico besitzt ein Einkommen von 260000 Piastern, der Bischof von Puebla 200000, Valladolid eben so viel; 40000 Piaster trägt der bischöfliche Stuhl von Yukatan. Der Pfarrer bildet in seiner Pfarrei das vollkommene Gegengewicht der weltlichen Macht, die jedoch anfängt, sehr eifersüchtig zu werden.

Das gesellige Leben in Mexico ist dem in Spanien gleich. Der Spanier hat aus dem Mutterlande die Unsauberkeit dahin mitgenommen, und fast möchte man sagen, in Mexico noch weiter ausgebildet. Die Städte sind wie in Spanien schön und prachtvoll gebaut, an Palästen fehlt es nicht, aber die neue Zeit hat die Städte Neuspaniens denen in Altspanien auch durch Ruinen, in welche viele Gebäude zerschossen, geplündert und zerfallen sind, ähnlich gemacht. Luxus im ausschweifenden Maße neben der entsetzlichsten Armuth und ekelhaftesten Noth. Der vornehme Ton, welchen die Weißen vor der Revolution affektirten, ist jetzt auf die Angestellten übergegangen. Sie, die so glücklich sind, einen Titel, der in Mexico nicht leer, sondern schwer bezahlt wird, zu erhaschen, geben sich ein vornehmes Ansehen, werden aber leider eben so schnell von der Gegenpartei wieder verdrängt. Zum Unglück haben die Gesetzgeber eine Menge unnützer Stellen geschaffen und mit großen Besoldungen ausgestattet. Auf einer Seite schaffte man im republikanischen Eifer einen Adel, der dem Staate keinen Heller kostete, sondern Abgaben zahlte, ab; auf der andern Seite machte man unter dem Vorwande einer Entschädigung, jeden der es nur sein wollte, zum Kapitän, Major, Obersten, und bezahlt diese Leute sehr gut; obwol es mehr Offiziere als Soldaten gibt. Die Republik hat höchstens 10 bis 12,000 Militär, das aber der Unzahl der Offiziere wegen mit 10 bis 12 Millionen Piaster als Armee in Budget figurirt. Trotz dieser Verschleuderung reichen die Stellen noch immer nicht hin, die Menge derer, die darauf lauern, zu befriedigen, woraus denn Haß, Unbehaglichkeit und Entzügelung häßlicher Leidenschaften entsteht, welche allen Verschwörungen, Aufständen und Unordnungen der letzten Zeit ihr Dasein gaben. Die Regierung muß, um sich zu behaupten, immer einen Theil dieser hungrigen Besoldungshelden befriedigen, um die andere Hälfte im Zaume zu halten. Mit Staunen sieht man, daß, während die Quelle der Staatseinnahme eine täglich tiefere Ebbe zeigt, die Flut der Bedürfnisse steigt. Der Staatshaushalt bedarf bei der elendesten Administration von der Welt das Doppelte dessen, was die doch noch

bessere spanische Herrschaft bedurfte. Auch hier ist die sogenannte Freiheit sehr theuer. Es gibt unter den Nichtindianern nur noch Angestellte und Besoldete und solche, die Besoldungen suchen. Alles verläßt Gewerbe und nützliche Hanthierung, um beamtet d. h. für Nichtsthun auf fremde Kosten gefüttert zu werden. Der größte Unfug herrscht unter den Zollbeamten, die sich direkt und indirekt die Einnahmen zueignen; von Gerechtigkeitpflege ist kaum mehr die Rede, die Einnahme beträgt kaum die Hälfte wie unter den Vizekönigen, die Ausgabe das Doppelte. Regen sich Gutgesinnte, und wollen dem Unfuge steuern, so sprüht alles Feuer und Flamme; am Ende aber, wenn rechtliche Leute doch durchdringen wollen, kommt Santa Anna und setzt die Regierung ab und eine neue ein, wie er eben jetzt wieder thun wird, bis auch er im Gewühle der Parteien untergeht. Da wo dieses Gemälde hinpaßt, kann vom geselligen Leben kaum die Rede sein; es mangelt jenes Gefühl der Sicherheit und des Wohlbehagens, wodurch sich der gesellige Ton, der feinere genußreiche Umgang, der freundschaftliche Verkehr der Staatsbürger unter einander ausbildet. Mißtrauen leuchtet aus jedem Auge, Begierde aus allen Zügen, Roheit tritt an die Stelle des Luxus und Lebensgenusses. So ist es im Allgemeinen in den Palästen Mexico's beschaffen; einen Mittelstand gibt es nirgend, wo spanische Sitte herrscht. Reich oder arm, Herr oder Diener, das ist die Losung. Friedlicher sieht es auf dem Lande und in den Thälern der schönen Provinzen aus. Der Indianer baut sein Land, lebt in einer niedrigen Hütte, lebt aber zufrieden und hält sich zu seines Gleichen, wenig sich um die Welt bekümmernd.

Die Tracht des Indianers ist nach den Provinzen verschieden; sie besteht in einem Strohhute, einem Leibrock mit kurzen Ärmeln, aus grobem dunkelfärbigen Tuche verfertigt, und bis ans Knie reichende Beinkleider. Das Hemde ist von Baumwolle, die Füße sind mit ledernen Sandalen bekleidet. In den Städten tragen sie noch einen Überwurf, der mit der Toga der Römer viel Ähnlichkeit hat. Die Weiber sind fast immer in Jacke und Rock und ebenfalls mit einem Strohhute bedeckt; sie flechten ihr schönes, langes, schwarzes Haar in zwei Zöpfe mit einem Bande, und lassen sie zu jeder Seite herabhängen. Den Weibern der Indianer rühmt man Anstand und Reinlichkeit nach, ein Vorzug, den man selbst den Damen der Weißen, am allerwenigsten den feurigen Kreolinnen nachrühmen kann. Der Gang der Indianer ist mehr ein Lauf, als ein Gang, selbst wenn sie mit schwerer Bürde belastet zu Markte gehen, ist ihr

Gang ein kurzer Trapp zu nennen. Gegen die Fremden sind sie sehr höflich und verbindlich, treten bei Seite, nehmen den Hut ab, sehen sich aber dafür gerne bemerkt und angeredet. Die Gestalt ihrer Hütten wechselt nach ihrer Lage. In den heißen Gegenden sind es eine Art Käfiche aus Bambus oder Baumstämmen errichtet, oder auch von Bretern zusammengeschlagen, oder aber aus gedörrten Ziegeln, alle haben platte Dächer. Wo die Indianer mit Spaniern vermischt leben, was immer häufiger wird, besonders um Mexico und auf den Ebenen von Cholula, da bauen sie auch Häuser von Stein, die denen der Spanier ganz ähnlich sind. Alle haben ein Gärtchen bei ihrer Wohnung, in dem neben tropischen Früchten, die Fülle der Blumen den Geschmack der Indianer für die Kinder der Flora bezeugt. Wo die Gegend fruchtbar ist, da liegen die Dörfer unter den Gebüschen versteckt, so daß man wol vorüberreist, ohne sie zu bemerken. Diese reinlichen und einfachen Wohnungen gewähren größeres Vergnügen als die spanischen Paläste voll Unrath. Das Bett des Indianers ist eine auf der Erde liegende Matratze oder ein hangendes Netz an der Decke befestigt. Einige irdene Krüge und Flaschen, ein Stein zum Bereiten ihres Maisbrotes, und eine Menge Heiligenbilder von oben beschriebener Art, machen nebst Töpferwaaren die Verzierung dieser Wohnungen aus. Im Allgemeinen ist der Indianer ein glücklicher, und da er nun Landeigenthum besitzt, ein zufriedener Mensch.

Gastfreundschaft ist in allen Staaten spanischer Zunge heimisch und dem Indianer ist sie angeerbt. Der Fremde wird überall achtungsvoll und liebreich aufgenommen. In neuerer Zeit ist die Aufnahme nach den Fremden selbst, modificirt. Der anmaßliche Britte wird mit Stolz, der Nachbar Nordamerikaner seines Gelüsten nach Mexico's Provinzen wegen, mit Mißtrauen, der Altspanier gar nicht, der Deutsche aber seiner Biederkeit wegen überall mit Liebe aufgenommen. Letzteren empfehlen auch seine Kenntnisse, seine Bescheidenheit und seine Abneigung, sich in fremde Händel zu mischen.

Wir kommen zur Verfassung. Wäre es zum Glücke einer Nation hinreichend in einem schönen von der Natur ganz eigens ausgeschmückten, mit den besten Gaben und dem üppigsten Reichthume überschütteten Lande unter einem glücklichen Himmel zu wohnen, eine untadelhafte Verfassung zu besitzen, frei zu sein im allereigentlichsten und ausgedehntesten Sinne des Wortes, wäre dieses alles hinreichend, so müßte man ge-

stehen, daß Mexico glücklich wäre. Kein Land liegt unter einem schönern Himmelsstriche, keines erzeugt alle Bedürfnisse des Lebens, bringt eine solche Masse von Materialien für Luxus und Verkehr hervor, ist schöner gebaut, gegen alle Angriffe, auch des mächtigsten Feindes von Außen so sehr gesichert, als Mexico. Zudem hat es sich völlig frei und unabhängig gemacht, so daß ihm wenig daran liegen kann, ob das Mutterland seine Unabhängigkeit anerkennt oder nicht, da alle Nachtheile eines feindseligen Verhältnisses nur auf dieses fallen. Betrachtet man nun gar die Verfassung, so nimmt sie sich auf dem Papiere gut aus, und hat wesentliche Vorzüge von der der vereinigten Staaten Nordamerika's. Sie besteht aus 171 Artikeln in sieben Titeln. Der erste handelt von der Nation, ihrem Gebiete und ihrer Religion. Die Nation ist frei, umfaßt alles Land des Vizekönigreichs Neuspanien, ist katholisch. 2) Regierungsform der Nation, Staaten, aus denen sie besteht, und Theilung der höchsten Gewalt. Sie ist eine repräsentative Bundesrepublik, besteht aus 15 Staaten und 4 Gebieten, theilt die Gewalt in die gesetzgebende, vollziehende und richterliche. 3) Die gesetzgebende Gewalt übt der Generalkongreß durch seine beiden Kammern der Deputirten und Senatoren (versteht sich, wenn kein Guerrero oder Santa Anna es verhindert); die Deputirtenkammer besteht aus dem alle zwei Jahre von den Bürgern gewählten Repräsentanten. Jede Volksmasse von 40 bis 80 tausend Seelen wählt einen Deputirten. Für jede drei Deputirte wählt ein Staat einen Stellvertreter in die erste Kammer. Die Deputirten müssen 25 Jahre alt sein, zwei Jahre im Bundesstaate leben, oder darin geboren sein. Ausländer werden erst nach gewissen Jahren wahlfähig. Die Glieder des höchsten Gerichtshofes, der Präsident oder Vizepräsident, die Staatssekretäre und ihre Kanzellisten, die Finanzbeamten der Republik, die Statthalter, Erzbischöfe, Bischöfe, Generale, Friedensrichter u. dgl. können nicht gewählt werden. Der Senat besteht aus zwei Senatoren jedes Staates, die er durch Mehrheit der Stimmen wählt. Der Geschäftskreis der beiden Kammern und die Vorrechte ihrer Mitglieder sind sehr genau bestimmt. Die Oberbeamten der Republik können vor den Kammern angeklagt werden. Die Kammern bilden die gesetzgebende Behörde, absolute Mehrheit entscheidet; das von beiden Kammern einmal beschlossene Gesetz muß der Präsident ohne Widerrede vollziehen lassen. Die Kammern haben die Initiative bei allen Gesetzen, und verbreiten sich über alle Gegenstände der

innern Verwaltung. Preßfreiheit im vollsten und unumschränktesten Sinne des Wortes ist unwiderruflich ausgesprochen. Der Kongreß muß sich alle Jahre am 1. Jänner versammeln, und ausgenommen in außerordentlichen Fällen am 15. April schließen. 4) Von der höchsten Vollziehungsgewalt im Staatenbunde. Die Personen, welche dieselbe besitzen, sind der Präsident des Staatenbundes, der Vizepräsident, Staatssekretäre u. s. w. Man muß gestehen, es ist für Alles gesorgt: die Wahl des Präsidenten noch skrupulöser als in den vereinigten Staaten von Nordamerika bestimmt, die Dauer seines Amtes, die Art, wie er seine Gewalt zu üben hat, der Eid, seine und des Vizepräsidenten Vorrechte. Der Präsident kann die Land- und Seemacht nur mit Erlaubniß des Kongresses versammeln und befehligen; im letzten Falle ergreift während des Kommando der Vizepräsident die Regierung. Der Präsident schwört: Ich N. N. ernannter Präsident (oder Vizepräsident) der vereinigten mexicanischen Staaten, schwöre so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium, treulich das mir von den vereinigten Staaten aufgetragene Amt zu erfüllen und die Verfassung, so wie die allgemeinen Gesetze des Landes zu vollziehen und getreu vollziehen zu lassen. Die auswärtigen Angelegenheiten, Krieg erklären, Frieden und Bündnisse schließen, Gesandte akkreditiren steht dem Präsidenten zu, dem ein Regierungsrath beigeordnet ist, was man sonst Ministerium nennt. 5) Von der richterlichen Gewalt. Es besteht ein höchstes Gericht, dann Kantonaltribunale und Distriktstribunale, dann Militär- und geistliche Gerichte. Der Richterstand ist frei und unabhängig. 6) Von den Bundesstaaten. Die Verfassung der Bundesstaaten bleibt ihnen selbst überlassen, sie muß aber republikanisch und der Bundesverfassung konform sein, darf nichts enthalten, was den Bundesgesetzen zuwider ist; darf keine Zolltariffe entwerfen, noch etwas regeln, was auf andere Bundesstaaten Einfluß hat, ohne Zustimmung des Landes; kein stehendes Heer noch Kriegsschiffe besitzen; mit keiner fremden Macht unterhandeln oder Traktate schließen, keine Grenzen reguliren oder gar Krieg erklären, oder Frieden schließen. 7) Von der Revision der Verfassung. Diese ist mit der größten Vorsicht angeordnet. Die Artikel über Freiheit, Unabhängigkeit, Religion und Preßfreiheit sind ewig und unabänderlich! Arme Menschen mit eurer Ewigkeit! — Ja, wenn morgen ewig wäre!

Was fehlt dem Volke Mexico's zu seinem Glücke? — Eine Kleinigkeit — Verstand, so ein guter derber Hausverstand

der leider von Tag zu Tag, in der alten wie in der neuen Welt immer seltener wird. Wenn Gesetze glücklich machen sollen, müssen sie ehrlich vollzogen und befolgt werden, das ist mit dieser Verfassung bisher nicht geschehen, und ist der Fehler aller Repräsentativstaaten. Nur in Nordamerika, wo eine hinlängliche Masse von Tugend und Ehrfurcht vor dem Gesetze in allen Klassen des Volks vorhanden ist, da geht es, — ob lange? liegt in der Zukunft dunkelm Schooße, — ihre Schleier deckte Niemand auf! Mittelmäßige, nicht überspannte, sondern streng vollzogene Gesetze sind besser, als eine papierne Freiheit. Zudem haben alle Konstitutionen und Gesetze in den Augen solcher Leute wie mehre amerikanische Demagogen und die meisten Demagogen, einen unverzeihlichen Fehler — sie fordern Gehorsam!

Die Reichthümer dieses schönen, gesegneten Landes haben zu viele Aufforderungen zur Thätigkeit, als daß nicht wenigstens einige Zweige der Industrie zu einer gewissen Vollkommenheit oder wenigstens Ausübung gebracht worden wären. In Amerika suchte man Schätze und man fand sie im Überflusse. Mexico besitzt einen Reichthum an edlen Metallen, besonders an Silber, der auf Erden nirgend in gleicher Fülle vorhanden ist. Der Bergbau mußte daher von dem nach Schätzen dürstenden Spanier mit Eifer betrieben werden und er ward es. Man beschuldigt den Bergbau, daß er dem Ackerbaue die Hände entziehe und den Feldbau daher verhindere und das Land in Verfall bringe. Dies ist nicht wahr! Der Bergbau gründet Städte und zwar wohlhabende und große Städte, er bedarf vieler Hände; diese bedürfen Brot und können es bezahlen, was wiederum den Ackerbau ermuntert und Gegenden fruchtbar und schön, wenn auch mühsam angebaut, darstellt, die außerdem wahrscheinlich als Wildniß liegen geblieben wären. Der Feldbau ist daher nothwendige Folge eines starken und ausgedehnten Bergbaues. Dieser letztere kann ohne einige wissenschaftliche Bildung in den schönsten und fruchtbarsten Theilen der Wissenschaft, nemlich der Chemie, Scheidekunst, Physik, mit einem Worte, der gesamten Naturkunde durchaus nicht bestehen. Auch die Mechanik muß mit dem Grubenbaue ausgebildet werden; viele Handwerker tragen das Ihre zum Gelingen bei, also neben dem Bergbau müssen auch Künste, Handwerke und wissenschaftliche Bildung, wenigstens geduldet werden. Ein Land, das für den Handel so günstig gelegen ist als Mexico, kann

diesen wol nicht entrathen, und in einem Gemälde des Staats nimmt daher auch dieser Platz. Wir werden daher hier nach der Reihe folgende Gegenstände betrachten: Bergbau, Ackerbau, Künste und Handwerke, Geisteskultur und Anstalten zu ihrer Beförderung, Handel.

1) Bergbau. Es würde zu weit führen, hier den Einfluß aus einander zu setzen, welchen die Entdeckung Amerika's auf die Menschheit im Allgemeinen und auf die europäische Kultur insbesondere ausgeübt hat. Schwerlich hat jedoch etwas größeren Einfluß auf Europa gehabt, als der Schlagregen des edlen Metalls, der auf einmal zu uns herüberströmte. Die Veränderung, welche dieser Umstand ins gesellschaftliche Leben der europäischen Völker brachte, übersteigt allen Glauben. Der größte Theil der Silbermasse, die nach Europa kam, war in mexicanischen Bergwerken ausgebeutet. Die Berge Mexico's enthalten natürlich auch Eisen, Blei, Kupfer, Zinn und andere Metalle. Die reichsten dieser Minen wurden verachtet und vernachläßigt, weil alles den edlen Metallen nachging. Dieser Umstand gereicht vielleicht einst einer vernünftigern Nachkommenschaft zum Segen. Schon vor der Ankunft der Spanier kannten die Eingebornen mehre Metalle und hatten auch sich nicht mit dem begnügt, was die Oberfläche des Bodens gab, sondern schon einige Elemente des Grubenbaues unternommen. Sie verstanden Gallerien zu ziehen, Schachten für die Kommunikation und Lüftung anzulegen, und hatten Werkzeuge um Felsen zu bearbeiten. Cortez sah auf dem Markte zu Tenochtitlan Gold, Silber, Kupfer, Blei und Zinn verkaufen. Goldwäschereien waren natürlich auch vorhanden. Eine Stelle aus Cortez Bericht an Karl den V. beweist, wie weit es der Mexicaner in Bearbeitung der Metalle gebracht hatte: „Außer der großen Masse Goldes und Silbers, brachte man mir auch Goldschmied- und Bijouteriearbeiten, welche so kostbar waren, daß ich sie nicht einschmelzen, sondern für mehr als hunderttausend Dukaten Werth aus denselben wählen ließ, um sie Ew. königl. Hoheit zu Füßen zu legen. Diese Dinge waren von der größten Schönheit und ich zweifle, ob je ein anderer Fürst der Erde andere besessen hat. Damit Ew. königl. Hoheit aber nicht glauben, daß ich Fabeln erzähle, so füge ich hinzu, daß der König Montezuma alles, wovon er Kenntniß haben konnte, in kostbaren Steinen und Vogelfedern abbilden ließ, und dieses in so großer Vollkommenheit, daß man die Gegenstände selbst vor Augen zu haben glaubt. Unerachtet er mir viele dieser Ar-

beiten für Ew. königl. Hoheit gegeben hat, so ließ ich doch mehre andere Goldarbeiten, nach den Zeichnungen, die ich ihnen gab, als da sind: Bilder der Heiligen, Kruzifixe, Münzen und Halsbänder, von den Eingebornen verfertigen. Da das Fünftheil oder die Abgabe, welche an Ew. königl. Hoheit bezahlt wird, über 100000 Mark ausmachte, so befahl ich den Goldschmieden unter den Eingebornen, sie in Schüsseln von verschiedener Größe, in Löffel, Tassen und andere Trinkgefäße zu verwandeln. Und alle diese Arbeiten wurden mit der größten Genauigkeit verfertigt." Bei den alten Mexicanern wurde jedoch weniger Silber als Gold verbraucht, der größte Verbrauch war aber der an Kupfer. Warum Eisen unbekannt war, geht aus der Natur dieses Erzes selbst hervor. Kein Metall findet sich seltener im gediegenen Zustande, als Eisen. Dieser Umstand ließ denn auch die Menschen weit später dieses nützlichste der Metalle entdecken und anwenden, als alle andern Metalle, die wie besonders Gold und Silber sehr häufig in gediegenem Zustande gefunden werden; das Gold ist fast immer gediegen. Dem Kupfer wußten sie eine Härtung zu geben, indem sie es mit Zinn mischten, und dadurch Werkzeuge erlangten, womit sie sogar den harten Basalt zu Statuen und Götzenbildern verarbeiteten. Nach der Eroberung nahm durch den Durst der Spanier nach edlen Metallen, der Bergbau einen erstaunlichen Aufschwung, und wirklich machte derselbe schnell und gewiß reich. Es wurden Silberminen auf allen Punkten eröffnet, und von solchem Reichthume befunden, daß man nirgend auf Erden ein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat. Mehr als fünfhundert Punkte waren zur Zeit, da Herr v. Humboldt Mexico besuchte, durch den Umtrieb von Bergwerken in ihrer Nähe berühmt. Diese 500 Punkte umfaßten 3000 Bergwerke, welche in 37 Distrikte eingetheilt waren, und unter eben so vielen Bergrathskollegien standen.

Die meisten Bergwerke werden auf Gängen betrieben, da die in Lagern oder Stockwerken liegenden Erze sehr selten sind. Die meisten erzführenden Gänge befinden sich in Ur- und Übergangsgebirgen, weniger in den Flötzgebirgen, die nur nordwärts des Wendekreises und östlich von Rio del Norte, im Bassin des Missisippi und ostwärts Neumexico, in den salzreichen Ebenen vorkommen. Indessen sind auch die Flötzgebirge von Texas an Minen sehr reich. Wenn auf dem alten Kontinente Granit, Gneiß und Glimmerschiefer die Bergkämme ausmachen, so ist dieses in Mexico nicht der Fall, wo die hornblendereichen Por-

phyre, Grünstein, Mandelstein, Basalte, und andere vulkanische Felsarten die Urberge mit dicken Lagen bedecken. Der Hafen von Acapulco besteht aus Granit, steigt man aber gegen das Plateau von Mexico auf, verliert er sich, indem man ihn zwischen Zumpango und Holpote zum letztenmale aus dem Porphyr hervorbrechen sieht. In der Provinz Oaxaca erhebt sich der Granit zu ansehnlichen Kuppen von bedeutendem Umfange. Das Zinn, welches nach dem Titanium und Wasserblei das älteste Metall unsers Planeten zu sein scheint, ist in den mexicanischen Graniten noch nicht angetroffen worden. Die Zugänge in Guanaxuato befinden sich im Porphyr, in den Bergwerken von Comonja enthält der Syenit einen mächtigen Silbergang, aber die reichste Gangstätte Amerika's in Guanaxuato befindet sich im Urthonschiefer, welcher oft in Talkschiefer übergeht. Der Serpentin scheint erzlos zu sein. Der Reichthum an Metallen scheint jedoch, wie schon oben erwähnt, den Porphyren anzugehören. Auch die Übergangkalksteine von Cardoval, Chacala und Lomo de Toro sind erzreich, besonders ist letzterer Ort reich an Blei, da in kurzer Zeit der ausgebeutete Bleiglanz aus Nestern, 12000 Zentner Blei geliefert hat. Der Jurakalk ist eben so erzreich, indem die berühmten Minen auf Silber von Tosco und Tehuiltepec in ihm enthalten sind. Mithin enthält Mexico in den allerverschiedensten Felsarten reiche Erzgänge. Die reichsten Bergwerke sind in Guanaxuato und in abnehmender Ordnung in Catorce, Zacatecas, Real del Monte, Bolanos, Guarisaney, Sombrerete, Tasco, Batopilas, Zimapan, Freßnilco, Ramos und Faral. Die Ausbeute aus den sämtlichen Bergwerken ward zu der Zeit, als Humboldt Mexico besuchte, auf 21,000000 Piaster Silber und 1,000000 Gold angegeben. Das Gold wird größtentheils aus den aufgeschwemmten Gebirgen durch Waschen gezogen. Der Bergbau wurde indessen von den Spaniern sehr ungeschickt betrieben, was Humboldt in seinem Versuche über Neuspanien nachgewiesen hat. Dazumal hatte Mexico noch großen Mangel an bergkundigen Leuten, weil der Bergbau eine deutsche Kunst ist, die mit diesem Volke, das alles durch Besonnenheit überwindet, nun auch nach Mexico gewandert ist. Zwei Umstände scheinen auf den Bergbau nachtheilig einzuwirken: einmal, daß die Bergmannskunst niemals wie bei uns, vom Vater auf den Sohn forterbt, was natürlich bei einer so verwickelten Kunst dieser hinderlich wird; man will durch Bergbau nur reich werden, und die Kinder er-

greifen dann gewöhnlich ein anderes Geschäft. Dann sind aber die Erze Mexico's auch nicht so metallreich, wie die europäischen. Die reichsten Lagen Mexico's geben vier Unzen Silber auf den Centner, die reichsten sächsischen Erze dagegen 6 bis 7 Unzen. Freilich ist es in Mexico wieder die ungeheure Menge des Erzes, welche das Mißverhältniß ausgleicht. Herr v. Humboldt hat berechnet: daß aus den Bergwerken von Mexico, seit dem Jahre 1690 bis 1803 in der Stadt Mexico an einheimischem Golde und Silber 1353,452020 Piaster ausgeprägt wurden. Der Totalwerth des Metalles, das 1690 bis 1800 im Gebiete der Republik gewonnen wurde, beträgt blos an Silber 149,350721 Mark. Die Ausbeute hatte seit jener Zeit, 1760 bis 1767 ausgenommen, immer sich gesteigert, und zwar in solchem Maße, daß man von 10 zu 10 Jahren vergleichend ersieht, daß die Zunahme beinahe eine förmliche Progression ausmachte; von 1690 bis 1699 wurden nemlich 43,871335; von 1790 bis 1799 aber 231,080214 Piaster ausgebeutet. Nach Humboldts Abreise aus Mexico, der durch seine Rathschläge wesentlich zur Verbesserung des Bergbaues in einzelnen Gruben beigetragen hatte, stieg die Ausbeute der Bergwerke noch um ein sehr Namhaftes. Ward schlägt daher den jährlichen Ertrag bis 1810 auf 24 Millionen an, die allein ausgeprägt wurden, anderthalb Millionen darf man annehmen, daß nicht einregistrirt wurden, so daß der Bergbau bis 1810 in beständigem Steigen war. Nun brach die Revolution aus und zerstörte natürlich jede Industrie, allen Bergbau, allen regelmäßigen Betrieb. Diese unheilvollen Krämpfe des Landes dauerten bis 1824, sind aber noch nicht ganz beendigt, obwol die Föderativverfassung in so ferne ein Glück ist, daß nicht alle Staaten zugleich die Übel der Anarchie treffen. Auf nichts wirkten gleichwol die Bürgerkriege verderblicher ein, als auf den Bergbau. Von 1810, also dem Anfang der Revolution bis 1825, also bis zur errungenen Freiheit, lieferten die Bergwerke im Durchschnitte nicht mehr edle Metalle in die Münzstätten als: 10,218464 Piaster. Auch diese Summe war nicht Bergwerksertrag, sondern sie kam zum Theil aus dem Einschmelzen der reichen Kirchengeräthe, zum Theil aus dem Ertrage der nomadischen Erzsucher, von denen wir weiter unten sprechen werden. Man kann nicht annehmen, daß die Ausbeute der Bergwerke in diesen verhängnißvollen Jahren mehr als 6,000000 Piaster, also das Viertel des Ertrags vor der Revolution, jährlich betrug. Als die Unabhängigkeit der Republik erklärt wurde, waren alle Bergwerke

im Verfall und außer Betrieb. Die Maschinen waren zerfallen, die besten Gruben ersäuft, die edelsten Gänge verschlagen, die tiefen Schachte und Gruben verfallen. Die Parteihäupter mit ihren Rotten waren so unbesonnen, überall, wo sie hinkamen, die Werke und Anlagen der Gegner zu zerstören. Die meisten Bergwerke gehörten Spaniern. Die Independenten glaubten diesen tödtliche Wunden zu schlagen, wenn sie ihre Erwerbsquellen zerstörten, die Blinden bedachten nicht: daß, wenn Unabhängigkeit und das Herausschaffen der Spanier aus dem Lande ihr Zweck sei, sie durch diese Zerstörungen ihren eigenen Nationalreichthum vernichteten. Wann aber hätten Bürgerzwiste nicht die gesegnetsten Länder in Wüsten verwandelt? Als der Taumel vorüber war, sah man die Bergwerkgebäude vernichtet, muthwilligerweise den Erwerb von Tausenden zerstört, eine Menge brotloser Menschen, unter denen für ihre schlechten Zwecke einen Anhang sich zu erwerben, Faktionisten leicht war. Die bessern Patrioten sahen das Übel sehr wohl ein, es ward daher die eifrigste Bemühung angewandt, den Bergbau wieder herzustellen, nicht sowol um Mexico reich zu machen, als um die gefährlichen Arbeiter zu einer festen Nahrung zurückzuführen. Die weisen Egypter behandelten Müßiggang als ein Kapitalverbrechen mit Recht. Die Römer legten unverheiratheten Männern Steuern auf; erließen sie aber den Vätern zahlreicher Kinder, auch sehr weise. Unter Menschen, die bei fester Nahrung, Familienväter sind und etwas zu verlieren haben, entstehen keine Revolutionen. Nur müßige, heimat- und herdlose Menschen, die vom guten Glücke von heute auf morgen leben, nur die sind die willigen Werkzeuge überspannter Köpfe oder ehrgeiziger Volksverführer. Jemehr diejenigen, welche zu verlieren haben, denen die nichts zu verlieren haben, überlegen sind, desto sicherer steht die Ordnung fest. Aus diesen Gründen ward der Bergbau, zu dem die Bewohner der Berggegenden ohnedem große Neigung haben, auch von den einsichtsvollsten Patrioten wieder belebt. Zerstören ist aber leichter als bauen. Die Werke waren verfallen, die Besitzer theils umgekommen auf den Blutgerüsten, diesen häßlichen Beigaben der Revolutionen, oder den Schlachtfeldern, theils waren sie mit den Kapitalien, die zum Betriebe des Bergbaues unentbehrlich sind, ausgewandert. Zudem lernt man leichter genießen, als entbehren, Mexico ist ein Land, das als eine abgeschlossene Welt hundert und fünfzig Millionen Menschen mit allen Zeichen des Wohlstandes, der Bildung und Verfeinerung

zu ernähren vermag. Es bedarf des Auslandes nicht, sobald es sich des einheimischen Reichthums zu bedienen versteht. Bis jetzt war es jedoch unter strenger spanischer Vormundschaft gehalten. Die wenigen Manufakturen waren mehr geeignet Industrie zu ersticken, als aufzumuntern. Daher führt Mexico fremde Waaren in großer Menge ein. Vor der Revolution bezahlte es diese mit Metallen und Erzeugnissen des Landbaues. Dieser letztere Erwerbzweig hatte durch die Bürgerkriege eben so sehr als der Bergbau gelitten, da besonders die großen und reichen Pflanzungen der Spanier, wie die königlichen Ländereien wüste lagen. Es entstand daher ein großer Geldmangel, die Betriebkapitalien fehlten. Um diesem Mangel abzuhelfen, wandte man dann seine Augen auf das reiche England, auf das bergbaukundige Deutschland; es strömten auch sogleich Kapitalien nach dem Lande des edlen Metalles, nach dem plötzlich geöffneten Paradiese; es entstanden die Bergwerkvereine.

Wir müssen hier noch einen Blick auf die Gesetzgebung zum Vortheil des Bergbaues werfen. Vor der Revolution war angenommen, daß alle Bergwerke königliches Eigenthum seien. Wer jedoch eine reiche und edle Ader nachwies oder vermuthete, dem wurde ein gewisser Bezirk zur Privatbenutzung als Pertinenzia überlassen. Diese Pertinenz war wahres Eigenthum des Besitzers, der aber gehalten war innerhalb vorgeschriebener Zeit Erz zu fördern und die Grube niemals aufzulassen, im entgegengesetzten Falle kehrte das Grundstück wieder in die königliche Domäne zurück. Übrigens hatte der König keine Mine als Privatbesitz, mischte sich nicht in den Betrieb, erhöhte auch nicht die Auflagen, sondern sorgte vielmehr durch Vermehrung der Gruben und Unternehmer, für seinen Schatz. Der reiche und arme Bergbesitzer hatte proportionirt gleiche Lasten. Ursprünglich mußte der fünfte Theil der gewonnenen Metalle an den König abgeliefert werden, was damals zu viel war. Später als der Bergbau kostspieliger wurde, ward der Zehende entrichtet, wozu jedoch eins von Hundert als Steuer kam. Die Mark Silber wurde zu 68 Realen ausgeprägt, der König zahlte jedoch nur 64 an die Einlieferer. Außerdem mußte für die Reinigung des Silbers vom Golde $19\frac{1}{8}$ Procent gezahlt werden. Die lästigste Bedingung für die Bergherren war jedoch die, daß sie ihr Silber auf eigene Kosten in die Münze der oft gar sehr entlegenen Hauptstadt liefern mußten. Eben so drückend war das Queckſilbermonopol der Regierung, die alles Queckſilber, dessen Mexico eine Fülle hervorbringt, dennoch vom sehr fernen Europa be-

zog. Zwar verminderte sie den Preis des Queckſilbers so sehr, daß auch der ärmſte Bergherr es kaufen konnte, aber eine ferne, in einem fremden Welttheile ſich befindende Administration handelt gar selten im Sinne der Regierung. Man überließ dem reichen Bergherrn vor dem armen das Queckſilber, und da alles über Veracruz eingeführt wurde, gelangte es schwer oder gar nicht in die Nordprovinzen. Wo aber dieſes Halbmetall fehlt, ſtockt auch der mexicaniſche Bergbau. Überdies wurde der Bergbau von den Inhabern ſelbſt, meiſt mit fremden Kapitalien der Städtebewohner betrieben, das vollendete den Ruin des Bergbaues in der Revolution, daß kein Menſch ſein Kapital mehr hergeben wollte, wo das öffentliche Vertrauen verſchwunden war. Vor der Revolution war dieſes ſo groß, daß ein neuerer Schriftſteller behauptet, auf der ganzen Erde und zu keiner Zeit ſei irgendwo das Vertrauen ſo unbedingt geweſen. Jeder arme Mann, der eine Mine auffand, konnte Bergbau übernehmen, da kein Reicher anſtand, ihm auf Treue und Glauben — gewiß das edelſte Kleinod eines Staates — Geld vorzuſchießen. Mit dem höchſten Gute des Menſchen verſchwand nicht nur der Bergbau, ſondern es ward auch die Brücke zwiſchen Reichthum und Armuth abgebrochen.

Um dieſen wichtigen Induſtriezweig wieder in Aufnahme zu bringen, ſorgte ſchon die Regentſchaft unter dem großen Iturbide für aufmunternde Geſetze. Am 20. Februar 1822 wurde die Einprozentſteuer, der Zehente, das Holz- und Herrengeld nebſt der in der Revolutionszeit auf rohes Silber gelegten Abgabe abgeſchafft. Nur drei Prozent des wahren Werthes der gewonnenen edlen Metalle, ſollten als Abgabe in den Staat geliefert werden. Die Regentſchaft zahlte ferner in der Staatsmünze ſtatt 64, 66 Realen für die Mark, und nahm nur 2 Realen für die Reinigung einer Mark Silber. Auch ſollte es jedem freiſtehen, ſein Metall ſelbſt zu reinigen, es alsdann in der nächſten Provinzialmünze prüfen und für den Gebrauch in Handel und Wandel gegen die geſetzmäßige Abgabe von drei Prozent ſtempeln zu laſſen. Es wurden zugleich zum Behuf der Ausmünzung Provinzialmünzen errichtet und die Republik gab ſpäter die Einfuhr oder Gewinnung des Queckſilbers im Lande völlig frei. Alle dieſe weiſen und ſehr heilſamen Geſetze werden einſt wohlthätig wirken; der Noth des Augenblicks helfen aber Geſetze nicht ab. Der Kongreß eröffnete daher 1822 den Ausländern das Land, und erlaubte dieſen ſich mit den Eigenthümern der Gruben zu gemeinſchaftlicher Unternehmung zu verbinden.

Dieses wirkte auf das goldreiche England wie ein Zauberschlag, es bildeten sich Bergwerksvereine, und eine solche Menge Kapitalien wurden den mexicanischen Eigenthümern angeboten, daß diese es waren, welche die Bedingungen festsetzten, was natürlich die Kapitalisten in großen Nachtheil brachte; dem Bergbau selbst aber einen Theil der Vortheile entzog, die ihm bei größern Vortheilen der Kapitalisten daraus erwachsen wären. Besonders haben sich die wagelustigen Engländer dabei in Nachtheil versetzt, und viele Vereine haben sich aufgelöst, indem sie sich mit dem Verluste ihrer Kapitalien zurückzogen. Die Herstellung der Werke erfordert große Kapitalien, die gewöhnlich verschlungen werden, ehe noch eine Ausbeute sich zeigt; deswegen geben auch die englischen Aktieninhaber ihr Geld nicht gerne zu dieser Unternehmung her. Die deutsche Vorsicht scheint auch hier wieder die Rosen der Zukunft zu pflücken, mögen sie sich diese schöne Vorsicht, doch auch in diesem Sturm der Zeit bewahren.

Gegenwärtig sind mit mehr oder weniger Erfolg sieben englische, zwei nordamerikanische und ein deutscher Bergwerksverein, in Summa zehn, über dem schatzreichen Boden Mexico's her, um die kleinen Berggeister und Kobolde, die sich die Verwirrung zu Nutze gemacht haben, zu vertreiben, und die Schätze zu heben. Diese Gesellschaften oder Bergwerksvereine sind folgende: 1) Real del Monte mit einem Kapital von 400000 Pf. St. 2) Bolanos mit 200000 Pf. St. 3) Tlalpujahua mit 400000 Pf. St. 4) Englisch-mexicanische Gesellschaft mit 1,000000 Pf. St. 5) Vereinte mexicanische Gesellschaft mit 1,200000 Pf. St. 6) Mexicanische Gesellschaft. 7) Catorce-Gesellschaft mit 60000 Pf. St. 8) Baltimore-Gesellschaft. 9) New-York-Gesellschaft und 10) der deutsche Elberfelder-Verein mit 150000 Pf. St.

Alle diese Gesellschaften haben von den mexicanischen Eigenthümern auf eine Anzahl Jahre, eine Reihe von Minen übernommen, wofür sie theils einen gewissen Antheil des Ertrages, theils aber selbst jährlichen Pacht an die Eigenthümer zu bezahlen und nach einer Reihe von Jahren diese Bergwerke an die Eigenthümer samt allen Verbesserungen zurückzugeben haben. Die meisten dieser Gesellschaften haben sehr ungünstige Kontrakte geschlossen, und unterrichtete Männer behaupten, daß außer dem deutschen Bergwerksvereine, der mit deutscher Kenntniß, frische und wasserfreie Gruben erwarb, keiner seine Rech-

nung finden werde, wenigstens nicht in dem Maße, als man hofft. Die Gruben bedürfen zu ihrer Entwässerung, zur Anlegung neuer Werke, zur Anschaffung der Maschinen ungeheure Kapitale und es gehen Jahre hin, bis die erste Ausbeute sich zeigt. Mexico hat indessen gewonnen, indem durch eine seltsame Gerechtigkeit des Schicksals gerade die Nationen zur Wiederherstellung des Bergbaues Geld und Arbeit lieferten, die vielleicht durch ihren Einfluß das meiste zur Zerstörung beigetragen hatten. Durch diese Vereine hat sich der Ertrag der Bergwerke wieder gehoben, und ist 1830 auf 13 Millionen Piaster gestiegen.

Es ist viel davon die Rede gewesen, daß die Indianer als Sklaven zum Bergbaue gezwungen und dadurch zu Tausenden hingeopfert wurden. Dieses ist nicht der Fall. Die Indianer durften nie zum Bergbaue gezwungen werden. Daß Mißbräuche, welche der Stärkere sich gegen den Schwächern immer erlaubte, stattfanden, ist gewiß; nie war es aber allgemein, daß gezwungene Indianer Bergleute waren. Im Anfange der Eroberung mochten wol viele Indianer auf diese Weise erliegen, da Übermaß der erzwungenen Arbeit, Mangel an Nahrung und Schlaf, und besonders die schnelle Abwechslung des Klima und der Temperatur auf der Höhe der Berge und in den Eingeweiden der Erde, viele Einzelne hinrafften. Der Indianer ist weniger biegsam für die Abwechslungen des Klima und der Temperatur organisirt, als der Europäer. Später war jedoch der Bergbau durchaus freie Arbeit; kein Gesetz nöthigte den Indianer diesen Erwerbzweig zu wählen, oder eine Art Arbeit einer andern vorzuziehen. War er mit einem Bergwerkbesitzer nicht zufrieden, so verließ er ihn, und bot seinen Arm einem andern an, der besser und bar bezahlte. Ungefähr 30000 Indianer waren auf diese Art beim Bergbau beschäftigt, ohne daß unter ihnen die Sterblichkeit größer, als unter andern Volksklassen gewesen wäre. Unter der neuen Ordnung der Dinge versteht sich von selbst, daß von keiner Zwangarbeit mehr die Rede sein kann; indessen ziehen die Gesellschaften selbst die Indianer deutschen Bergleuten vor, da jene durch ihre Ausdauer und Körperkraft Unglaubliches leisten, nemlich 400 engl. Pfund Erz auf ihrem Rücken zu tragen im Stande sind.

Außer den Gold- und Silbererzen, deren Topographie wir später einschalten wollen, werden auch noch andere Erze ausgebeutet, und dürften besonders künftigen Zeiten eine Quelle des Reichthums werden. Besonders häufig sind die Ei-

fenerze in Valladolid, Zacatecas, Guadalaxara und den innern Provinzen. So oft Seekriege die Einfuhr aus Europa hinderten, wurde dieses Metall mit Gewinn und Erfolg ausgebeutet; trat der Frieden wieder ein, bezog man es abermal lieber vom Auslande, um sich nun wieder dem Golde und Silber zuwenden zu können. Der fasrige Eisenstein, der Magneteisenstein, Rotheisenstein und braunes Bluterz nebst allen Arten Eisenerzen sind sehr häufig. Bei Durango findet sich ein ungeheures Stockwerk Magneteisenstein und Eisenglimmer. An verschiedenen Orten z. B. um die Stadt Toluca findet sich auch Meteoreisen. Das Blei, welches im nördlichen Asien ziemlich selten ist, findet sich in den Kalkformationen des nördlichen Theiles der Republik in Zimapan, Real de Carbonal und Lomo de Toro. Die neuen Bergwerkvereine, besonders die Elberfelder Gesellschaft, bearbeiten auch Blei mit vielem Eifer. Zink, Spiesglas, Arsenik wird weniger gebaut, ist aber in Fülle vorhanden. Kobalt ist nebst Mangan noch nicht gefunden worden, was indessen das Nichtvorhandensein keineswegs beweist.

Äußerst wichtig ist bei den zahllosen Amalgamirwerken das Queckſilber, welches auch in ungeheurer Masse vorhanden ist. Das Plateau von 19 bis 22° nördl. Br. zeigt durchaus überall Anbrüche davon. Die neuen Bergwerkvereine machen sich dieses zu Nutze und beuten viel Queckſilber aus.

So viel Erzreichthum lockt natürlich zum Gewinn, auch arbeiten die Mexicaner gerne in den Bergwerken, da seltsam genug diese Arbeit für edler gilt, als der Feldbau. Außer Jesus Maria in Nordwesten Chihuahua bleibt der Schnee nirgend lange liegen, und obgleich die meisten Bergwerksdistrikte, wie Real del Monte und Tlapujahua del Oro bei Zimapan und mehre andere 1200 bis 1400′ höher als die Hauptstadt liegen; so ist doch die Luft sehr gesund und auch dem Indianer äußerst zuträglich. Es gibt eingeborne Stämme von Bergleuten, welche mit ihren Familien von einer Gegend zur andern seit vielen Jahren zu ziehen gewohnt sind, und stets dahin wandern, wo Aussicht zum Gewinn vorhanden ist, da bei größerer Ausbeute der Lohn steigt. Die englischen Gesellschaften, welche sich diesem Gesetze nicht fügen wollten, verloren alle ihre einheimischen Arbeiter. Dagegen fehlt es aber auch nie gegen billige Bedingungen an Arbeitern. Auf die Sitten dieser Völker hat diese Art des Bergbaues großen Einfluß. Als 1825 die Gesellschaft zu Tlalpujahua zu arbeiten be-

gann, brachte sie nur mit größter Mühe 150 Arbeiter zusammen; 1827 arbeiteten 1200 in den Minen, während 700 mit den Holzungen und Kohlenbrennereien beschäftigt waren. In Guanaxuato stieg durch die Bergwerkvereine die Bevölkerung von 30000 auf 45000 in kurzer Zeit. Werden die Minen wieder Erz in Menge liefern, so wird es an Arbeitern nie fehlen. Bis 1827 hatten meist Handwerker mit Wiederherstellung des Zimmerwerks und der Maschinen zu thun; jetzt finden viele Tausende wieder in den Minen Arbeit und es ist zu hoffen, daß auch der Staat ruhiger werde. Die Dampfmaschinen haben unglaublichen Vorschub bei der Entwässerung gethan, und aus den neuesten Nachrichten ersehe ich, daß der Bergbau Mexico's bereits 1831 auf 15 Millionen Piaster Ausbeute gestiegen ist. Man hat viel gegen den Bergbau deklamirt und ihn beschuldigt, daß er der Industrie, dem Ackerbaue und was weiß ich, Abbruch thue. Das ist falsch, im Gegentheil ist keine Beschäftigung mehr geeignet, dem Ackerbaue, dem Handel, den Manufakturen und der wissenschaftlichen Bildung eines Volkes aufzuhelfen ohne es zu Müßiggängern zu machen, als der Bergbau. Wir könnten auf die Bergwerksländer in Europa hinweisen, welche vorzugsweise die gebildetsten Distrikte der Erde genannt werden können. Der Bergbau ist ein großer, aller Aufmunterung würdiger Zweig der Nationalindustrie. Es ist unglaublich, welche Masse Menschen er auf die mannigfaltigste Art beschäftigt, wie sehr er den Geist des Menschen aufreizt, und welche Beweglichkeit er in das Leben selbst bringt. Auf alle Staatsbürger fließt er wohlthätig ein, erhält große Kapitalien im Umlaufe, die wenn auch dem Einzelnen minder Klugen, nie doch dem Staate selbst verloren gehen. Eine große Wohlthat ist, daß nie, wie bei Handelsspekulationen, große Massen Geldes in wenige Hände kommen, sondern sie zerfließen, wie bei keinem andern Erwerbszweige, in unzählig viele Hände, um aus der Erde, als reines Produkt des Bodens mit verzinstem Strome in die Quelle wieder zurückzufließen, also daß es doch zugleich auch in vieler Händen bleibt. Der Bergbau dürfte vielleicht der einzige Industriezweig sein, welcher den wirklichen Nationalreichthum dauernd vermehrt. Für Mexico ist dieser Zweig der Nationalindustrie derjenige, von dem die Republik am meisten zu erwarten hat. Das Tafelland bildet den größten und fruchtbarsten Theil des Landes, hat aber keine Flußverbindung mit der Küste; kann also seine Agrikulturprodukte so wenig gegen europäische Waaren mit Vortheil verkaufen, daß in Ve-

racruz das Mehl aus Anahuac theurer, als das aus den vereinigten Staaten von Nordamerika ist. So aber verzehren die Bergleute das Mehl auf dem Plateau, geben Silber dafür, womit die europäischen Waaren leicht und mit Vortheil erkauft werden. Ohne die Bergwerke würde der Ackerbau bei weitem mehr im Verfalle sein. So wie in der alten Welt, danken auch hier mit wenigen Ausnahmen, die blühendsten Städte dem Bergbaue ihre Entstehung. Eben so verdanken die meisten reichen und wohlhabenden Familien ihren Wohlstand mit wenig Ausnahme dem Bergbaue. Es läßt sich sogar behaupten, daß der Bergbau die Mutter des Bürgerstandes theils mittelbar, theils unmittelbar sei. Ohne edle Metalle wäre schwerlich eine Industrie denkbar, und der Bergbau selbst bedarf so vieler Künste und Handwerke, daß unmittelbar bei den Minen sich immer Städte erheben müssen. Möge man daher diese wahre Quelle des Wohlstandes und des fleißigen Bürgerthums, nie mit Geringschätzung behandeln. Sie ist die Mutter und Pflegerin des Ackerbaues, der Künste, Wissenschaften und Gewerbe, und aus Erfahrung setze ich hinzu; die Bewohner der Bergdistrikte sind immer menschenfreundliche, fromme, erhabene Menschen, von reinen Sitten und großer Redlichkeit; denn kein Beruf führt den Menschen mehr in sich selbst zurück, und erhält ihn unausgesetzter im Denken an die Ewigkeit. Kann etwas die gährende Republik beruhigen und auf eine hohe Civilisationsstufe führen, so ist es der Bergbau, zu dessen neuer Belebung wir derselben von Herzen Glück wünschen. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, ergreifen süße wehmüthige Erinnerungen mein Herz. Die Bilder meiner Jugend und Jünglingjahre treten lebendig vor meine Seele, die unterirdischen Tempel Gottes thun sich mit ihrer erhabenen Schönheit meinen Blicken auf! Schön ist die Nacht mit ihren Sternenhimmel, schön der Tag mit der Beleuchtung seines Gestirnes, das seine Strahlen über gesegnete Fluren verbreitet; — aber wahrlich ein Bergwerk mit seinen wundervollen Gebilden, mit den Schatzkammern und Krystallgewölben, seinen Gängen und seinen magisch schwankenden Lichtern, seinem unterirdischen Leben und Treiben ist ein nicht minder reizender Anblick! Und das Glück auf! des Heuers und sein kräftiges Morgenlied, aus dem Munde dessen, der mit doppeltem Rechte: „Vom Grab, an dem wir wallen“ singt, steigt nicht minder erhaben zu dem Throne Gottes empor. Und welche Wunderwelt des Schöpfers enthüllt sich im Schooße der Erde! welche schönen Blumen,

die nicht welken, blühen nicht in den tiefen Gängen? Dabei erhöht die Lebensgefahr den Werth des ewigen Lebens, mildert die Sitten und erweicht die Gemüther. Nirgend lernte ich die Menschen so sehr lieben, als in euch, ihr biedern, ehrenfesten, frommen und heitern Bergstädter! Ja, der Bergsegen ist ein Segen des Himmels!

2) Ackerbau. Wo Bergbau blüht, geht der Ackerbau nicht unter und des Landmanns Schweiß ist nicht vergebens; mit Gold lohnt ihn der Bergmann froh ermunternd, und beide segnen einander. Welch ein glückliches Land wird Mexico sein, wenn der Sturm glücklich vorübergeht, die Gemüther sich versöhnen, der Aberglaube dem Evangelium weicht, das Volk durch Unterricht zum Menschen gereift sein wird. Wahrlich man kann Mexico's Schönheit, Reichthum, Fülle, nicht ohne den herzlichen Wunsch betrachten: daß dem lieben Gott doch gefallen möge, diese Nation auch mit — Verstand zu segnen. Mit dem Bergbaue muß auch der Ackerbau sich heben. Mexico ist eines der fruchtbarsten Länder der Erde und da das Gebiet der Republik vom Meerstrande in der Nähe des Äquators, bis in die Grenzen des ewigen Schnees und über den Wendekreis des Krebses hinaufsteigt, so ist es natürlich, daß die größte Mannigfaltigkeit der Ackerbaugegenstände Gedeihen findet. Übrigens wird, wie Herr v. Humboldt sehr richtig bemerkt, in Äquatorialländern unter dem Worte Ackerbau ganz etwas anders als bei uns verstanden. Hört man in den heißen Gegenden von dem blühenden Zustande des Ackerbaues sprechen, so darf man nicht Produkte denken, die zur Nahrung des Menschen dienen, denn diesen wird nebenbei nur so ein Garten oder Stück abgefallenen und zu sonst nichts tauglichen Feldes eingeräumt. Man versteht darunter Pflanzungen, welche Tauschartikel für den Handel oder das rohe Material für Manufakturen und Gewerbe liefern. Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle, Kakao, dieses sind die Gegenstände, welche die reichsten und schönsten Felder einnehmen. In Mexico ist jedoch etwa nur ein Fünftel des Areals für die Kolonialprodukte geeignet, das übrige gehört dem eigentlichen Landbaue durch Bauern an. Kein Anblick keuchender Sklaven mit ihren Treibern entheiligt Mexico's Boden, der leider schon oft genug und auf abscheuliche Weise mit Menschenblut gedüngt wurde. Der indische Landmann war in Mexico immer zwar arm, aber frei, kein Frohndienst, keine Leibeigenschaft, dieser Fluch des Ackerbaues, drücken ihn; er hat nun auch Boden und Eigenthum, so viel er will und er-

werden kann, was beinahe unentgeltlich möglich ist. Der Zucker ist freier Menschen Werk und kein Negerblut und Negerseufzer verbittern ihn. Die Haupterzeugnisse Mexico's gehören nicht zu den Erzeugnissen, denen der europäische Luxus einen unbeständigen Werth gegeben hat, es sind Cerealien, nahrhafte Wurzeln, die Agave, der Weinstock der Eingebornen; und alles erinnert den Reisenden, daß der Boden den nährt, der ihn baut, und der wahre Wohlstand des mexicanischen Volkes aber nur von ihm selbst abhängt. Die Ebenen von Salamanca bis Silao, Guanaxuato und Villa de Leon können sich den bestangebauten Gegenden der Erde gleichstellen.

Folgende Pflanzen werden als Nahrungsstoffe von den Mexicanern benutzt. — Für die Bewohner der heißen Zone ist die Banane die eigentliche Brotfrucht, und diese köstliche Pflanze wurde von den Spaniern eingeführt. Im Jahre 1516 brachte ein Mönch, Namens Thomas Perlangas, die ersten Bananen nach Domingo. Es ist dieses unter den unzähligen Arten die Camburi. Außerdem wird noch die Mexico wahrscheinlich einheimische Arton und Japalate gebaut. Obwol das Plateau von Mexico einen sehr großen Erdstrich für die Frucht durch seine niedere Temperatur unbrauchbar macht, so ist doch das Areal, auf dem die Banane gedeiht, 50000 Quadratmeilen groß; und nahe an anderthalb Millionen Menschen hängen mit ihrem täglichen Brote von dieser Frucht ab. In den heißen und feuchten Thälern von Veracruz, am Fuße der Cordilleren von Orizaba, erreicht die Frucht bisweilen eine Länge von 7 bis 8 Zoll. Es gibt auf Erden schwerlich eine andere Pflanze, die auf so kleinem Raume eine so bedeutende Masse Nahrungsstoff hervorbrächte. Acht bis neun Monate, nachdem der Schößling gepflanzt ist, fängt der Bananas an, seine Blütenwedel zu entwickeln, und im zehnten oder eilften Monate sind die Früchte reif, deren eine Traube 160 bis 180 von 30 bis 40 Kilogrammen Gewicht hat. Nach Abnahme der Frucht ist der Stamm unbrauchbar, wird abgehauen, aber unter den Wurzelsprossen ist immer eine vorhanden, welche zwei Drittel der Höhe der Mutterpflanze hat, auf welche Art denn eine Musapflanzung, die hier den Namen Platanar hat, sich von selbst erhält, ohne daß der Mensch mehr für sie zu thun braucht, als die Stengel abzuschneiden, deren Früchte gereift sind und die Erde um die Wurzel, des Jahres einmal oder zweimal leicht aufzuharken. Ein Landstück von 50 Quadrattoisen faßt 40 Bananenstämme, welche das Jahr 4000 Pf. nahrhafte

Substanz abwerfen. Auf gleichem Umfange kann bei zehnfachem Ertrage, die Aussaat des Weizen nur 30 Pf. Körner hervorbringen. Übrigens muß man die Bananen, welche saft- und kraftlos in unsern Treibhäusern reifen, nicht mit denen vergleichen, die in der Tropenzone voll Zucker und Mehl gebacken werden. Würde kein Zuckerrohr in der Bananengegend gedeihen, so würde man mit bei weitem größern Vortheile aus den Bananen Zucker gewinnen, als aus unsern Trauben. Die Bananen der Tropen sind den gedörrten Feigen an Geschmack ähnlich und daher ganz geeignet, das Nahrungsmittel ganzer Völker zu sein, was sie auch in der That sind. Auch versteht der Bananenesser auf die mannigfaltigste Weise sich die süße Frucht zur angenehmen Speise zu bereiten, und zwar vor und nach der Reife. Man gibt übrigens der Banane die Faulheit der Eingebornen Schuld, weil nur Noth zur Arbeit treibt. Man sollte es kaum glauben, daß man unter spanischer Herrschaft die Ausrottung der Bananen vorschlug, um das Volk fleißiger zu machen! —

Die Maniocwurzel ist die zweite köstliche Pflanze, welche in diesem Lande wie die Banane gedeiht. Die Banane wird gekocht oder gebraten gegessen, wie Brotfrucht oder Kartoffeln; das Mehl des Manioc dagegen wird zu Brot gemacht und liefert Kuchen, welche die Spanier das Brot der heißen Länder *(Pan de tiera caliente)* nennen. Die Pflanze, welche das wahre Maniocmehl gibt, wird mit dem Namen Yucca bezeichnet. Ihre Kultur erhebt sich in Mexico bis 1800 oder 2000′ absolute Höhe. Seit den ältesten Zeiten werden die zwei in der Botanik unter dem Namen Jatropha Manihot vereinigten Spezies gepflanzt. In den Kolonien unterscheidet man aber die süße Yucca von der bittern. Die Wurzel der erstern kann ohne alle Gefahr gegessen werden, von der bittern muß man aber den Giftsaft auf das sorgfältigste vom Mehlstoffe absondern, ehe man Maniocbrot bereitet; sie wird zu dem Ende gerieben, und in einem Sacke ausgepreßt. Es ist übrigens seltsam, daß diese beiden, ihren chemischen Bestandtheilen nach so verschiedenen Pflanzen, botanisch durchaus ununterscheidbar sind. Es ist mit den süßen und bittern Mandeln und Pomeranzen derselbe Fall. Das Maniocbrot ist sehr nahrhaft, und dieses besonders vielleicht wegen der Menge Zuckers, den es enthält. Die Maniockuchen sind runde Scheiben, welche einen Fuß Durchmesser halten, sehr zerbrechlich und auf Schiffen schwer zu verpacken. Die Spanier heißen sie Turbas, die

Eingebornen Chauchau. Die mäßigen, aber darum so gesunden Indianer, haben mit einem Pfund Manioc auf einen ganzen Tag genug. Das Mehl des zerriebenen, gedörrten und geräucherten Manioc ist unzerstörbar, Insekten und Würmer greifen es nicht an, und jeder, sagt Herr v. Humboldt, der das Äquinoktialamerika bereist hat, kennt die Vorzüge des Cuaque. Der giftige Saft, welcher aus der bittern Jatropha gepreßt wird, wird gekocht, fleißig abgeschäumt, wodurch eine sehr genießbare, einer kräftigen Fleischbrühe vergleichbare Sauce bereitet wird. Ist dieselbe jedoch nicht besonders gut ausgekocht, so kann großes Unglück daraus entstehen, indem es ein gefährliches Gift wird. Der Anbau des Manioc erfordert bei weitem mehr Sorgfalt und Mühe, als der der Bananen, womit wahrscheinlich das Paradies bepflanzt war, woher denn auch der Name Paradiesfeige kommt. Der Maniocbau ist dem der Kartoffel gleich, und die Ernte erfolgt erst neun Monate, nachdem die Pflanze gesteckt worden ist. Ein Volk, das Jatropha pflanzt, hat schon einen Schritt vorwärts in der Kultur gethan. Es gibt auch Varietäten von weißem und rothen Manioc, deren Wurzeln erst 15 Monate, nachdem sie gelegt worden, gegraben werden.

Heutzutage gibt es in Mexico Maniocpflanzungen längs den Küsten, von dem Flusse Huasacualco bis nördlich von Santander und von Tahuantepec bis San Blas und Sinaloa, in den niedrigen und heißen Gegenden von Veracruz, Oaxaca, Puebla, Mexico, Valladolid und Guadalaxara. Manioc ist eines der schönsten und nützlichsten Produkte des mexicanischen Bodens. Der Bewohner des heißen Bodens kann mit dieser Wurzel den Reis, alle Getreidearten, Wurzeln und Früchte entbehren, von denen sich die Menschen nähren.

Der Mais ist das dritte Produkt, auf welches die Nahrung der Menschen in jenen Gegenden gegründet ist, und welches er zum Gegenstande seines Ackerbaues gemacht hat. Sein Anbau ist bei weitem ausgedehnter, als der der beiden vorhergehenden Gattungen. Steigt man gegen das Plateau von Mexico empor, so findet man bis auf 8400′ abs. Höhe Maisfelder. Das Mißrathen der Maisernte bringt Hunger und Elend über Mexico. Der Mais soll, nach Herrn v. Humboldts Behauptung, ein wirklich amerikanisches Produkt sein, von wo der alte Kontinent damit beschenkt wurde. Indessen kann ich mit aller Achtung für die Behauptungen dieses großen Mannes, doch

nicht seiner Meinung sein, indem nichts gewisser ist, als daß er in Ungarn lange vor der Entdeckung Amerika's unter dem durchaus eigenthümlichen Namen, Kukuruz gebaut wurde. Es ist sehr schwer über das Vaterland der Kulturpflanzen zu entscheiden, da es gewiß ist, daß viele derselben oft von ganz entgegengesetzten Richtungen herkommen und zufällig zusammentreffen wie die Wanderer durch die Unendlichkeit. Indessen ist eben so gewiß, daß im neuen Kontinente der Mais (aztekisch Tlaolli; haitisch Mahiz; in der Quinchuasprache aber Cora) zur Zeit der Entdeckung Amerika's, von Chili bis Pensylvanien hinauf gebaut wurde. Nach der Tradition haben die Tualteken (also doch von Asien her?) den Bau des Mais, der Baumwolle und des Pfeffers in Mexico eingeführt. Der Mais steigt in die kalte Region nicht so weit wie Roggen und Weizen hinauf, dafür erträgt er aber starke Tropenhitze. Bei uns geht er immer mit der Rebe fort; letztere steigt aber nicht in die heiße Zone hinab. In Mexico nimmt er daher einen weit größern Bezirk als die Cerealien des alten Kontinents ein. Die Fruchtbarkeit des Mais übersteigt alle Vorstellung. Durch Hitze und Feuchtigkeit begünstigt, erreicht diese Pflanze 9 Fuß Höhe und gibt 800fältige Frucht. Drei- bis vierhundertfacher Samen ist die gewöhnliche, 150facher schlechte Ernte. Man muß dabei noch erinnern, daß zur Aussaat eines Scheffel Mais ein Boden gehört, der das Fünffache eines Scheffels Weizenaussaat beträgt. Das einzige Thal von Toluca erntet jährlich auf einem Raume von 30 Quadratmeilen, dessen Felder noch dazu mit Agave umpflanzt sind, 600000 Scheffel. In der gemäßigten Zone von 33 bis 38° Br. ist der Durchschnittertrag 70- bis 80fältig. Mais ist auf dem Plateau von Mexico die Hauptnahrung des Volkes, obwol auch unsere Cerealien gebaut werden. Der Mais ist gewissermaßen der Maßstab des Preises der übrigen Produkte. Mißlingt die Maisernte, so entsteht großer Mangel unter den Menschen und Thieren, sogar Geflügel und Truthühner leiden; besonders bösen Einfluß hat die mißrathene Maisernte auf die Bergwerke, wo die Maulthiere damit gefüttert werden. Im Jahre 1784 fiel am 28. August ein starker Frost, verbrannte die Maisernte bis 5400 Fuß herab, und die Folge davon war eine entsetzliche Hungersnoth, die viele Tausende der Indianer dahinraffte. Der Ertrag dieser Rohrart ist daher sehr ungleich und unsicher, und der Preis des Mais wechselt von 2 bis 25 Franken die Fanega. In den heißen Regionen, die zugleich feucht sind, obwol übermäßige Feuchtigkeit

ihm Schaden bringt, gibt der Mais zwei bis drei Ernten; man macht indessen nur eine, indem man ihn in Mitte Juni bis Ende August säet. Unter den vielen Varietäten gibt es eine, deren Kolben zwei Monate nach der Aussaat reifen; eine andere Art soll schon nach 40 Tagen geerntet werden. Die Kolben werden vor der gänzlichen Reife gekocht, wenn sie noch zart sind und die Milch noch kaum zu verdicken sich anfängt, gebraten gegessen. Man kocht wol auch die Körner. Das Mehl gibt Kuchen und Brot, auch als Brei wird es verzehrt, indem es in jeder Gestalt sehr nahrhaft ist. Die Indianer verstehen auch eine Menge Getränke daraus zu bereiten, wovon das gewöhnliche Chica genannt wird, eine Art Bier. In Peru waren die berauschenden Getränke, unter der Inkas wohlthätigen Herrschaft verboten; die mexicanischen Despoten bekümmerten sich um die Sittlichkeit des Volkes nichts, daher war auch die Trunksucht schon bei der Entdeckung allgemein. Die Europäer vermehrten dieses Übel noch durch ihre geistigen Getränke, und heutzutage hat der Indianer auf jeder Höhe ein Getränk, das ihm die Wollust gewährt, etwas weniger als ein Vieh zu sein. An der Küste sauft er Rum und Chica Manioc; auf dem Abhange der Cordilleren, Chica de Mais; auf dem Centralplateau, Pulque de Maguay; damit aber ja nichts fehle von allen Übeln, bringen die Europäer noch Brantwein die Fülle, der zwar theuer ist, aber von wohlhabenden Indianern nur desto begieriger gesucht wird. Ob die Brantweinbrennereien nicht endlich die Aufmerksamkeit christlicher Regierungen auf sich ziehen werden? Wahrlich hier wären keine Auflagen zu hoch, die auf dieses entsetzliche, menschenvergiftende Gewerbe gelegt würden! Vor der Ankunft der Europäer gewannen die Mexicaner aus den unreifen Stengeln des Mais, die zu der Zeit geschnitten wurden, wenn der Kolben seine Haare auszuschütten anfing, Zucker. Der Halm aller Grasarten enthält Zuckerstoff, in besonderer Fülle jedoch der Maisstengel; welcher in der That ein Zuckerrohr ist.

Die europäischen Cerealien haben hier ebenfalls gedeihlichen Boden gefunden, die Einführung derselben hat auf die Bewohner dieser Länder einen sehr wohlthätigen Einfluß gehabt. Es ist interessant zu vernehmen, daß der Weizenbau sein Dasein drei oder vier Körnern Weizen verdankt, welche ein Negersklave aus Cortez Armee unter dem Reis fand, die alsdann gesäet und vermehrt wurden; dieses geschah vor 1530. Die gemäßigte Zone, deren Wärme im Jahresdurchschnitt 19 Centigrade nicht übersteigt, scheint dem Anbaue unserer Cerealien am günstig-

sten; sie werden darum nirgends als auf den Hochebenen, deren Höhe nicht unter 2400′ herabsteigt, gebaut. Zwischen Veracruz und Acapulco fängt die Kultur des Weizen erst auf einer Höhe von 3600 bis 3900′ absoluter Höhe an. Um Jalappa herum wächst die Weizensaat wol sehr üppig, schießt aber nicht in Ähren. In Guatemala, also näher beim Äquator, reift der Weizen auf Höhen, die viel niedriger als Jalappa liegen. Indessen kommen die Cerealien am besten auf dem Hochlande Mexico's fort, wo sie Roms und Madrids Klima genießen. Würde der Boden Mexico's öfter durch Regen genetzt, oder sorgte man für hinreichende künstliche Bewässerung, so wäre derselbe einer der fruchtbarsten, den Menschen auf beiden Hemisphären urbar gemacht haben. Wir müssen hier zu Ehren des Eroberers von Mexico, dem ja ohnehin so viel Böses nachzusagen ist, erwähnen, daß sogleich nach Eroberung des Landes seine Sorgfalt auf die Übersiedlung nützlicher Pflanzen nach dem fruchtbaren Lande gerichtet wurde. „Alle Pflanzen Spaniens kommen, schreibt er an seinen Monarchen, in diesem Boden bewunderungswürdig gut fort. Wir werden es hier anders als auf den Inseln angreifen, wo wir den Ackerbau vernachläßigt und die Bewohner ausgerottet haben. Eine traurige Erfahrung muß uns klüger machen. Ich bitte Ew. Majestät daher, der Casa de Contractation zu Sevilla Befehl zu geben, daß kein Schiff mehr hieher unter Segel gehen darf, ohne eine gewisse Quantität Pflanzen und Samenkräuter an Bord mitgenommen zu haben.“ Die Fruchtbarkeit des Bodens ist allerdings unläugbar, die Dürre und Mangel an Bewässerung thun ihr jedoch Eintrag. Aussaat und Ernte richtet sich in Mexico, ich möchte sagen, nach dem ökonomischen Klima. Man kennt daselbst nur zwei Jahrszeiten, und diese Beschaffenheit reicht bis über den 28. Breitegrad hinaus; nemlich die Regenzeit, welche Juni oder Juli anfängt, und bis Oktober dauert, und die Zeit der Dürre, welche acht Monate, vom Oktober bis Ende Mai währt. Die ersten Regen stellen sich gewöhnlich auf dem westlichen Abhange der Cordillere ein; die ersten Entladungen der Wolken geschehen zu Veracruz. Diese Regen sind von gewaltigen elektrischen Entladungen begleitet, und nirgend orgelt der Donner majestätischer als in den Cordilleren Mexico's. Der Regen verbreitet sich dem Zuge der Winde gemäß von Osten nach Westen, und fällt in Veracruz früher als auf dem Centralplateau. In den Wintermonaten sieht man in den höhern Thälern auch Regen, mit Graupen und Schnee fallen,

doch dauert dieses nur sehr kurz; man sieht diesen kalten Regen auch der Saat zuträglich an. Der Regen ist auch in Mexico, in den gebirgigen Gegenden häufiger als in den Ebenen. Die Fruchtbarkeit hängt von der Dauer dieser beiden Jahrszeiten ab. Über zu große Nässe hat sich der Landmann selten zu beklagen, mehr über Dürre; nur in den ausgetrockneten Becken der vormaligen Seen leidet er zuweilen durch Überschwemmung. Die reichen Ernten finden nur da statt, wo den Flüssen durch Bewässerungskanäle Wasser abgelassen wird. Die Bewässerung durch Kanäle, Bassins und Schöpfräder ist für Mexico's Flor von größter Wichtigkeit. Je mehr Sorgfalt der Getreidebau fordert, desto reicher ist aber auch der Ertrag. In Frankreich erträgt in guten Jahren die Ernte das 5. bis 6. Korn, in Ungarn 8 bis 10., in Buenos-Ayres 12 bis 16; im nördlichen Theile von Mexico 17, in den Äquatorialgegenden Mexico's aber 24. Weizen wird viel gebaut, Roggen in den kältern Gegenden, Hafer weniger, Gerste, womit wie in Spanien und im Alterthume Pferde gefüttert werden, mehr.

Ursprünglich gehört aber Mexico die Kartoffel an. Herr v. Humboldt behauptet, daß die Kartoffel zu Montezuma's Zeit in Mexiko noch nicht bekannt war, und die Papas, wie sie in allen spanischen Kolonien genannt werden, aus Südamerika nach dem Reiche der Azteken durch die Eroberer gebracht worden seien. Indessen wollen mehre neuere Reisende die Kartoffel auf den hohen Bergen, auf dem Toluka und dem Pik von Orizaba wildwachsend und daher einheimisch angetroffen haben. In Chili, Peru, Quito und Neugranada wurde sie aber zuverläßig gebaut. Auch soll sie sich in den Anden wildwachsend finden. In Virginien wurde sie dagegen vorgefunden. Jetzt wird sie überall angebaut und die trocknen Felder sind ihrem Gedeihen um so günstiger, da sie weniger Regen und Wärme als die übrigen Cerealien bedarf, ohne darum in heißen Regionen weniger fortzukommen. Daß die Kartoffel die edelste Gabe sei, welche wir dem neuen Kontinente verdanken, brauche ich kaum zu erwähnen. Auf dem höchsten Theile der amerikanischen Cordilleren werden auch noch die Erdäpfel (*Tropaeolum esculentum*) und das Chenopodium quinoa, eine Hirseart gebaut, die ein eben so gesundes als angenehmes Nahrungsmittel gewährt. Die Indianer verstehen die Kunst die Kartoffel frieren und trocknen zu lassen, um sie so Jahrelang aufzubewahren, dadurch wird diese wohlthätige Wurzel um so wichtiger und es wäre für Europa kein kleiner Gewinn, diesen Hand-

griff von den Indianern zu borgen. Die beste Kartoffel ist die Papa de Bogota, welche leicht gezuckert und von angenehmen Geschmacke ist. Ein Morgen Landes gibt für 30 Personen auf ein Jahr Nahrung. Außer den bisher genannten Nahrungspflanzen, hat Europa alle vegetabilischen Schätze eingeführt und gesucht zu einem Gegenstande der Kultur und des Landbaues zu machen, was ihm Jahrtausende aus allen Theilen der Erde gewährt und mitgetheilt haben. Amerika ist außerdem sehr reich an nahrhaften Wurzelgewächsen und besitzt außer dem Manioc und den Papas noch die Oca (*Oxalis tuberosa*), die Batate und Igname. Die Oca kommt nur in den kalten und gemäßigten Ländern auf dem Abhange der Kordilleren fort, die andern sind den heißen Ländereien eigen.

Die Igname (*Dioscorea alata*) scheint der ganzen Tropenregion unsers Planeten eben so wie die Banane oder Musa, wie ich sie lieber nenne, eigen zu sein. Auch die Araber kannten sie schon. Man fand zwei Arten: die Apes und die Igname bei den Eingebornen Südamerika's vor. Auf den Südseeinseln vermischen die Eingebornen diese Wurzel mit dem Weißen der Kokosnuß und dem Marke der Banane zu einer sehr guten und nahrhaften Speise. Im guten Gartengrunde wird diese Wurzel sehr groß, man kann solche, in den Thälern der heißen Zone, von 50 Pf. Gewicht sehen.

Die Batate, bei den Indianern in Mexico, Camatos genannt, wird in mehren Varietäten mit weißen und gelben Wurzeln gepflanzt. Auch diese Wurzeln sind in allen Äquinoktialländern äußerst häufig und wie alle Wurzeln, die einmal Gegenstand des Ackerbaues geworden, in sehr vielen Varietäten vorhanden. Die Kultur bringt in jede Pflanze, die sie pflegt, Abartung. Die Bataten bedürfen indessen weniger Hitze als die Ignamen und enthalten eine solche Menge Nahrungsstoff, daß ihr Anbau, vertrüge er eine niedere Temperatur, dem der Kartoffel selbst, vorzuziehen wäre. Sie erfordert indessen nicht weniger als 18 Centigrade mittlere Jahrstemperatur.

Unter die nützlichen Pflanzen der Republik Mexico muß auch noch der Cacomite oder Ocroloxochitl, eine Gattung Tigridia gerechnet werden, aus deren Wurzel ebenfalls ein nahrhaftes Mehl bereitet wird. Ferner gehören dazu noch die vielen Goldäpfel oder Tamatl (*Solanum lycopersicum*), die man unter den Mais säet; die Erdpistazie (*Arachis hypogea*), die ihre Frucht in die Erde verbirgt; zuletzt die vielen Gattungen Pfeffer, welche dem Indianer so unentbehrlich, wie dem

Europäer das Salz sind; die Sonnenblume ist von Peru nach Mexico gewandert, wo sie gebaut wird, sowol um Öl daraus zu gewinnen, als auch um aus den gerösteten Körnern Brot zu bereiten.

Unter die Nahrungspflanzen und unter die Gegenstände des Gartenbaues müssen auch noch die verschiedenen Küchengewächse und Fruchtbäume angeführt werden, obwol nicht leicht zu ermitteln ist, welche von Europa aus eingeführt wurden, oder schon vorhanden waren: Zwiebeln, Bohnen, Kichern und Flaschenkürbisse hatten sie früher, da schon Cortez unter den Früchten, die täglich auf dem Markte von Mexico verkauft wurden, Zwiebel, Knoblauch, Brunnen- und Gartenkresse erwähnt, so wie Boretsch, Sauerampfer und Kardonen. Kohl und Rüben scheinen jedoch in Mexico nicht vorhanden gewesen zu sein; obwol die gekochten Kräuter sehr geliebt wurden. Die große Menge mehliger Wurzeln und zuckerhaltiger Pflanzen zeigt übrigens, daß Mexico nicht so arm an Nahrungspflanzen war, wie viele glauben lassen wollten.

Das Centralplateau bringt ferner als Erzeugnisse des landwirthschaftlichen Fleißes in größter Menge Kirschen, Pflaumen, Pfirsiche, Aprikosen, Feigen, Melonen, Trauben, Äpfel und Birnen hervor. Die Tafeln der wohlhabendsten Bewohner werden mit der interessantesten Menge Früchte besetzt; neben den Früchten des gemäßigten Europa sieht man die Ananas, bei deren bloßen Namen der Sterbende genesen muß, Passionsfrüchte, Breiäpfel, Mameas, Granatbirnen, Annonen, Chilimoyen und noch mehre andere Früchte. Die Verschiedenheit und Fülle findet sich von einem Ende der Republik zum andern, von Yukatan bis Kalifornien. Ja man muß es den Spaniern des XVI. Jahrhunderts nachsagen, daß sie sichs angelegen sein ließen, diese Früchte von einem Ende des Kontinents zum andern, so weit ihre Besitzungen reichten, zu verbreiten. Die Geistlichen und Missionäre sind es aber, denen dieser Zweig der Agrikultur so viel verdankt, da die Klöster- und Pfarrersgärten als eben so viele Pflanzschulen betrachtet werden müssen, von denen die nützlichen Vegetabilien ausgingen. Die ausgezeichnetsten Helden der Erobererzeit, meist exaltirte, romantische Köpfe voll Kraft, ergaben sich im Alter dem Landleben und entwickelten eine Sehnsucht nach Naturgenuß, der für das Land selbst von dem größten Vortheile war. Die auf weichen Polstern hockenden zärtlichen Nachkommen, haben bei weitem weniger für diese edlen Zweige des Lebens gethan, als die rauhen Krieger. Von Cortez haben

wir oben gesprochen. Andere unter den Eroberern ahmten ihn nach. Diese einfachen Krieger ließen sich häuslich im fremden Lande nieder unter Menschen, deren Sprache sie nicht verstanden. Sie pflanzten um sich Gestalten der Heimat als zwar stumme, aber doch verwandte Gegenstände ihrer Erinnerung und Sehnsucht; sie wünschten unterm Schatten solcher Bäume zu ruhen, die denen ähnlich wären, welche ihre Wiege vor den brennenden Strahlen der Sonne beschützten. Reifte die europäische Frucht zum ersten Male, so wurde ein Familienfest gefeiert, und mit rührender Gutmüthigkeit berichtet der Inca Garcilasso de la Vega, wie sein Vater, der berühmte und tapfere Andrea de la Vega alle seine alten Waffengefährten vereinigte, um mit ihnen drei Spargelstämme zu theilen, die ersten, welche auf dem Plateau von Cuzco gewachsen waren.

In den heißen Niederungen von Veracruz wird bereits auch der, aus dem stillen Meere nach den Antillen gebrachte Brotfruchtbaum *(Antocarpus incisa)* gebaut; er gedeiht auch hier eben so kraftvoll, wie dieses auf den Antillen und in Guyana der Fall ist. Acht Monate lang ist dieser köstliche Baum in jedem Jahre mit Früchten beladen und drei Bäume ernähren eine erwachsene Person; ein Morgen Landes kann jedoch nicht mehr als 35 bis 40 Brotbäume fassen, da sich ihre Wurzeln nicht begegnen dürfen, wenn sie reichliche Früchte tragen sollen.

Die Zitronen- und Pomeranzenbäume aller Gattungen, diese wahren Hesperidenfrüchte, werden in Mexico selbst auf dem Centralplateau gezogen. Man glaubt: daß der Zitronenbaum mit Dornen und kleinen grünen Früchten, öliger Schale und von der Größe einer Nuß, so wie eine kleine bittere Pomeranze auf der Insel Cuba und in Veracruz, schon vor der Ankunft der Spanier vorhanden gewesen sei. So viel ist zuverläßig, daß die Bäume mit großen gelben Früchten von beiden Gattungen, aus Europa durch die Spanier und Portugallen eingeführt worden sind. Man findet zwar diese Bäume auch in den Wäldern des Orenoko, aber überall nur da, wohin die Jesuiten Missionen gebracht hatten und diese Bäume verwildernd, ihre Schöpfung überlebten.

Der Ölbaum, die Maulbeerzucht, der Wein-, Flachs- und Hanfbau wurde von dem Mutterlande theils geradezu verboten, theils ungerne gesehen, da diese Erzeugnisse es sind, welche Spanien seinen Kolonien zuführen konnte. Das Klima des Centralplateau's mit dem des südlichen Frankreichs, Italiens und Griechenlands übereinstimmend ist diesen Kulturzweigen günstig,

nach denen denn auch einige Landwirthe seit der Revolution gegriffen haben. Man sollte es kaum glauben, daß ein Befehl Spaniens noch in diesem Jahrhunderte dem Vizekönig befahl, alle Weinstöcke ausreißen zu lassen, weil die Konsumtion spanischer Weine Schaden litt. Der Vizekönig hütete sich natürlich diesen gefährlichen Befehl vollziehen zu lassen, da solche Maßregeln eben nicht geeignet sind die Liebe zu den Regierungen zu erwecken, sondern oft dazu dienen, spätere Unruhen zu rechtfertigen. In neuester Zeit wurde der Weinstock in den edelsten Rebengattungen, im Jahre 1827 von L. Alamar einem der ersten Grundbesitzer nach Mexico, aus dem botanischen Garten zu Genf überpflanzt. Die Weinstöcke zeigten treffliches Gedeihen und die obern Gegenden Mexico's sind für das Reifen der Trauben ganz geschickt.

Vor der Revolution war der Ölbaum sehr selten in Mexico und nur der Erzbischof besaß unfern der Hauptstadt unter dem Namen: Olivo de Arzebispo, eine sehr schöne Olpflanzung, welche bereits jährlich 5000 Pf. sehr guten Öls gab. Der Ölbaum aus Andalusien, den Cortez eingeführt hatte, leidet oft durch die Fröste; dieses ist jedoch mit dem korsikanischen weniger der Fall, welcher mehr als jeder andere der Kälte widersteht. Jetzt natürlich pflanzt jeder was er will auf seinem Eigenthume; demungeachtet führt man aus Frankreich noch immer sehr viel Öl ein, das wohlfeiler als das einheimische ist. Betrachten wir die Fülle der Nahrungspflanzen, die wir bisher abgehandelt haben, die Güte des Bodens, der alle diese Kulturzweige in reicher Fülle begünstigt, die Menge des Nahrungsstoffes, der sich aus den vielen Gegenständen des Ackerbaues gewinnen läßt; so sieht man sich abermal genöthigt dieses Land mit allen seinen Reichthümern glücklich zu preisen, so wie wir es unbegreiflich finden, wie es möglich sei: daß in einem so gesegneten Lande, jemals Hungersnoth unter den Landesbewohnern einreißen könne. Gewiß gehört nur eine gute Regierung, voll Kraft und Pflichtgefühl dazu, um dieses Land zum reichsten der Erde zu machen, und seinen Bewohnern ein Schlaraffenleben zu bereiten. Es ist erstaunlich, wie wenig man zu arbeiten braucht, um reichlich belohnt zu werden. Der Nordländer müht sich um einen Scheffel Weizen, der ihm oft kaum das dritte Korn gibt, einzubringen, $\frac{7}{8}$ des Jahres mühsam ab; hier dagegen hackt der Eingeborne mit läßiger Hand jährlich zweimal seine Musastämme um, und die reichste Fülle der Nahrung fällt in seinen Schooß. Aber die liebe Trägheit und Sorglosigkeit einer unsichern Anarchie, sind gewaltige Hemmschuhe.

Schon oben ist erwähnt, daß der Mensch überall, vom beeisten Nordpole bis zum heißen Äquator sich Mittel zu verschaffen gewußt hat, um seine Seele auf Augenblicke zu betriegen und ihr die verständige Weltansicht, die ihr bei ihrer Einkerkerung in diesen Madensack von ihrer Göttlichkeit allein übrig blieb, zu verkümmern. Es ist der Aufmerksamkeit des Menschenforschers würdig, alle die mannigfachen Hexengebräue zu beobachten, die sich der Mensch, zu seinem Verderben immer am erfinderischesten, aus den verschiedensten Gegenständen zu seiner Vieheit zu brauen weiß. Wer sähe es unsern schönen wundervollen Agaven, die in den Treibhäusern als große Aloegewächse prangen, an, daß der Mensch dieselben zur Betäubung seiner Menschheit zu mißbrauchen gelernt habe? Und doch ist dem so! Auf dem Plateau im Innern der Provinz Puebla und Mexico kommt man durch Gegenden, die von stachlichen Gewächsen düster und abenteuerlich uns anstarren, es sind die Magueypflanzungen. Es gibt verschiedene Gattungen Maguey (*Agave americana*) in den Kolonien. Diejenige, welche unter dem Namen Metl in Mexico gepflanzt wird, ist die Agaveart mit gelben, buschigen, geraden Blumen und mit Staubfäden, die noch einmal so lang sind, als der Ausschnitt ihrer Blumenkrone. Sie ist häufig in unseren Gärten, wo ihr der seltnen Blüte wegen vorgeworfen wird, daß sie nur alle hundert Jahre blühe.

Die Pflanzung der Maguey de Pulque reicht so weit hinauf, als die aztekische Sprache reicht. Die nördlichen Völker haben sich diesem Octli, wie der Pulque genannt wird, nicht ergeben. Im Thale von Toluca und in den Ebenen von Cholula sieht man dagegen große Pflanzungen. Die Stämme werden dort vier und ein halb Fuß weit von einander gepflanzt; sie geben den Saft, welchen man wegen der Menge Zuckers, den er enthält, Honig nennt, erst dann, wenn der Schaft auf dem Punkte steht, sich zu entwickeln. Die Kunst der Ernte besteht also darin, die Zeit der Blüte genau zu erkennen. Die Annäherung der Blütenzeit verkündigt sich durch die Richtung der Wurzelblätter, die daher von den Eigenthümern genau beobachtet werden. Diese Blätter, welche bisher auf die Erde gehangen hatten, erheben sich plötzlich und bestreben sich gleichsam den aufschießenden Schaft zu decken. Die Centralblätter oder der Gröps (*el corazon*) werden von hellerm Grün und verlängern sich auffallend. In diesen Zeichen kann man sich nicht leicht täuschen, es gibt aber noch andere minder leicht kennbare Zeichen. Deswegen durchläuft der Landmann seine Pflanzung täglich, um diejenigen

zu bemerken, welche sich der Blüte nähern, und ruft wol in zweifelhaften Fällen die Erfahrnen des Dorfs, die sich durch lange Aufmerksamkeit einen sichern Takt erworben haben. Auf den oben benannten Pflanzungen äußert der Maguey bereits im achten Jahre die Zeichen oder die Entwicklung seines Schaftes und dieses ist alsdann die Zeit, in welcher der Saft gesammelt wird. Man schneidet in diesem Falle den Gröps aus, erweitert die Wunde ein wenig, und bedeckt sie mit den Seitenblättern, welche man aufrichtet und an den Enden zusammenbindet. In diese Wunde scheinen sich alle Säfte zu ergießen, die bestimmt waren, den kolossalen Blütenstamm zu bilden. Diese vegetabilische Quelle fließt zwei bis drei Monate fort und wird täglich dreimal ausgeschöpft. Aus der Menge des Honigs, welcher den Tag über abfließt, kann man über die schnellere oder langsamere Bewegung der Säfte urtheilen, gewöhnlich gibt ein Stamm in 24 Stunden 200 Kubikzoll Saft. Sehr kraftvolle Pflanzen geben wol auch das Doppelte in 24 Stunden und wol 1200 Kubikzoll im Ganzen. Diese ungemeine Quantität des Saftes in einem Maguey, der kaum 4½ Fuß Höhe hat, muß um so mehr in Erstaunen setzen, da es gerade der dürreste Boden ist, auf dem er fortkommt, und nicht selten auf Felsplatten gepflanzt ist, die kaum mit Erde bedeckt sind. Der Preis einer Magueypflanze, die bereits ihrer Blüte nahe ist, beträgt gewöhnlich 5 Piaster. Auf schlechtem Boden zählt der Indianer nur 150 Bouteillen auf einen Maguey und 10 bis 12 Kreuzer auf den Saft der Pflanze für einen Tag, in gutem Boden steigt er auf das Doppelte. Indessen ist der Ertrag nicht gleich, wie beim Weinstock und in verschiedenen Jahren verschieden. Die Pflanzung des Maguey ist auf dem Hochlande das Vortheilhafteste, da die Pflanze weder Dürre, noch Frost, noch Hagel fürchtet. Nach der Blüte fällt der Schaft, so wie auch die Pflanze nach der Saftentziehung verdorrt, aber dann noch durch die Blätterfasern, welche zu Bindewerk und Webereien taugen, nutzbar wird. Aus der Wurzel sprossen eine große Menge Sprößlinge empor, da sich diese Pflanze erstaunlich vermehrt. Auf einen Morgen Landes werden 12 bis 1300 Stauden gepflanzt. Vom achten Jahre an kann man annehmen, daß ein Zwölf- oder Vierzehntheil dieser Pflanzen Honig gibt, die dann wieder durch Wurzelsprossen ersetzt werden. Wer eine Pflanzung von 30 bis 40000 Magueys besitzt, kann gewiß sein, das Glück seiner Familie gegründet zu haben; es gehört jedoch wie bei dem Kakao Muth und Ausdauer dazu um eine Pflanzung abzuwarten, die

erst nach 15 Jahren wirklich ertragreich wird. Man hat zwar Mittel durch Verstümmelung der Wurzeln oder Begießen mit heißem Wasser die Treibung des Schaftes zu beschleunigen, man schadet jedoch damit der Pflanze und vermindert den Zufluß des Saftes. Auch ist ein Maguey verloren, wenn durch den Schein betrogen der Gröps zu früh ausgeschnitten wird. Frisch ist der Saft säuerlichsüß und angenehm; wegen des Schleim- und Zuckergehalts kommt er jedoch leicht in Gährung, welche durch Zugießen einer Quantität alten Pulque's noch beschleunigt wird, wo dann der Gährungsprozeß in drei bis vier Tagen vorübergeht. Das Getränk schmeckt nun wie Cider, hat aber einen äußerst unangenehmen Geruch wie von faulem Fleisch. Dennoch zieht der Europäer, hat er einmal den Ekel vor dem Geruche überwunden, den Pulque allen andern Getränken vor, hält ihn für magenstärkend und nahrhaft, weswegen er auch magern Leuten empfohlen wird.

Mit Begeisterung wird der Pulque von Hocotitlan gepriesen, der nördlich der Stadt Toluka wächst; diese Güte soll nicht sowol von der Bereitungsart, sondern von einem Erdgeschmack, der von den Feldern, auf denen er wächst, herkommt, abhängen. Bei Hocotitlan gibt es Agavepflanzungen, die jährlich 16000 Gulden eintragen. Die spanische Regierung bezog von diesem Getränke eine sehr ansehnliche Einnahme, indem die Auflage auf dasselbe 800000 Piaster rein einbrachte. Der Magueysaft liefert auch einen sehr berauschenden Brantwein, den man Mejical oder Aguardiente de Maguey nennt. Schon oben wurde der Fasern Erwähnung gethan, welche der Maguey liefert. Er ersetzte den alten Mexicanern auch die Papierstaude; denn das Papier, auf dem sie ihre Hieroglyphen malten, war Magueypapier, das gerade wie das egyptische bereitet wurde. Man legte nemlich die Blätter in Wasser und klebte die also mazerirten Fasern von der Dicke eines Pergaments bis zu der eines Pappendeckels übereinander. Die Fasern geben auch jetzt noch den bekannten Zwirn, welche man Fil de pite nennt, und den der Physiker allen andern vorzieht, da er sich nicht verdreht. Der Saft der jungen Agave ist sehr sauer und vertritt den Essig sehr wohlthätig in der Chirurgie, da er die Wunden heilsam reinigt. Wer sähe es der seltsamen, dickblättrigen, stachlichen Agave unserer Treibhäuser an, daß sie in ihrem Vaterlande Weinstock, Flachs, Papier und noch obendrein Stecknadelfa-

brikant sei? Wahrlich nach den Brotpflanzen hat Mexico kein wichtigeres Produkt!

Da ich bei den westindischen Inseln und in Südamerika noch Gelegenheit genug haben werde, von dem Anbaue der Kolonialprodukte zu sprechen, so erwähne ich nur, daß man über den bisher aufgezählten Reichthum der Agrikultur, den Kaffee, Zucker, die Baumwolle, den Indigo, die Vanille, die Jalappa nicht vergessen darf. Mexico liefert für eignen Bedarf genug, wird aber einst, wenn der Staat ins Geleise kommt, auch für den auswärtigen Handel reiche Fülle abgeben.

Werfen wir nun nach dem allen einen Blick auf dieses Land, suchen wir alles bishergesagte in ein Bild zusammenzufassen, so sehen wir einen gewaltigen Dom mit seinen Thürmen, einen ungeheuren kugelförmigen Bergrücken mit den herrlichen, romantischen Berggestalten geschmückt. Sie erheben sich, die Zinnen des Tempels auf dem Tempel selbst, als Thürme, deren Donnergeläute den Menschen belehrt, daß er sich hier im großen Tempel Gottes auf dem Chore des Erdtempels befinde, über welchem der Sternenheere erhabener Weltentanz Hymnen jauchzt. Und wie geschmückt ist dieser Prachttempel! Im Innern des Kristalles tausendfaches Farbenspiel, in dem sich die Schätze der Erde spiegeln, über der Außenwelt ein Pflanzenteppich, wie ihn an Pracht, Mannigfaltigkeit und Ausdehnung kein zweites Land der Erde zeigt. Man erzählte von der Semiramis hangenden Gärten. Sie sind ein Miniaturbild Mexico's; denn hier schweben die hängenden Gärten zauberisch in der unendlichen Verschiedenheit über einander. Die schönsten Pflanzenformen der Erde, die Palmen und die nährende Musa, die Igname und der Manioc verlieren nebst dem schönen Zuckerrohr sich in den schönen Kafetal- und Maisfeldern, die dem Zuckerrohr so ähnlich sind; sie winden sich hinauf durch die Granatbäume und Hesperidengärten der Goldfrüchte, bis sie mit den einförmigen Fluren der Grasfrüchte zusammentreffen, die sich mit der Kartoffel hoch heben, um mit dem dunkeln düstern Felde der Agaven zusammenzutreffen und in den Bergkronen der Nadelhölzer sich zu bergen! Wahrlich wir müssen die unerschöpfliche Fülle der Allmacht bewundern, die nach Erschaffung Mexico's noch reich genug war, um auch unser Vaterland zu schmücken. Der Mexicaner könnte mit größerem Rechte sagen: kennst du das Land? O möchte diesem Lande doch der schönste Schmuck, ein glückliches, ein humanes Volk nicht versagt sein!

3) Viehzucht. Unmittelbar an den Ackerbau schließt sich die Viehzucht an. Unter den Thieren, auf welche sich der Fleiß und die Sorgfalt der Landwirthe erstreckt, erwähnen wir vor allem eines, dessen sich der geneigte Leser wirklich nicht versehen wird, nemlich die kleine Kochenille, welche in Mexico heimisch ist und daselbst auch sorgfältig, wenn gleich nicht in der Ausdehnung wie sie sollte, gepflegt wird. In den tiefern Gegenden bergen die Wälder zwei Arten Hornvieh, das in großen Herden am Rio del Norte herumschwärmt, den Moschusochsen und den Auerochsen. Die Amerikaner hatten vor der Ankunft der Spanier noch nicht versucht, sich diese Thiere zu Hausthieren zu zähmen. Die Llamas waren unbekannt und die wilden Schafe von Kalifornien nebst den Bergziegen von Monterey, wurden nicht gebändigt. Da kleine Strecken Landes hinreichten um die Indianer zu nähren, so fühlte man den Mangel an Hausthieren nicht so sehr. Zum Säumen der Lasten gaben sich aber die Menschen selbst her, und die Tlamamas trieben im eigentlichen Sinne das Gewerbe der Saumthiere, indem sie Lasten von 60 bis 80 Pfunden, durch das ganze Land und über alle Berge mit großer Gewandtheit schleppten. Die Spanier halfen dem Viehmangel ab, es wurden Ochsen, Pferde, Schafe, Schweine hinübergepflanzt, die sich alsbald durch das ganze Land verbreiteten. Hornvieh wird in großer Menge an den Mündungen der Flüsse Alvarado, Huasacualco und Panuco, wo immer grüne Weiden sind, gezogen. Milch, Butter und Käse wird von den Eingebornen wenig geachtet, desto mehr schätzen sie die Menschen von gemischtem Blute und geben dadurch zu einem beträchtlichen Binnenhandel mit Käsen Veranlassung. Die Viehzucht liefert auch noch rohe und unbearbeitete Häute in den Handel, so wie auch Talg und Seife. In den innern Provinzen sind die Stiere auch verwildert, und irren in Herden umher. Manche Familie in Mexico besitzt sehr großen Viehreichthum, und es gibt welche, die in ihren Hatos ganado 30 bis 40000 Stücke Ochsen und Pferde besitzen. Auch Maulthiere gibt es eine unglaubliche Menge; es gehen jedoch durch die Beschwerlichkeiten, denen sie ausgesetzt sind, viele zu Grunde. Zwischen Veracruz und Mexico befinden sich jährlich 70000 in Thätigkeit, und 5000 beschäftigen die Fuhrwerke der Stadt Mexico.

Die Schafzucht ist nicht so sehr begünstigt und in der Blüte, wie dieses in den brittischen Kolonien Australiens

der Fall ist. Die eingeführten spanischen Schafe, welche im 16. Jahrhundert eingebracht wurden, gehörten nicht zur reinsten Rasse und niemand hat sie seitdem verbessert. Dennoch eignet sich Mexico trefflich zur Schafzucht und würde die Einführung der Mesta, oder spanischen Schafwanderung, nach der Jahrszeit sehr begünstigen. Erst von der Zukunft erwartet dieser wichtige Zweig der Nationalindustrie, Ermunterung und Gedeihen.

Von Schweinen sind zwei Rassen, deren eine aus Europa, die andere von den Philippinen eingeführt wurde, vorhanden. Sie vermehren sich überall, wo es Futter und Sümpfe gibt, sehr schnell; in Mexico haben sie beides im Überfluß, daher es denn an Schinken nicht mangelt. Besonders haben sie sich auf der Centralebene, wo das Thal von Toluca einen einträglichen Handel mit Schinken treibt, sehr vermehrt.

An zahmen Geflügel hatte Mexico vor der Eroberung nur sehr wenig aufzuweisen, es wurden jedoch auf den Gehöften der Indianer Hocios (*crax nigra*, Truthühnerr), verschiedene Gattungen Fasanen, Enten, Wasserhühner, Yacus oder Guans (*Penelope*) und Aras gezogen. Nun wurden auch unsere Hühnerarten dahin verpflanzt, wobei die Schützerin des Kapitols, die Gans auch mitlief. Besonders zahlreich ist das Huhn von Mozambik, welches schwarzes Fleisch hat. Mexico hat uns dafür die trefflichste und größte Hühnerart, den Truthahn, welchen man mit Unrecht nach Calicut benennt, geliefert. Ich votire eine Dankadresse dafür, denn ein Truthahn ist ein trefflicher Braten!

Auch der Seidenraupe müssen wir nebst den Maulbeerbäumen gedenken, welche beide von Cortez eingeführt wurden. Dieser Cortez war denn doch trotz seines Eroberns, wodurch er ein Räuber bleibt, ein tüchtiger Mann, der gewiß alles gethan hat, um das Böse zu vergüten und mit Wohlthaten auszugleichen. Wahrlich, es wäre so übel nicht für Mexico, wenn man aus der Kathedrale diesen Kraftmenschen aufwecken, und nur ein Vierteljahrhundert an die Spitze dieses Staats stellen könnte, den er zerstört, neugebaut und fester gegründet hat; was würde aus Mexico in dem angegebenen Zeitraume unter der Kraftherrschaft eines Geistes, wie der des Cortez war, werden? Also auch der Seidenwurm dankt ihm seine Einbürgerung in Mexico, und es ist kein Zweifel, daß in diesem Lande der Zukunft, auch dieser Kulturzweig, der

bereits beträchtliche Früchte trägt, die ihm gebührende Ausdehnung erhalten werde. Mexico hat inzwischen mehre einheimische Seidenspinner, z. B. *Bombyx mori*, von welcher Art die Seide der Misteca kommt, die schon zu Montezuma's Zeit ein Gegenstand des Handels war, und aus der man noch heutzutage in Oaxaca Taschentücher fabrizirt. Diese Stoffe sind etwas rauh anzufühlen, wie manche indische Seidenzeuge, die auch aus andern Fäden, als denen des Maulbeerseidenwurms gewebt sind.

In der Provinz Mechoacan sieht man an verschiedenen Baumarten an den Zweigen ovalförmige Säcke hängen, die den Nestern des Trupial gleichen, und Lapillos de Madrono heißen; sie sind das Werk von Raupenfamilien, die in diesen Nestern beisammen hausen und zusammen spinnen. Jedes Nest ist 6 bis 7 Zoll lang und 4 Zoll weit, blendend weiß und in Fädenschichten über einander trennbar gelagert. Diese Materie gleicht dem chinesischen Papiere und ist von außerordentlich dichtem Gewebe, so daß man ohne weitere Zubereitung darauf schreiben kann. Als Seide ist diese Materie schwer zu benützen, weil trotz aller Schönheit der Faden, sie doch nur mit der äußersten Schwierigkeit abgewunden werden kann. Sie kommen übrigens auf einer Höhe von 10000 Fuß vor.

Für Mexico ist die Erzeugung des Wachses von hoher Wichtigkeit, wie denn in jedem Lande, wo der Kultus der katholischen Kirche heimisch ist, der Verbrauch desselben von großer Bedeutung ist. In Mexico ist, wie in allen spanischen Ländern, dieser Kultus ungemein prachtvoller, als wir ihn zu sehen gewohnt sind, mithin der Verbrauch des Wachses auch ungeheuer. In Yucatan besonders, und dem Hafen von Campeche ist die Bienenzucht sehr ins Große getrieben. In einem Colmenar, wie die Bienenhäuser heißen, sind oft 6 bis 700 Bienenstöcke bei einander. Die Bienen dieser Gegend sind sehr harmlose Thiere, da sie stachellos sind, was ihnen den Namen kleiner Engel zuwege brachte. Seltsames Land, wo die Bienen stachellos, die Fliegen aber desto stärker bewaffnet sind! Das Wachs dieser Bienen ist indessen schwerer zu bleichen, als das unserer zahmen Bienen. Auch zahme Bienen mit Stacheln werden gepflegt, immer wird jedoch noch viel Wachs vom Auslande bezogen. Merkwürdig ist, daß die Nähe der Zuckersiedereien den Bienen Schaden thut, indem sich diese Thiere im Guten übernehmen und dadurch sich Verderben bereiten. Das böse Beispiel der saufenden Menschen scheint auf diese kleinen Zuckerfabrikanten ebenfalls nachtheilig zu wirken, was jedoch nicht zu wundern ist. Hat der

Mensch nicht so viel Selbstkraft, um sich vor den Lockungen der süßen Sünden zu retten, wie soll man es den kleinen Bienchen zumuthen?

Von der Kochenille war schon oben die Rede; sie ist einheimisch und war vor der Eroberung durch die Spanier ein Gegenstand einer ausgebreiteten Nationalkultur der Mexicaner. Die Spanier konnten, wie auch heute noch so viele Finanziers an diesem Übel, das Staaten zu Grunde richtet, leiden, nicht begreifen, daß viel Einnahme besser als große Einnahme sei. Die erstere Einnahme ist gewiß, und bildet durch Ausbreitung der Industriezweige und Fülle des Wohlstandes einen sichern Reservefond für die Zeit der Noth. Große Einnahme ist allezeit ein Zeichen der Armuth, viele Einnahme ein Zeichen des Reichthums der Nation. Es ist besser, wenn zehn Millionen Staatsbürger hundert Millionen Abgaben bezahlen, als wenn dieselben von zwanzigtausend bezahlt werden. Die Spanier kannten den Staatshaushalt nicht, was denn ihre zerrütteten Finanzen zeigten, während sie die armen Staaten reich machten. Auf die Nopalpflanze oder Kochenille wurden ungeheure Abgaben gelegt, die Monopolisten drückten dazu dem Landmanne sein Erzeugniß zu beliebigen Preisen ab, wodurch denn bald die Kultur dieses kostbaren Insektes auf die Provinz Oaxaca zusammenschrumpfte. Ja wie weit ging die Verzweiflung der Bedrückten! — Auf der Insel Yukatan wurden in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in einer Nacht alle Nopalsträuche in den Pflanzungen abgeschnitten. Die Indianer beschuldigten die Regierung dieser Gewaltthat, um die Preise der Kochenille hinaufzutreiben; die Weißen dagegen schrieben dieselbe den Indianern zu, welche aus Verzweiflung wegen der hohen Auflage und den niedern Preisen, einmüthig das Insekt und die Opuntien zerstörten. Letzteres allein ist wahrscheinlich, es zeigt aber auf die Quelle der neuesten Ereignisse und macht auf die Verderblichkeit der indirekten Auflagen aufmerksam. Vor der Revolution lieferte Mexico 32000 Aroben Kochenille in den Handel, durch die Revolution gerieth auch dieser Erwerb ins Stocken, hebt sich aber jetzt wieder mit neuer Kraft, und wird eine unversiegbare Quelle des Nationalreichthums werden. Die Kochenille ist eine Schildlaus, welche auf dem Nopalstrauche *(Cactus opuntia coccinellifer)* lebt; nicht jede Opuntie ist ihr gedeihlich und dieses setzte bisher der Weiterverbreitung große Schwierigkeiten in den Weg. Die Kochenille ist zweierlei, die feine und die wollige. Die feine wird auch die mehlige genannt,

da sie nicht nur größer als die Waldkochenille, sondern auch mit einem feinen weißen Staube oder Mehle bedeckt ist, wogegen sich die Waldkochenille in eine Art Wolle hüllt, so daß man ihre Ringe nicht unterscheiden kann; die feine Kochenille zeigt nach ihrer Geburt auch Haare, aber diese weichen nach 14 Tagen dem Mehle; die wollige Kochenille wird bei zunehmendem Alter immer haariger. Es läßt sich jedoch nicht mit völliger Gewißheit unterscheiden, ob beide Arten dieselben oder verschieden seien, und die feine Kochenille ihre Glattheit und Größe nur der Kultur und Pflege verdanke. Man hat indessen bemerkt, daß das geflügelte Männchen der zahmen Kochenille, sich mit dem wolligen Weibchen der Waldkochenille begatte, was denn freilich auf Identität hinwiese, hätte man nicht ähnliche Beispiele im Thierreiche, daß sich Arten derselben Gattung so vermischen. Es ist freilich sehr wahrscheinlich, daß die Arten alle und ohne Ausnahme Abkömmlinge derselben Gattungrepräsentanten sind, und zwar in der ganzen Natur und den beiden organischen Reichen, nur fehlt uns die Geschichte. Die Arten vermehren sich wol täglich, und werden in künftigen Zeiten sich um so mehr zersplittern, je weiter menschliche Willkür auf die Kultur und Wanderungen der Thiere und Pflanzen einwirken werden. Man betrachte unsere Hunde, wer kann einen kleinen niedlichen Bologneser und einen großen Bullenbeißer für dieselbe Gattung erkennen? Und doch ist es so, und von der Geschlechtsvermischung darf man sicher auf die Identität der nähern oder entferntern Stammeltern schließen. — Verschiedene Gattungen vermischen sich nie; nie das Rind mit dem Pferde, nie der Hund mit der Katze; wol aber der Büffel mit dem gemeinen Rinde und das Pferd mit dem Esel, von deren Kindern man, ich weiß nicht mit welchem Grunde, die Fortpflanzung der Abart läugnet. Wichtiger ist, daß beide Kochenillegattungen nicht auf derselben Nopalart gedeihen, was jedoch auch der Kultur durch Menschenhand, die den Nopal selbst veränderte, zugeschrieben werden dürfte. Die feine Kochenille wird nicht auf einerlei Art gezogen, um Sola und Zimatlan, werden Nopalerien am Abhange der Cordilleren oder in zwei bis drei Meilen von ihren Dörfern befindlichen Schluchten angelegt. Wird die Pflanzung, die durch Einstecken eines Dreiblattes in die Erde geschieht, sorgfältig gereinigt, so ist sie schon im dritten Jahre geeignet, die Kochenille zu ernähren. Zur Befruchtung kauft der Pflanzer im Monate April oder Mai Zweige der Nopalsträuche, die mit neugebornen Kochenillen bedeckt sind. Diese von den Stämmen abgeschnittenen Zweige

behalten durch mehre Monate ihren Saft, und werden das Hundert zu einem Gulden auf dem Markte verkauft. Die Indianer verwahren diese Zweige mit der jungen Brut 20 Tage lang in den Höhlen oder in ihren Hütten, und setzen sie dann in die freie Luft unter einem Schoppen, wo sie aufgehängt werden. Die Thierchen wachsen nun so schnell, daß man schon im August oder September trächtige Weibchen findet, die alsdann in Nester, welche man aus einer Art Tillandesia, Paxtle genannt, macht, zwei bis drei Meilen weit vom Dorfe weggebracht und auf die Nopalsträuche versetzt werden. Die Legezeit der Weibchen dauert 13 bis 15 Tage, und auf warmen Nopalerien, die nicht zu hoch liegen, kann man schon nach vier Monaten auf die erste Einsammlung rechnen; denn Ungeziefer vermehrt sich bekanntlich schnell, besonders wo es in Höfen gepflegt wird. In kältern Lagen wird die Kochenille gleich schön, aber die Zeit des Einsammelns tritt später ein; die warmen Nopalerien haben dagegen den Nachtheil, daß in warmen Gegenden, wo die Weibchen viel dicker werden (und diese sind eigentlich die schöngefärbten, denn die Männchen taugen nur um 300 Weibchen zu befruchten), die unzähligen Feinde um so häufiger sind. Eine Menge Insekten, Eidechsen, Ratten, Vögel fressen sie sehr begierig vom Nopalstrauche herab. Die Reinigung der Nopalsträuche bedarf daher vieler Sorgfalt durch die indianischen Weiber, die oft stundenlang unter einem Nopalstrauche sitzen, um ihn von allen seinen Feinden zu befreien. Trotz des hohen Preises der Kochenille ist dieser Industriezweig derjenige, welcher die meiste Mühe fordert. In höhern Regionen müssen in der Regenzeit die Pflanzen wol auch mit Matten gegen kalte Regen und Hagel geschützt werden. In manchen Bezirken wird dreimal des Jahres Kochenille gesammelt. Die erste Sammlung ist nicht sehr ergibig, weil das Weibchen nicht viel Färbestoff behält, wenn es nach dem Herabschütteln von selbst gestorben ist. Man nennt seltsam genug die Insekten Samen und spricht von säen. Die folgenden Ernten sind desto ergibiger. Man rechnet darauf, daß ein Pfund Kochenillesamen, der im Oktober auf Nopal gesetzt wird, in guten Jahren gegen den Jänner hin, d. h. wenn die Mütter erst die Hälfte der Jungen gelegt haben, nach Zurücklassung des gehörigen Samens auf der Pflanze, zwölf Pfunde Weibchen gibt. Der zurückgelassene Same erzeugt bis Mai noch 36 Pfund Weibchen. In manchen Distrikten sammelt man den Samen kaum drei- bis vierfältig ein; der Südwind ist dem Wachsthume sehr schädlich; auch die

Männchen, Tlasola, taugen nichts unter der Farbe, und dieses flatterhafte Geschlecht mit seinen Flügeln (die getreuen Weibchen sind ungeflügelt) verunreinigt die Kochenille. Wo wenig Männchen sind, trocknet nur zwei Drittel des Gewichtes von der Ernte ein; im entgegengesetzten Falle mehr. In Gegenden, wo die mittlere Jahrestemperatur 18 bis 20 Centigrade, wohlverstanden ohne Winter, sondern mit gleicher Vertheilung und wenig Unterschied beträgt, enthalten beide Gattungen Kochenille die meiste und schönste Farbe. Sie hält übrigens einen bedeutenden Kältegrad aus, und es ist kein Zweifel vorhanden, daß sie von Südeuropa aus, nach und nach bis ziemlich tief nach Mitteleuropa herein akklimatisirt werden könnte. Um die Stadt Oaxaca herum gibt es Nopalpflanzungen, welche 50 bis 60000 Stück in eine Reihe gepflanzt enthalten. Man läßt die Stauden nicht über drei bis vierthalb Fuß hoch werden, um sie leichter reinigen zu können, und gibt den stachlichen und behaarten Kaktusarten den Vorzug, weil sie mehr gegen Insekten schützen. Blüten und Früchte läßt man am Nopalstrauch nicht aufkommen, damit die Insekten nicht ihre Eier darein legen. Die wollige Kochenille wird in den entgegengesetzten Klimaten wild in Menge gefunden, von der feinen aber sorgfältig entfernt gehalten.

Die Indianer, welche Kochenille ziehen, werden Nopaleros genannt, besonders diejenigen, welche um die Stadt Oaxaca leben, haben eine sehr alte und besonders nützliche Methode, die Kochenille reifen zu lassen. Es regnet nemlich hier in den Ebenen und Thälern vom Mai bis Oktober, während welcher Zeit es in den benachbarten Bergketten von Sierra Istepeja schönes Wetter ist und nur vom Dezember bis April regnet. Statt nun das Insekt während der Regenzeit in den Hütten zu hegen, legen die Indianer die Weibchen, mit Palmblättern bedeckt, schichtweise in Körbe, die aus sehr biegsamen Lianen geflochten sind. Die Körbe (Canastas) werden so schnell wie möglich von ihnen in die Gebirge von Istepeja oberhalb dem Dorfe Sta. Catalina, 9 Meilen von Oaxaca getragen. Unterwegs legen die Weibchen eine Menge Eier, und wenn man die Canastas öffnet, findet man eine Menge junger Coccus, die nun über die Nopals der Sierra vertheilt werden. Ende Oktober fliehen sie natürlich abermal den Regen, und werden in die Nopalerien von Oaxaca zurückgetragen. Zur Zeit der Kochenillenernte tödtet der Nopalero die Weibchen auf einer hölzernen Schüssel, und wirft sie in siedendes Wasser,

oder dörrt sie an der Sonne, oder bringt sie in Näpfen in die zirkelförmigen Becher, die zu heißen Luftbädern gebraucht werden. Letztere Methode wird am wenigsten angewendet, hat aber den Vortheil, das weiße Mehl der Insekten zu erhalten, und sie im Preise zu heben, da dadurch die Verfälschung durch Erde, Gummi, Mais u. dgl. verhütet wird. Die Verfälschung ist zwar durch alte Gesetze verboten, geschieht aber doch. Die größte Verfälschung findet jedoch in Europa's Häfen statt, wo sie allen Glauben übersteigt.

Eine sehr ergibige Quelle des Reichthums hätte die Perlenfischerei werden können, so wie auch der Kaschelottenfang; den einen Zweig hat Habgierde verdorben, den andern Sorglosigkeit den Engländern und Angloamerikanern überlassen. Was wir von der Viehzucht hier in ihrem ganzen Umfange gesagt haben, zeigt abermal, wie reich Mexico an Hülfsquellen ist, um das reichste und wohlhabendste Land der Erde zu werden. Es wäre auch schwer einen Industriezweig oder eine Naturgabe zu nennen, an welcher dieses glückliche Land nicht unermeßlichen Überfluß des Vollkommensten aufzuweisen hätte. Hoffentlich wird mir der geneigte Leser — der ungeneigte kann ja alles, allenfalls das ganze Buch überschlagen — gerne die Weitläufigkeit in dem bisher Gesagten verzeihen, dafür soll ihm eine Legion statistischer Zahlen und einige Schock schwerklingender Namen, die alle oxatl, huitl u. s. w. enden, bei Gelegenheit der topographischen Beschreibung erlassen werden. Ich halte es für interessanter zu wissen, wie dieser oder jener Kulturzweig der Menschen behandelt wird, als zu zählen, wie viele Sterne am Himmel und Wassertropfen im schwarzen Meere sind.

4) Handel und Manufakturen. So hell und schön bisher alles sich im magischen Glanze unsern Augen darstellte, so angenehm sich über den unermeßlichen Nationalreichthum, welchen der Boden der Republik seinen Bewohnern anbietet, Betrachtungen anstellen ließen; so sehr verdüstert sich alles, wenn es darauf ankommt, den gegenwärtigen Stand des Handels, der Manufakturen und Gewerbe, der Geistesbildung und des geselligen Zustandes zu schildern. Der Handel hat sich durch die Revolution keineswegs verbessert, da zu hohe Zölle beliebt wurden. Aber auch die Industrie wird nicht gefördert. Entweder ist ein Manufakturzweig, ein Produkt des Ackerbaues oder der Kunst, dem Lande gemäß oder nicht. Im ersten Falle kann kein Fremder konkurriren, denn er verliert im glücklichsten Falle die Fracht. Konkurrirt er dennoch mit Nutzen, so wird der Schaden

klug machen, und jede Nation hat aufgeweckte Köpfe genug, welche auf einen Wink der Regierung durch wohlfeilere und bessere Produktion, dem Fremden bald den Markt verderben werden. Nichts fördert mehr als Rivalität und Nationalgefühl. Ist aber ein Industriezweig dem Lande nicht angemessen, und muß er erst durch hohe Zölle, d. h. durch hohe Auflagen auf alle, einzelnen Fabrikanten zu Gunsten erzwungen werden, so ist freie Zulassung des Fremden vortheilhafter; da für das fremde Wohlfeile, durch das überflüssige Einheimische, leicht ein Gleichgewicht gefunden wird. Die Hände und Kapitalien, welche sich z. B. in Egypten abmühen, um seidene Tücher aus erkünstelter Seide zu erzeugen, würden so viele Baumwolle, Weizen und Zucker dem egyptischen Boden abgewinnen, daß damit nicht nur alle die theuren Gewebe, die der Pascha fabriziren läßt, dreifach bezahlt und von Fremden erkauft werden könnten, sondern daß noch ein beträchtlicher Überschuß dem Lande und dem Staate zu gut käme.

Mexico hat an seinen Ostküsten sechs Häfen, Veracruz ist darunter der einzige, welcher geeignet ist, größere Fahrzeuge aufzunehmen. Der Ankergrund ist indessen so schlecht, daß die Kauffahrer seit dem September 1823 nicht mehr in Veracruz, sondern bei der Isla dos Sacrificios und, wenn es die Wassertiefe gestattet, noch lieber im Hafen von Alvarado vor Anker gehen. Der Hafen ist sehr gut, nur ist er durch eine Barre gesperrt, die zu überwinden, selbst vom Lootsen ungemeine Vorsicht fordert. Alvarado gewinnt jedoch sehr bedeutend durch seinen Hafen, da auch feindlichen Kriegsschiffen nicht möglich ist, den Hafen zu beunruhigen. Tampico ist ein anderer Hafen, der seiner Lage wegen einen großen Theil des Binnenlandes kommerziel beherrscht. Er wird besonders von Amerikanern aus Louisiana besucht und ist auch der wichtigste Punkt für den französischen Handel, da von ihm aus die französischen Brantweine, Linnen- und Baumwollenzeuge abgesetzt werden. Die Rhede ist besser als zu Alvarado und Veracruz. Kriegsschiffe können auch hier nicht die Barre überwinden, weswegen denn auch die letzte Expedition der Spanier mißlingen mußte, da die Truppen wol gelandet, aber der Hafen nicht behauptet werden konnte. Sotola Marina ist ein kleiner seichter Hafen, den nur sehr kleine Schmuglerfahrzeuge besuchen können, die von Neu-Orleans und Havannah aus sich auch häufig genug einfinden. Endlich sind es die Häfen Campeche und Tabasko, die nicht allein Yukatan, sondern

auch einen großen Theil von Mexico versorgen und die Produkte dieser Länder ausführen.

Der Kaufmann, welcher mit fremden Waaren gute Geschäfte machen will, muß von Ende Oktober bis April daselbst landen, da zu der Zeit der Bewohner der Binnenländer, den Vomito nicht mehr fürchtend, an die Küstenländer herabkommt. Gerade dieses ist aber wieder die Jahrszeit, wo, wie wir schon oben sahen, heftige Stürme Gefahr bringen und den Handel schwierig machen. Anfangs waren es die Nordamerikaner allein, welche Handel trieben und in ihre Ladungen, auch fremde z. B. englische kurze Waaren und deutsche Leinwanden mit aufnahmen. Die deutsch-amerikanische Kompagnie machte gute Geschäfte; gegenwärtig behauptet Englands Dreizack das Übergewicht in allen spanisch-amerikanischen Ländern. Die Engländer sind jedoch nicht beliebt, weder die europäischen ihrer Rauheit, noch die amerikanischen ihrer Nachbarschaft wegen. Durch ihr Einmischen in die Politik haben sie sichs vollends verdorben; ein jeder kehre vor seiner Thüre, meinen die Mexicaner, und darin haben sie Recht. Die Franzosen hat man lieber, aber sie sind schlechte Kaufleute und wissen ihren Vortheil nicht wahrzunehmen; die Deutschen hat man am liebsten, denn sie haben den Ruf der Redlichkeit, sie kannegießern wol gerne, nützen aber dadurch mehr als sie schaden; denn der Mexicaner lernt Manches, und weiter als zum Professor bringt's der Deutsche nie. Er ist aber arm und hat keine Kapitalien, und so bleibt der Handel in den Händen der Engländer. Die Häfen der Südsee sind noch immer etwas todt, werden aber einst lebendig werden, wenn Mexico ein gebildeter Staat wird. Trotz des schlechten gesellschaftlichen Zustandes der vereinigten Republik, steht die Handelsbilanz noch immer zu ihrem Vortheile, und zwar ziemlich bedeutend.

Mexico kauft sehr viele französische und schlesische Leinwand, und zwar in ungeheurer Quantität, die noch immer vergrößert wird, weil die Indianer erst Hemden tragen lernen, Seiden- und Wollenzeuge, Tücher und eine unglaubliche Menge Papier. Dagegen führt Mexico aus: edle Metalle, Vanille, Indigo, theuren aber sehr vorzüglichen Zucker, Jalappa und Sassaparilla, Kochenille u. s. w. Wo der Staat stets von Parteien zerrissen ist, kann der Handel nicht blühen.

Wenn der Bürgerkrieg ruht, so ist der Binnenhandel von der größten Bedeutung und Lebendigkeit; seltsam genug

ist aber dieser Handel meist Tauschhandel, da es an baarem Gelde, besonders an Scheidemünze zum innern Verkehr mangelt. Statt dieser dienen noch immer Kakaobohnen als Scheidemünze. Der innere Verkehr erstreckt sich demnach von einem Ende des Reichs bis zum andern; den Mittelpunkt bildet die Hauptstadt, der jedoch dieses Supremat die großen Städte Queretaro und Guanaxuato zu verkürzen suchen. Schon zu Montezuma's Zeiten war täglich Markt in Mexico, und alle fünf Tage eine Art Jahrmarkt, also ganz im Style der afrikanischen und asiischen Städte; diese Einrichtung besteht noch. Von den Häfen aus werden die eingeführten Manufakturwaaren gebracht, aus dem Innern fließen die Produkte des Landes zur Ausfuhr zusammen. Große Hindernisse des Binnenhandels sind der Mangel an Kanälen, die beschwerlichen Wege und seltenen Straßen. Eine halbe Million Britten und Deutsche werden dem Mangel bald abhelfen. Die Kaufmannsgüter werden in Mexico alle auf Maulthieren fortgeschafft, die hier die Stelle des Kameels vertreten. Früher waren es die Menschen selbst, welche die Lasten trugen. Man sieht daher im Innern des Landes ungeheure Züge dieser Lastthiere, welche die Straßen bedecken. Es war schon oben die Rede, daß 50000 Mäuler dem innern Verkehr dienen. Züge von 4 bis 10000 Maulthieren sieht man daher in langen Zügen paarweise in Mexico anlangen. Jedes Maulthier ist mit zwei Kisten oder Päcken beladen. Silberbarren, Baumwolle, Kaffee, Indigo, Kakao, Seife, Soda, Leder, Eisen, Stahl, Kupfer, Quecksilber, mit einem Worte alles, was das Land erzeugt und der Handel einführt, wird auf diese Art durch das Land geführt.

Noch muß des Landhandels mit Guatemala und den vereinigten Staaten gedacht werden. Ersterer findet seit undenklichen Zeiten statt, und ist auch jetzt noch ziemlich lebhaft, ungeachtet der beiden Ländern gemeinschaftlichen Übel, beständigen politischen Erschütterungen. Mit den Nordamerikanern hat sich ein seltsamer Handel angeknüpft, die Grenzen gegen diese Staaten hin sind mehr auf dem Papier durch die Ansprüche beider Nachbarstaaten, als in der That bestimmt. Die spanische Regierung hat vernachläßigt ihre Grenzen zu rechter Zeit durch Kolonien zu sichern, jetzt ist aber die blühende Nachbarrepublik der ältern Schwester über den Kopf gewachsen. Es schmugeln sich die Nordamerikaner daher immer weiter gegen den Rio del Norte hin, sie treiben sehr einträglichen Schleichhandel und lassen sich wol auch auf mexicanischem Gebiete nieder. Bis jetzt

erkennen sie doch die Oberherrschaft Mexico's an. Es war schon erwähnt, daß die Indianer von den nordamerikanischen Staaten getrennt nach Mexico wandern. Der Präsident wacht jedoch eifersüchtig mit seinem ganzen Volke über jene Grenze. Im Jahr 1825 wollten sich 20000 Indianer in Texas, vielleicht einer der schönsten aber unbewohntesten Provinzen des Erdkreises, niederlassen; die Republik verweigerte es jedoch trotz dem, daß sie katholisch werden und sich seßhaft machen wollten; weil es gefährlich schien, eine solche zweideutige Bevölkerung an der verwundbarsten Grenze zu dulden. Es erschien dennoch eine Partie indianischer Jäger, um die Stadt Fredonia zu gründen, aber der General Bustamente und die daselbst angesiedelten Kolonisten machten sie unterwürfig. So nothwendig eine solche Vorsicht sein mag, so erregt es dennoch ein eignes schmerzhaftes Gefühl, wie die eingebornen Herren dieser unermeßlichen und reichen Länder, von einem Staat in den andern getrieben werden, und auf ihrer eigenen Erde, die Fremdlinge ihnen nicht einmal ein Grab gönnen!

Mexico hat Manufakturen; es werden Baumwollenzeuge, Schafwollenarbeiten, Cigarren, Seife, Schießpulver u. s. w. fabrizirt. Das Bild, welches davon entworfen wird, ist schauderhaft. Es scheint, daß von der Regierung des Mutterlandes alle Industriezweige gehindert wurden, welche ihm Abbruch auch nur zu thun schienen. Die Fabriken wurden daher mehr eine Art Strafanstalten als Industriezweige. Bullok entwirft folgendes Bild von diesem Aufenthalte des Elendes: „Beim Anblick der Manufakturen muß auch der elendeste Mensch empört werden. Statt daß sie die Arbeit und Industrie aufmuntern sollen, zur Belebung und Verschaffung eines gemächlichen und glücklichen Lebens und des Reichthums, sind diese Manufakturen der scheußliche Sitz der Sklaverei, der Armuth und des Elendes. Jede Fabrik, die viele Hände fordert, ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Gefängniß, dessen unglückliche Bewohner mit der äußersten Strenge behandelt werden; viele sind in der That dahin auf gewisse Jahre, als Strafe für begangene Verbrechen verdammt. Andere haben ihre Person und Arbeit an ihre Besitzer, von denen sie Geld borgten, verpfändet. Die Unternehmer der Fabriken entrichten den Lohn nicht im Gelde, sondern bezahlen ihn mit Tabak oder geistigen Getränken, wodurch die Schuld, statt vermindert zu werden, immer anwächst. Der Gottesdienst wird für die Unglücklichen im Fabrikgebäude selbst gehalten. Die hohen Mauern, die doppelten Thore, die mit eisernen Stangen

verwahrten. Fenster und die Anwendung körperlicher Strafen, machen die Gebäude zu einem eben so verhaßten Aufenthalte, als die allerscheußlichsten Gefängnisse in Europa. Da das Volk nach dem urtheilt, was unter seinen Augen vorgeht, so darf man über den Abscheu gegen das Manufakturwesen nicht erstaunen. Der Mexicaner haßt das europäische Manufakturwesen, da er natürlich dasselbe nach dem, was er unter seinen Augen sieht, beurtheilt." Es ist doch wahrlich schrecklich, auf welche Abscheulichkeiten der Mensch sich verkünstelt, und wie sinnreich er ist, seines Gleichen zu beliſten und zu martern. Daß bei dieser Lage der Dinge die Manufakturen im elendesten Zustande sind, und Mexico bei der Neigung des Volkes zum Luxus ganz vom Auslande abhängt, ist sehr einleuchtend. Nur die Handwerke im Kleinen, eine Art Landesschuhflickerei könnte man es nennen, vegetiren kümmerlich fort. Indessen glaube ich, daß Fabriken für Mexico nicht vortheihaft sein können, da in dem überreichen Lande die Hände dem Berg- und Landbau, der Viehzucht und der Kultur der Natur bei weitem nöthiger sind; auch die Hände durch Bearbeitung des Bodens diesem bei weitem mehr abgewinnen, als sie durch Verarbeitung erzielen. Fabriken werden nur in armen Ländern gedeihen, wo die Verarbeitung der rohen Erzeugnisse mehr abwirft, als die Bearbeitung des kargen Bodens; oder in dem reichen aber übervölkerten Lande, wo die Bevölkerung die Roherzeugnisse konsumirt, ohne für den Einkauf fremder Industrieerzeugnisse die Preise vom Bodenertrage zu erübrigen. Mexico dürfte schwerlich jemals in einen dieser Fälle kommen, seine Bestimmung ist Berg- und Landbau. Es verarbeitet seine Roherzeugnisse nicht, denn es kann fremde Erzeugnisse bezahlen. Fabrikindustrie würde es in eine unnatürliche, ich möchte sagen Vollblütigkeit versetzen, die leicht Schlagflüsse und Fäulniß zur Folge haben könnte. Ich wünsche daher diesem Staate, so wie den meisten amerikanischen Freistaaten lateinischer Zunge, daß ihnen nie der unglückselige Gedanke komme, Manufakturstaaten sein zu wollen. Ihnen ist ein schöneres Loos bestimmt, als die schnell vergängliche Blüte des kränkelnden Fabrikreichthums. Ewig steht ihr Wohlstand, denn in ihrem gesegneten Boden liegen die Quellen ewiger Reichthümer, die nicht von dem Barometer der Börsen, noch der Laune der Diplomaten abhängen. Möge der arme Nordländer in seinem engen Gefängnisse am Spinnrade sitzen, und bleiche Wangen die Fäden des Tuches mustern, das fein und zierlich den Handelsherrn des Tropenlandes kleidet, dieser sieht mit Erbarmen auf euren Schweiß und Staub, und sagt

gutmüthig: ich kann's bezahlen! Fabriken sind wie künstliche Bewässerung; sie dienen dazu, um den Mangel des armen Landes mit dem Überflusse des reichen auszugleichen; zudem sind Fabrikländer trotz ihres Glanzes nicht zu beneiden, da die Moralität, dieser Nerv eines jeden Gemeinwesen, bei ihnen eben nicht in Blüte steht.

5) Wissenschaftliche Kultur. Daß Mexico nicht im wilden Zustande vorgefunden wurde, wissen wir. Die Azteken oder alten Mexicaner hatten bereits manche Künste erfunden und ausgebildet, die auf feinen Lebensgenuß hindeuten. Sie hatten Redner und Dichter, und Schulen, um beide zu bilden. Es sind noch Trümmer der alten Liturgie vorhanden; ein seltsameres Gemisch frommer, sanftmüthiger, vertrauungsvoller mystischer, toll ausschweifender Vorstellungen läßt sich kaum denken, nur unsere neuern Romane und Dichtungen geben eine Idee davon. Diesem Maßstabe gemäß, mußten die Mexicaner überbildet sein. Als eine Probe geben wir folgendes Gebet, das man an Tezcatlipuca-y-Yautlnecoyautl-Moneneguy richtete, um seinen Beistand gegen den Feind zu erhalten.

„Menschenfreundlichster (!) und hülfreichster Herr, unsichtbarer und unfehlbarer Beschirmer, durch dessen Weisheit wir geleitet werden, unter dessen Schirme wir leben; Herr der Schlachten! Es ist wahr und gewiß, daß ein Krieg sich macht; der Gott des Krieges öffnet seinen Mund; er hat Hunger, er will das Blut derer verschlingen, die im Kampfe fallen werden. Es scheint, daß sich erfreuen wolle die Sonne und der Gott der Erde, der sich nennt Tlatecutli. Sie wollen mit Speise und Trank letzen die Götter des Himmels und der Unterwelt, um zu sehen, wer siegen und besiegt werden wird, wer tödten und wer den Tod erleiden soll. Schon blicken sie herab auf die, deren Blut getrunken, deren Fleisch verzehrt werden soll. Und sie wissen es nicht, die edlen Väter und Mütter, deren Kinder sterben sollen, ihre Geschwister und Verwandten wissen es nicht. Es wissen es nicht die Mütter, die sie nähreten, da sie klein waren und die sie mit ihrer Milch säugeten. Füge es o Herr, daß die, welche fallen, gütig aufgenommen werden von der Sonne und von der Erde, die der Vater und die Mutter aller sind, und in deren Herzen die Liebe wohnt. Du hast sie nicht getäuscht, indem du thatest, was du thatest, indem du forderteſt, daß sie im Kriege sterben; denn wahr und gewiß ist es, daß du sie auf die Erde sandtest, auf daß sie die Sonne und die Erde speisen mit ihrem Fleische und mit ihrem Blute. O du menschenfreundlichster Herr (!)

Herr der Schlachten, Allbeherrscher, dessen Name Tezcatlipuca ist, unsichtbarer und unfühlbarer Gott! wir flehen dich an, daß die, welche du in diesem Kriege fallen lassest, mit Liebe und Ehre aufgenommen werden mögen in die Sonne, daß sie versammelt werden zu den Helden, zu Guicieguaguazin, Y Maccucazin, Thacavepazin, Yxtlibuechavac, Yhuitlemaiki und Gavaguezin und zu all den gefeierten Helden, die in den Kriegen der Vorzeit gefallen sind; dort genießen sie der ewigen Freuden; sie feiern im ewigen Lobgesange unsern Beherrscher, die Sonne; sie athmen ein die Süßigkeit der Blumen voll des lieblichen Geschmackes und Duftes. Dies ist die Herrlichkeit, die der Helden Tapferkeit wartet, die im Kriege gefallen sind. Sie berauschen sich in Vergnügungen, sie erinnern sich nicht mehr, sie zählen nicht Tag, nicht Jahr, nicht Nacht, nicht Zeit, denn ihre Herrlichkeit ist ohne Ende, und die Blumen, deren Duft sie athmen, verwelken nie und nimmermehr!"

Die Religion wenigstens ist das beste nicht, was durch der Spanier Arm vertilgt wurde. Buchstabenschrift fehlte ihnen zwar, aber mit Hieroglyphen und Bildnereien wußten sie gut umzugehen. Sie hatten heilige Bücher in dieser Bildart, Teo-Amoxtli genannt, worin der Astrolog Huamazin die Geschichte, die Mythologie und die Gesetze der Tekvölker gebildet hatte. Es soll noch irgendwo aufbewahrt werden, dieses seltsame Buch, wahrscheinlich in einem der unzähligen spanischen Klöster; man hat noch keine Spur davon entdeckt. Anklänge der Ursagen des Menschengeschlechts finden sich auch hier; und die Sündflut, welche unter allen Völkern der Erde auf gleiche Weise, nirgend aber so ohne Abenteuerlichkeit, wie in unserer göttlichen Bibel sich findet, spielt auch in der altmexikanischen Mythologiegeschichte eine bedeutende Rolle. Auch hier sind es Koxkox und Kikequezel, die sich auf den Popocatepetl retten, um späterhin das Menschengeschlecht, wie neu zu mehren. Der Lord Kingsborough hat sich um die Reste der mexicanischen Literatur ein unsterbliches Verdienst erworben, indem er 1829 und 1830 dieselben nebst allem, was er von den Alterthümern aufzutreiben gewußt hatte, in sieben Foliobänden in London herausgab. Wäre ich ein französischer Akademiker, so würde ich nicht unterlassen haben, dieses Werk hier recht sorgfältig zu benutzen, allein einem armen Geographen auf einer Dorfpfarre, macht man keine solchen Geschenke wie einer Akademie. Das Werkchen kostet nur 18,000 Franken, und ich kann es meinen Lesern bestens empfehlen.

Die Azteken hatten ein recht gutes Jahr von 365 Tagen.

Wie bei den Egyptern waren ihre Feste, ihr Gottesdienst, Ceremonien, Opfer und Feierlichkeiten, die bei der Verehrung der Götter üblich waren, durch die Gestirne geregelt. Die Ähnlichkeit des mexicanischen Jahres mit dem Julianischen ist ganz besonders auffallend. Sie mußten von den Bisextilen Kenntniß haben, denn am Ende eines jeden vierten Jahres fügten sie zu den fünf überflüssigen Tagen noch einen sechsten Schalttag hinzu. Sie besaßen Theater und dramatische Kunst, Malerei und Bildhauerei waren ihnen nicht fremd. Sogar im Metallgusse und Mosaik hatten sie große Erfahrung, und die schönen Federmosaiks sind berühmt. In der Baukunst waren sie über die untersten Stufen längst hinaus, denn sie kannten, was man selbst bei den Egyptern nicht findet, Bogen und Gewölbe, darunter Wasserleitungen, Tempel und Paläste und öffentliche Prachtgebäude. Noch sind reiche Reste vorhanden, die Staunen erregen und große Städte, die sich ihrer gewaltigen Massen wegen mit den größten Alterthümern der Vorwelt messen können, finden wir zu Mitla, Cholula, Huehuetlapallan u. s. w.

Die Spanier brachten alles nach Mexico, was sie selbst hatten. Die schöne europäische Baukunst ist eingeführt, und die Städte der Europäer in Amerika gehören zu den schönsten der Erde. Religion und Kultur ging mit über. Niemand gibt mehr als er hat. Spanien ließ die Kolonien so ohne Volksbildung wie das Mutterland. Dagegen stiftete man eine Universität zu Mexico, mehre Akademien, eine Bergwerkakademie, eine Malerakademie u. s. w. Der Kongreß der Republik gibt sich alle Mühe, Licht und Volksbildung zu verbreiten, und wenn nicht alle seine Maßregeln sogleich sichtbaren Erfolg haben, so thut man sehr Unrecht, dieses der Regierung zur Last zu legen. Es gibt Leute, die wenn von Aufklärung die Rede ist, sogleich in Extase gerathen und immer bei der Hand wären, das Haus anzuzünden, nur um recht hell zu machen. Man bedenkt nicht, welche Hindernisse eine Regierung bei der Volksbildung zu besiegen hat in einem Lande, das durch traurige Umstände im Laufe mehrer Jahrhunderte in die tiefste Unwissenheit versunken ist. Das Volk selbst widerstrebt dem Unterrichte, denn es kennt den hohen Werth der Volksbildung nicht, noch ihren Einfluß auf das Glück des Einzelnen. Will die Regierung Schulen besuchen lassen, so meint der Vater: das Kind gehöre sein, und er habe ja ohne Unterricht gelebt, ein Weib genommen, Kinder erzeugt und befinde sich so ganz erträglich, also könne der Sohn es auch versuchen. Ferner mangelt es an Lehrern für das Volk, die nicht so leicht

zu finden sind als Akademiker, die dem Staate viel kosten und nichts nützen. Könnte eine Regierung Volksbildung befehlen, und wäre es mit einem Dekrete gethan, die mexicanischen Patrioten würden nicht säumen und haben nicht gesäumt. Viele Schulen sind seit 1824 gegründet, und große Summen aufgewendet worden, allein man kann mit der Thüre nicht ins Haus fallen, und nichts bedarf mehr Behutsamkeit in einem Lande, das so lange in der tiefsten geistigen Erniederung lebte, wie Mexico, als die Aufklärung. Gewiß war die Preßfreiheit zu früh ausgesprochen, das Volk war nicht reif für dieselbe, die ein scharfes, nicht für Kindes- noch Mörderhand geschaffenes Messer ist. Was bis jetzt für geistige und wissenschaftliche Bildung geschehen konnte, ist geschehen. Schulen werden begünstigt, wissenschaftliche Anstalten reich begabt, sogar Mädchenschulen, unerhörte Dinge in den spanisch-amerikanischen Ländern, sind errichtet, und zwar auf Staatskosten. Die Regierung weiß recht gut, daß eine Republik durchaus nur durch geistige Kraft bestehen kann, daß eine Republik auf das persönliche Gefühl des Ehrenhaften, bei jedem Bürger gegründet ist. Diese Seite ist daher, trotz der traurigen Gegenwart, die erfreulichste Aussicht in die Zukunft. Die wissenschaftlichen Anstalten der größern Städte sind die bestgegründeten der Erde. Hier wird die Zukunft Rosen bringen. Auch im gemeinen Leben fängt man an, Geschmack an der Literatur zu gewinnen. Was übrigens auch zu schnelles Aufklären schaden kann, zeigt sich auch hier. Je stärker der Geistesdruck durch Umstände herbeigeführt, auf einem Volke lastete, desto behutsamer muß nach und nach der Druck weichen. Ewig duldet ihn der Geist nicht, aber plötzliches Nachlassen, verursacht eine Explosion. Früher waltete die Inquisition in Mexico, die Revolution vernichtete sie. Das Volk fängt an, sich zu entschädigen, die Elastizität des Geistes hat sich überschnellt. Kein Gebildeter will sich mehr in den Städten Katholik oder Christ nennen, sondern es gehört zum guten Tone, ein Naturalista zu sein. Diese Erscheinung ist nichts weniger als erfreulich. Im Ganzen läßt sich behaupten, daß in wissenschaftlicher Hinsicht der Schritt zum Bessern gethan sei. Es gibt sehr hochgebildete Menschen in den wohlhabenderen Klassen, nichts wirkt aber vortheilhafter als die Bergwerkvereine. Diese zogen eine Menge Menschen von gediegener Bildung aus England, Deutschland und Nordamerika nach Mexico. Diese Männer der drei schulreichsten und gelehrtesten Nationen der Erde angehörend, wirken ungemein wohlthätig, langsam zwar, aber desto sicherer auf geistige Entwicklung

und allmälige Entfaltung des mexicanischen Volkes hin. Eine sehr gute und humane Veranlassung zur gediegenen Aufklärung hat Mexico in sich selbst, nemlich die Nothwendigkeit, sich mit der bildendsten aller Wissenschaften, der Naturwissenschaft und Mathematik zu beschäftigen. Ohne diese gibt es keinen Bergbau. Von dieser Seite hegen wir aber die besten Hoffnungen für Mexico's Zukunft. Möge die Sonne allmälig aufgehen über das Land!

6) Landeseintheilung, Regierung, Finanzen, Militärmacht. Das Gebiet der Republik ist: das vormalige Königreich Neuspanien, das Generalcapitanat Yukatan, mit Ausnahme von Chiapa, die Statthalterschaften, welche man die innern östlichen und westlichen Provinzen nannte, die Statthalterschaften Ober- und Niedercalifornien mit ihren Pertinentien und den in beiden Meeren längs der Küste liegenden Inseln. Für diese Gebiete hat die mexicanische Nation als Form ihrer Verwaltung eine repräsentative, vom Volke ausgehende Republik von Bundesstaaten erwählt. Theile dieses Staatenbundes sind folgende achtzehn Staaten und vier Gebiete: 1) Der Staat Chihuahua, 2) Cohahuila und Texas, 3) Durango, 4) Guanaxuato, 5) Mexico, 6) Mechoacan, 7) Neuleon, 8) Oaxaca, 9) Puebla de los Angelos, 10) Queretaro, 11) San Luis de Potosi, 12) Sonora und Sinaloa, 13) Tabasco, 14) Tamaulipas, 15) Vera Cruz, 16) Xalisco, 17) Yukatan, 18) Zacatecas, 19) das Gebiet Obercalifornien, 20) Niedercalifornien, 21) Colima, 22) Santa Fe in Neu-Mexico.

Diese einzelnen Staaten werden nach eigenen Gesetzen regiert und der erste weise Gedanke des Kongresses war, die so überaus schädliche Centralisation in ihrer ganzen Schädlichkeit zu erkennen und von einer Centralrepublik zurückzukommen. Ein Staat von 90000 Quadratm. ist nothwendig unter verschiedene Klimate vertheilt und hat zu mannigfaltige Bedürfnisse, als daß eine Centralregierung alle Nüancen der einzelnen Staatenverhältnisse zu würdigen und zu übersehen im Stande wäre. Auch begünstigt eine Centralregierung die Unruhen und Revolutionen zu sehr, als daß eine Republik auf diesem Prinzipe, auf die Dauer denkbar wäre. Sie muß in Anarchie oder Despotie übergehen. Wir haben an der Centralrepublik Roms ein warnendes Beispiel in der Geschichte. Hätte Rom, statt Prokonsules in die Provinzen zu senden, lieber abgeordnete Konsules der Provinzen in den

Senat selbst aufgenommen, der Römerstaat stünde heute noch und der Erdkreis hätte sich ihm angeschlossen. Österreich beherrscht durch weise Vermeidung einer Centralisation, die verschiedensten Völker glücklich, indem es jedes nach seiner Weise gewähren läßt und nur dafür sorgt, daß die ganze Monarchie bei den Maßregeln der einzelnen Staaten berücksichtigt werde. Dafür steht aber auch kein Thron auf Erden so fest und sicher in seinem Innern. Zwei andere große Mächte Europa's huldigen der Centralisation, dafür wankt aber auch der Boden allenthalben. Seit Mexico der Centralisation entsagt hat, ist die Beruhigung der ganzen Bundesrepublik sehr wahrscheinlich, freilich nicht sogleich. Es kann aber der Staatenbund niemals ganz in Bürgerkrieg verfallen, da Emeuten immer nur partiell bleiben, das Loos der Republik auch nicht von dem Hauptstaat abhängt. Jeder Bundesstaat gibt sich daher Gesetze wie er sie braucht, regiert sich nach seinem Gutbefinden und seine souveräne Macht ist nur durch die Bundesverfassung des ganzen Staatenbundes beschränkt, auf welche er nemlich bei seiner Gesetzgebung Rücksicht zu nehmen hat. Seit der Revolution ist die innere Regierung der einzelnen Staaten in der Hand eines Präsidenten, der das im Kleinen, was der Bundespräsident im Großen ist. Die Verfassung der einzelnen Staaten ist so ziemlich der Konstitution der Gesamtrepublik ähnlich. Sie haben ihre zwei gesetzgebenden Kammern, ihre Gerichtsstände, selbstgewählte Magistrate u. s. w. Die Einkünfte der Republik fließen aus verschiedenen Zöllen, dem beibehaltenen Tabakmonopol, der Münze, der Abgabe von den Bergwerken u. s. w. Alles ist hier so in Unordnung, daß sich von der Gegenwart durchaus nichts sagen läßt. Das vergangene Finanzsystem unter Spaniens Herrschaft, wo die Einkünfte 40,000000 Gulden betrugen, die Ausgaben aber 28, ist in der Republik begraben. Mexico hat kaum 16 Millionen Gulden, auf die es sicher rechnen kann, selbst mit den unsichern Einnahmen nur 26,000000, gibt aber 30 Millionen aus, hat Schulden, deren Zinsen es nicht bezahlt, und ist überhaupt nicht in der Lage der Nachbarrepublik, ich meine gegen Nordosten. Nordamerika's Freistaaten sind auch in Verlegenheit mit ihren Finanzen, aber freilich auf eine andere Art. Diese bedauernswerthe Republik zerbricht sich den Kopf, wohin nach Bezahlung der Nationalschuld, die dieses Jahr vollendet wird, die übrigbleibenden 20,000000 Gulden gethan werden sollen! Wie sehr bedaure ich die armen Deputirten, denen solche Sorgen die Haare bleichen! — In Mexico ist es freilich anders, hier fragt sich's, wie das

Deficit gedeckt werden soll, das ein schlechter Haushalt täglich herbeiführt. Veruntreuung der Staatsgelder sind kein geringes Übel, an welchem alle spanisch-amerikanischen Republiken leiden.

Die Militärmacht wird auf 12000 Milizen und 18000 Mann reguläres Militär berechnet, oder figurirt wenigstens so im Budget. Übrigens ist sie ziemlich schlecht beschaffen, da sie ohne Disciplin, dieser wahren Kraft der Legion ist. Die Generale sind zu unabhängig, mit ihren Truppen zu einem Staate im Staate gebildet, und durch diesen Übelstand der Republik beinahe gefährlicher, als den auswärtigen Feinden.

Einzelnheiten.

1) Der Staat Yukatan.

Die Topographie eines großen Staates richtet sich gewöhnlich nach der politischen Eintheilung. Dieser gemäß hätten wir uns auch sogleich auf das Hochplateau zu begeben, bei Chihuahua anzufangen und so uns durch die Provinzen und Staaten durchzuwinden. Da es mir jedoch darum zu thun ist, so viel die mangelhaften Materialien, die uns trotz Allem, was in neuester Zeit über Mexico geschrieben wurde, wirklich im Dunkeln lassen, ein geographisches Gemälde zu liefern; so verlasse ich die gewöhnliche Ordnung, und werde daher die Provinzen und Staaten von der Halbinsel Yukatan anfangen, längs der Seeküste bis Texas durchwandern, sodann mich nach Oaxaca wenden, und von da abermals bis Californien die Küstenprovinzen des stillen Meeres durchgehen, so wie auch die innere Staatenreihe berühren. Ich stoße daher wie die ersten Entdecker vor allen auf die Halbinsel Yukatan. Natürlich liegt mir bei Beschreibung der Provinzen Hrn. v. Humboldt's Werk vor, das bis jetzt noch jeder plündern muß, der über Mexico spricht. Kommen nicht bald gescheidere Leute nach Mexico, als die meisten, die bis jetzt Nachrichten liefern; so ist die nächsten vierzig Jahre auch wol kein Heil außer Humboldt zu erwarten.

Der Staat Yukatan hatte sich nach der Befreiung in eine Centralrepublik verwandelt, später aber dem Staatenbunde angeschlossen. Im Jahre 1517 landete der erste Spanier auf dieser wichtigen Halbinsel; es war Hernandez von Cordova. Er fragte die Bewohner, wie das Land heiße; diesen war das Spanische fremd und sie antworteten Yukatan d. h. was sagt ihr? Hernandez erkundigte sich nicht weiter, legte den Namen

Yukatan der Halbinsel bei, und als sich das Mißverständniß aufhellte, war es zu spät. Es scheint dieses ein böses Omen gewesen zu sein, denn nie verstand sich Spanien mit Amerika, beide blieben sich spanisch, d. i. fremd. Die Halbinsel Yukatan streckt sich mit dem Cap Catoche gegen das Cap St. Antonio an der Westspitze Cuba's hin, wahrscheinlich waren sie einst verbunden. Auch in ihrer jetzigen Form bildet Yukatan die Grenzscheide zwischen dem Antillenmeere und dem Meerbusen von Mexico. Die Halbinsel grenzt im Osten an die Republik Mittelamerika's, im Westen an Chiapa und Tabasco, der übrige Theil der Küste gegen Südosten, Nordwesten und Nordosten, werden vom amerikanischen Mittelmeere bespült. Die Halbinsel hat in ihrer Form auffallende Ähnlichkeit mit der pyrenäischen Halbinsel. Der Hondofluß scheidet diesen Staat von einer brittischen Einnistung, der Somasiata von dem Staate Tabasco.

Dieser Staat hat die Ausdehnung von ganz Ungern ohne seine Provinzen, nemlich 5977 Quadratm., auf denen jedoch nur eine halbe Million Einwohner leben. Er ist eine große aber kompakte Ebene. Der Boden besteht aus einem mit hinlänglich tiefen, sehr fruchtbaren Erdschichten bedeckten Fels, wodurch er allein der Rotationsströmung widersteht, die aus dem Caraibenmeere mit furchtbarer Gewalt an diesen Küsten hinbraust. Das Innere ist von Nordosten nach Südwesten von einer nicht hohen Bergreihe durchschnitten. Der östliche Theil ist der fruchtbarste, war einst der bevölkertste, jetzt der ödeste. Spanische Gebäude auf der Himmelfahrtinsel zeugen, daß hier Ansiedlungen waren; der Engländer Betriebsamkeit siedelte sich in der Honduras bai an, Spanien konnte es nicht hindern, und fürchtete Schleichhandel, befahl also den Spaniern, über das Gebirge auf der andern Seite sich überzusiedeln, und ließ einen der schönsten Erdstriche wüste liegen. Auf der Ost- und Westseite sind die Küsten wenig eingeschnitten, haben wenig Vorgebirge, wie die Punta Escondido, de Morros, Desconocida, Gordo und Pietros, im Nordosten Catoche. Die Strömung, deren wir schon gedacht haben, glättet die waldigen Küsten. Baien sind Catoche, die Lagune de Terminos und die flache Bai von Campeche. Die vielen vorliegenden Sandbänke machen die Schiffahrt schwierig. In Südosten gegen die Hondurasbai hin, wo die Strömung des Golfstromes nicht so wirksam ist, ist das Land zerrissener, buchtenreich, und bildet

die Himmelfahrtbai, deren Einfahrt durch die Himmelfahrt- und Uberoinsel gebildet wird. In der Wurzel der Halbinsel befindet sich die tiefe Bai von Bacalar. Das Land selbst ist trocken, hat wenig Quellen und nur einige Küstenflüsse; von der Campechebai bis Cap Catoche findet man keinen Tropfen süßes Wasser; dagegen sprudeln mitten im Meere westlich vom Cap Catoche 1200′ von der Küste süße Quellen hervor, die unter dem Namen Boccas de Conil bekannt sind. Flüsse sind der Somasiata, Escoltato, Arroyo, Bulina, Rio Nuevo, Bacala, Ascension, San Jose, Hondo u. s. w. Die Halbinsel hat sehr fruchtbaren Boden, ist unter den von den Spaniern benannten heißen Ländern das heißeste des Bundesstaates, aber auch das gesundeste, was von der großen Trockenheit des Bodens und der Atmosphäre herrührt. Die Indianer dieses Landes reden die Mayasprache, die sehr viele Kehllaute enthält; sie hatten bereits einen hohen Grad der Civilisation erlangt, als sie von den Spaniern entdeckt wurden. Sie hatten steinerne mit Kalk gemauerte Häuser, und pyramidale Tempel oder Teocalis, waren gut gekleidet und gut regiert. Man findet noch heutzutage in den Bergen des Landes viele Ruinen und Indianerstämme, die ihre Unabhängigkeit bewahrt, jetzt aber ihr Anrecht auf Bürgerthum wieder geltend gemacht haben, so wie sich auch bereits wieder Bewohner in die von den Spaniern verpönten Theile der Halbinsel übersiedeln. Die Provinz, in dem für Kolonialprodukte besten Himmelsstriche unter gleicher Breite gelegen, erfreut sich desselben Bodens, aber nicht derselben Kultur. Sie bringt viel Mais, Jatropha und Dioskoren als Nahrung für seine Bewohner, aber keine Cerealien hervor; dagegen liefern die stachellosen Bienen eine Menge des köstlichsten Honigs und eine Fülle von Wachs, das für ganz Mexico hinreicht. Wie sollte auch eine Halbinsel nicht den Bienen befreundet sein, wo die herrlichsten Urwälder in tropischer Fülle prangen. Das berühmte Campecheholz würde allein hinreichen, eine junge Nation reich und wohlhabend zu machen. Diese Urwälder, die sich durch das ganze Äquinoktialamerika bis nach Brasilien tief hineinziehen, enthalten Campeche- und Brasilienholz in großer Fülle. Die spanische Regierung erlaubte nur zu gewissen Jahrszeiten und in einer bestimmten Menge dieses kostbare Holz zu schlagen, es ist jedoch zu fürchten, daß in der neuen Zeit dieser Nationalschatz vergeudet werden dürfte. Das Campecheholz bleibt, nachdem es gefällt ist, ein ganzes Jahr lang zum

Austrocknen liegen, ehe es verschifft wird. Metallreichthum ist nicht vorhanden, aber die ungeschwächte Kraft des Bodens eignet dieses Land zu einem reichen Handelsstaate, da die Fülle der Kolonialprodukte einen Welttheil zu versorgen im Stande sein würde. Eins ist jedoch Noth, nemlich künstliche Bewässerung. Der nordwestliche dürre Theil ist reich an allerlei Salzen. Jetzt ist Honig und Wachs, Campeche- und Mahagonyholz, der Kopaivabalsam, Heiligen- oder Franzosenholz, Sassafras, die Tamarinde das, was den Handel belebt. Das Innere ist noch unerforscht. Ananas wachsen wild; eine Pflanze trägt eine Baumwolle mit Seidenglanz und Festigkeit, wird aber nicht benutzt. Graue Ambra findet man in Menge an den Küsten. Wenig bevölkert, ist das ganze Land zum Theil noch eine Wüste, zum Theil eine Wildniß, aber die Lage berechtigt es zu großen Hoffnungen. Wir erwähnen hier einige Orte.

Merida, die Hauptstadt des Staates, 20° 50′ N. B. und 288° 4′ östl. L.; sie liegt einige Meilen vom Meere entfernt in einer dürren aber abhängigen Ebene, so daß ein kleines Flüßchen durch die Straßen geleitet werden kann. Sie ist wie alle neuern Städte in Amerika, schön und regelmäßig gebaut, wie denn überhaupt die Städte ein besseres Zeugniß von dem Geschmack unserer Zeit, als die Geschichte von unsern Sitten ablegen werden. Merida wurde 1542 gegründet, hat gegenwärtig 12000 theils weiße, theils farbige Bewohner, größtentheils aber Indianer. Sie ist auch der Sitz des Bischofs von Yukatan. Der kleine Hafen von Merida wird Sizal genannt, und liegt westlich von Chaboana, einer 12 Meilen langen Sandbank gegenüber. Eine Leder- und Kattunfabrik sind wol hier, aber von wenig Bedeutung. Merida ist der Sitz der Regierung und des Kongresses. Campeche, 19° 15′ 45″ Br. und 287° 9′ 15″ L., ist der wegen der Holzausfuhr berühmte Hafen der Stadt, wurde 1540 gegründet. Der Hafen wird durch 3 Thürme vertheidigt, ist aber blos eine offene Rhede, die noch dazu so unsicher ist, daß die Schiffe in einiger Entfernung ankern müssen. Wir bemerken hier ein- für allemal, daß keine spanische Stadt auf Erden ohne zahlreiche Klöster ist, auch Merida und Campeche (in der Mayasprache bedeutet Cam Schlange und peche eine sehr überflüssige Stechfliege) haben ihr bescheiden Theil, Merida 2 Mann- und 2 Frauenklöster, Campeche hat eine Pfarrkirche, 2 Mönchsklöster, eine Kirche mit einem Gnadenbilde, ein Hospital, gewiß hinreichend zur Seelenpflege der 6000 Einwohner, von denen gleichwol $\frac{19}{20}$

nicht lesen können. Campeche ist der Stapelort für das Wachs von Yukatan, dessen Ausfuhr seinen Wohlstand begründet. Zwischen Merida und Campeche liegen 2 sehr beträchtliche indianische Dörfer, Campodan und Equetchecan; sie liegen zwischen den Flüßchen Campeche und Campodan, wo das beste Campecheholz geschlagen wird. Valladolid ist eine kleine Stadt, die an der Bolina liegt, westlich von Merida in einer dürren Ebene mit 3000 Einw. Um Valladolid wächst die beste und feinste Baumwolle, die aber um niedrigen Preis verkauft wird, weil man sie hier noch nicht von ihren Samen und Kapseln zu reinigen versteht, von denen sie sich auch schwer losmachen läßt. Da nun diese Beimischung schwer in das Gewicht fällt, so geht viel auf die Frachtkosten verloren. Salanqui ist ein großes Dorf an einer Bai, die mit der Lagune los Terminos in Verbindung steht. Die Inseln Carmen und Puerta Real liegen vor. Cosumel ist ein Eiland in dem antillischen Meere vor der Mündung des Porto Nuevo gelegen. Es ist darum merkwürdig, weil es der erste Punkt des Gebietes von Mexico ist, den die Spanier betreten haben. Auf der Südostküste ist Salamanca de Bacalar, von 2000 Einw. bewohnt. Die übrigen Bewohner der Halbinsel sind in Flecken und Dörfern zerstreut, gutmüthige Menschen, meist von indianischer Abstammung. Viele Gegenden sind nie von einem Europäer betreten worden; die wilde Natur behauptet im ganzen Staate ihre Herrschaft.

2) Der Staat Tabasco.

Dieser Staat dehnt sich von 16° 55′ bis 18° 40′ nördl. Br. und 282° 49′ bis 286° 12′ östl. L. Der Golf von Mexico bildet die Nordgrenze, der Huascualco im Westen, Yukatan in Osten, und Oaxaca im Süden sind die übrigen Grenzen. Der ganze Staat ist nur 488 Quadratm. groß. Auch dieser Staat gehört zu den heißen Provinzen, die vom Meeresstrande gegen die Cordilleren sich erheben, doch ist hier das flache Küstenland ziemlich breit. Diese Erhebung vom Meere gegen die Andes geschieht sehr allmälig. Die Andes übersteigen hier 1000 Toisen nicht. Die Küsten sind ziemlich unzerrissen, und bieten daher wenig Einbuchten. Flüsse sind: der Huascualco, der mit einigen andern Zuflüssen vereinigt einen sehr bedeutenden schiffbaren Fluß und die Grenze zwischen Tabasco und Veracruz bildet. Dieser Fluß ist es auch, der sich nach dem Urtheile aller Sach-

kundigen zu der Ausführung eines großen Unternehmens, nemlich eines schiffbaren Kanals zwischen beiden Meeren am besten eignen soll. Zwar liegt die Cordillere zwischen Tabasco und dem Meerbusen von Tehuantepec mitten inne und bildet den Kern der Landenge, die auf dem mexicanischen Gebiete hier am schmälsten ist. Ein sechshundert Fuß hoher Granitdamm wäre aber sicherlich weder für die Römer noch für die Egypter ein unübersteigliches Hinderniß für einen großen Gedanken gewesen. Ein durch innern Zwist zerrütteter Staat kann freilich solche Ideen nicht ausführen; aber ein Volk, das einig und von Gemeinsinne belebt ist, durchbricht solche Berge leicht und würde Kanäle sprengen und Häfen ausgraben, ohne ängstlich zu fragen: trägt auch der Zoll uns Interessen? Wo Nationen so wenig Vaterland- und Ehrgefühl haben, um so zu fragen, da gedeiht das Große nicht. Ist es meinem Vaterlande möglich, ist es der Menschheit vortheilhaft? dieses sind die Fragen, die sich mit Ehren thun lassen, und deren Beantwortung den Entschluß bestimmen, den wahren Bürger begeistern und zur Unternehmung antreiben muß. Das Gemeinwohl bedarf es; so muß das Gesetz lauten, das ein Staatsbürger sich selbst gibt. Schon Fernando Cortez, dieser große Eroberer und noch bessere Administrator, hat diesen Punkt das Geheimniß der Landenge genannt, und die Wichtigkeit dieses großen Gedanken gewürdigt. Spanische mißtrauische Gewaltwirthschaft ließ das Große nicht gedeihen und die Gegenwart erwartet erst von der Zukunft, große Bürger.

Der Staat Tabasco ist berühmt durch Cortez Landung; er ist eine Vorterrasse, die sich in weiter Fläche an die Cordilleren hinanzieht, welche hier bis 600′ abs. Höhe herabsteigen. Das Küstenland ist breit und verflächt sich tief ins Meer hinein, der Hintergrund erhebt sich dagegen in schönen Landschaften die Cordillere hinan. Diese letztere ist hier mit Pinien *(Pinus occidentalis)* bedeckt, die bis an den Fluß Huascualco oder Goazacoalco, ja fast bis zur Meeresküste hinabsteigen und von den Spaniern früher für die Schiffswerfte der Havannah benutzt wurden. Die köstlichsten amerikanischen Hölzer bedecken die heiße Oberfläche dieses Staates, dessen innere Beschaffenheit noch durchaus unerforscht ist. Reiche Schätze für Handel und Industrie wachsen in den Urwäldern dieses Staates den künftigen Geschlechtern zu. Bis jetzt kümmert man sich wenig um die prächtigen Holzarten, die hier vermodern, oder um den Vegetationsreichthum, der den Boden schmückt. Das

Uferland des Goascoalco wird jährlich überschwemmt, wodurch natürlich die ungelichteten Wälder noch ungesunder als die heißen Staaten von Veracruz werden. Kultur allein vermöchte das schöne Land bewohnbarer zu machen. Ich sage schön, denn wie ein wallendes Meer prächtiger Pflanzengestalten wogt es gegen die Berge hin, die bis auf den Gipfel mit hohen Pinien geschmückt sind. Man könnte die ganze Landschaft einen Pflanzendamm nennen, der beide Meere scheidet. Nirgend kann er schöner geboten werden. Laubbäume und unzählige blühende Gesträuche und duftende Kräuter hüllen den Boden und umwinden die 60′ dicken Stämme der Swietenien und Carolineen, über welche noch unerforschte Palmenarten majestätisch emporragen. Aber der Kuguar und ein Heer von Tapiren, Affen und Katzen sind die einzigen Bewohner dieses Prachtlandes, zu denen sich noch die verwilderten Hausthiere, besonders eine Unzahl Schweine gesellen. Es ist natürlich, daß das Land gesünder wird, je tiefer man in dasselbe eindringt, und gegen die Cordillere sich erhebt. Es hat sich in neuern Zeiten eine Niederlassung von französischen Ausgewanderten in diesem Staate an den Ufern des Huascualco gebildet, die zu gedeihen verspricht, wie denn der Staat seit der Emanzipation um so mehr sich hebt, als er von politischen Zuckungen bis jetzt verschont blieb. Er hat 100000 Einw., zur Hälfte Indianer.

Wir bemerken hier Tabasco, 18° 20′ nördl. Br. und 283° 58′ östl. L. Diese Stadt ist schön gelegen, hübsch gebaut und zählt 4000 Einw.; liegt an der Mündung des Tabasco und ist der Sitz der Staatsregierung. Sie nimmt sehr zu, wie denn überhaupt die Mehrheit der Hauptstädte das Föderativsystem vor der Centralisation schon darum empfehlen, weil außer der schnellern Berücksichtigung der Lokalinteressen und Beschleunigung des Rechtsganges auch die Staaten schneller aufblühen und der schlagflußverursachende Andrang der Staatskräfte nach dem Herzen hin vermieden wird. Tabasco hat noch das Eigene, derjenige Punkt zu sein, wo Cortez die erste Schlacht lieferte und 1519 der erste Schuß fiel, der das Reich der Azteken stürzte. Sta. Anna, Tornala, Chinomeca, Huascualco sind große Dörfer, die zu Städten heranreifen. Villa Hermosa hat 2000 Einw. und ist besonders schön, gesund und für den Handel günstig gelegen. La Fortaleza beherrscht die Mündung des Huascualco.

Dieser uns noch so gut als unbekannte Staat reift großer Wichtigkeit entgegen, er wird wegen seiner leichten Verbindung

mit dem stillen Meere zu hoher kommerzieller und industrieller Wichtigkeit emporsteigen. Der Goascoalco oder Huascualco ist ein majestätischer Strom voll Zuflüsse, dessen Mündung eine Barre sperrt, die nur Schiffen, die nicht über 12′ Wasser fordern, den Eingang gestattet. Die Barre kann aber überwältigt, und die Einfahrt Schiffen jeder Größe bereitet werden. Diese finden sodann einen herrlichen Hafen, der sie tief in das Land führt, und in welch ein Land! Keines auf Erden verspricht den Pflug reicher zu lohnen, als dieses Land, wo alle Produkte heißer Zonen wild wachsen. Durchbricht einst ein kühneres Geschlecht den Felsendamm, öffnet eine patriotische Bürgerhand hier, ein zwei Welten verbindendes Thor, so dürfte hier ein Punkt sein, dessen Glanz den Völkerverkehr der Themse selbst zur Krämerei machte.

3) Der Staat Veracruz.

Unstreitig ist dieser für den Augenblick der wichtigste Staat der ganzen Republik; denn er enthält den Hafen, der sie mit Europa verbindet. Auch er ist ein Küstenland, das sich vom Huascualco bis zur Mündung des Panuco erstreckt. Gegenwärtig herrscht der unruhige Sta. Anna daselbst und beunruhigt den Staatenbund, da er den Schlüssel der Republik in den Händen hält. So eben geht die Nachricht ein, daß am 3. März dieses Jahres zwischen Sta. Anna und den Truppen der Republik bei Manatinal und Posa de Oveias ein blutiges Treffen vorgefallen sei, in welchem mehre hundert Bürger das Leben verloren, der Ruhestörer Sta. Anna aber geschlagen wurde, und gegenwärtig auf die Stadt Veracruz allein beschränkt sei. Solche Begebenheiten sind die Folgen unvernünftiger Überspanntheit und eine sehr betrübte Erscheinung. Jedenfalls ist diese Provinz eine der köstlichsten Perlen im Kranze der Republik. Als der Eroberer Mexico's hier landete, gründete er die Hauptstadt und ahnend die Wichtigkeit seines Werkes gab er ihr den Namen Villa rica de vera Cruz, die reiche Stadt des wahren Kreuzes. Der Abkürzung wegen nennt man sie Veracruz schlechtweg, und dieser Name hat sich dem ganzen Staate, von dem früher Tabasco nur einen Theil bildete, mitgetheilt. Jetzt grenzt der Staat Veracruz im Nordwesten mit St. Luis de Potosi, im Norden und Nordosten mit dem Golfe und Neu-Santander, im Südosten mit Tabasco, im Süden mit Oaxaca und im Westen mit Puebla

und Queretaro; der Staat nimmt einen Flächenraum von 1000 Quadratm. ein, und zählt bei 160000 Einw.

Die Gestalt des Landes, das einst Cuetlachtlan hieß, wird durch einen schmalen Küstensaum gebildet, der sich bald gegen Innen zu erhebt, und den Abhang des Plateau's von Anahuac bildet. Dem Botaniker ist daher dieses Land eine plastische Pflanzengeographie; denn nicht leicht grenzen die verschiedensten Klimate und Naturgestalten in allen Abstufungen so nahe an einander. Ein einziger Tag bringt uns aus dem Pesthauche des gelben Fiebers und der erstickenden Hitze des Küchenstriches, an die Grenze des ewigen Schnees, durch die gesunden und lieblichen Gärten, welche die Hand der Natur an die Rücken des Berges geheftet hat. Hier sind die hängenden Gärten der großen Semiramis, nemlich der Natur selbst.

Der Küstenstrich ist heiß, ja glühend, wo aber Wässerung vorhanden ist und zur Zeit tropischer Regen entfalten sich hier alle jene Pflanzengestalten, in denen die Natur zeigen wollte, was sie vermag. Allein selbst die Gestalt der Thiere und die Lebensweise der Menschen geht durch alle Stufen hindurch, bis sie uns auf dem Gipfel der Berge, die Weise der Heimat vergegenwärtigt. Je höher man kommt, scheint die Natur minder belebt, die Schönheit der Formen geringer, die Pflanzen weniger saftstrotzend, die Blumen selbst weder so groß noch so schön gefärbt. Indessen beflügelt Furcht den fernen Nordländer eben diese Gegenden zu suchen und rüstig höher und höher anzusteigen. Die mexicanische Eiche zeigt ihm endlich an, daß er der Gefahr, die dem Landenden droht, entronnen und außerhalb des Bereiches des gelben Fiebers sei. Den Indianer dagegen, der von Orizaba herabkömmt, erinnert eben diese Eiche, daß er sich der Grenze naht, wo ihm Verderben droht; denn ihm, der schnell aus dem gesunden Bergklima in diesen Pesthauch der Küste übergeht, droht doppelt schneller Tod, der dem aus Europa nach und nach sich nahenden Nordländer weniger gefährlich ist. „Dieselbe niedere Grenze, welche den Aufsteigenden vor Gefahr sichert, sagt Herr v. Humboldt, deutet dem Kolonisten, der das Centralplateau bewohnt, an, wie weit er gegen die Küsten herabsteigen darf, ohne die tödtliche Krankheit des Vomito fürchten zu dürfen. Bei Xalappa verkündigen ihm die Liquidambarwälder durch ihr frisches Grün, daß auf dieser Höhe die über dem Ozeane hängenden Wolken die Basaltgipfel der Cordilleren berühren.“ Noch höher bei Bandarilla reift die Banane nicht mehr und der Indianer selbst wird hier schon von der

Natur zur Arbeit gezwungen; später mischen sich Nadelhölzer unter die Eichen, und auf dem Plateau von Perote begrüßen uns Weizenfelder, auf welche höher liegende Tannenforste finster herabschauen. Das hellgrüne kolossale Bananenblatt der Küste ist hier zur harzigen Nadel der Fichte eingeschrumpft. Der Staat Veracruz ist durch die Hand der Natur prächtig gebaut. Lange Barren halten die tobenden Wellen an den Küsten zum Theil zurück und befestigen das Land gegen fremde Einfälle, indem sie nur wenige gefahrvolle Einfahrten übrig lassen. Die Küsten haben Korallwürmer gebaut, und das Land Urwälder gedüngt oder Schalthiere zu weißem Sand zermalmt musivisch bedeckt. Wie sich das Land nach Innen hebt, so zeichnen sich auch die schönen Bergdistrikte durch ihre bald sanften wellenförmigen, bald erhabenen himmelanstrebenden Kegelformen aus. Dieses große Gerüste und eigentliche Frontispiz Mexico's ist in die herrlichste Pflanzendecke gehüllt, das Land ist daher schön, es ist aber auch reich an Produkten aller Art. Die über einander liegenden Terrassen des Innenlandes, die bis zum hohen Orizaba und Citlaltepetl ansteigen, bieten jede eignen Reichthum dar. Auch der Koffer von Perote und Nancamphatepetl gehören diesem Staate an, der daher vulkanischen Boden aufweist, dessen vom Feuer geröstetes Erdreich der Vegetation Geist und Würze verleiht. Sicher und keck haben die Menschen in die Krater selbst ihre Städte gebaut, nur den Vulkan von Tustla beobachtet man noch mit Scheu, da er erst 1793 durch einen gewaltigen Ausbruch sein Leben beurkundete. Außer dem Citlaltepetl, der die Stadt Xalappa in seinen Schutz nahm, ist jedoch keinem der Vulkane zu trauen, denn ihr öfteres Brüllen, so wie das Steinwerfen der meisten zeigt, daß noch Leben in ihnen ist. Keineswegs so furchtbar sind indessen die Vulkane, als vielmehr die Sümpfe und Lagunen der Küste, die überall an derselben in Unzahl vorhanden sind. Sie machen das Land ungesund, schützen es aber auch. Die Bergpässe nach dem Hochplateau sind uneinnehmbar, aber selbst das zu Havannah akklimatisirte Heer der letzten spanischen Expedition erlag dem Pestklima von Tampico, und bedurfte keines Schwertschlages des Feindes um vertrieben zu werden. Eine Menge Küstenflüsse strömen dem Meere zu; die Nähe des Bergamphitheaters, das den Hintergrund schmückt, läßt ihnen nicht Raum genug, um sich zu vereinigen. Außer dem Grenzflusse des Huascualco sind nur der Alvarado, der vom Hochlande Oaxaca herabkommt, und der Panuco, der vom Plateau von

Mexico selbst, wo er den Montezuma aufnimmt, herabströmt, bemerkenswerth.

Über die Erzeugnisse von Veracruz sage ich, um Wiederholungen zu vermeiden, nur so viel: Alles, was Mexico im Allgemeinen zum reichsten Lande der Erde, sowol durch Fülle als Mannigfaltigkeit macht, ist Veracruz insbesondere eigen. Das Zuckerrohr ist so saftreich wie in Havannah, die Wälder von Papantla und Nautla sind von der Liane, Epidendrum — Vanille durchschlungen, die kaum gesammelt wird. Bei Calipa und Misantla findet man die schöne Winde, deren Wurzelknolle als Jalappa den Schmeckern Europa's wohlthätig den Magen leert, wenn sie vergessen haben, daß sie keine Schweine sind. Der Smilax liefert in seiner Wurzel die wahre Sassaparilla, und die Baumwolle von Veracruz ist die feinste, welche in den Handel kommt. Kakao wartet nur der Pflege, und Veracruz allein wäre im Stande, den europäischen Handel mit allen Kolonialbedürfnissen zu versehen. Fast ohne Arbeit gibt die Natur Reichthümer, aber das Volk ist nicht an Arbeit gewöhnt! Dennoch kann ich es nicht übers Herz bringen, den Südländer faul zu schelten, weil er nicht sein Leben so sauer durcharbeitet wie wir. Ihm gaben die Götter ein freundliches Loos; denn wie Vater Adam liegt der Indianer unter seiner Banane und ergötzt sich am Anblick seines Paradieses. Er könnte reich sein, aber er bedarf es nicht, da Armuth nicht von derselben Noth wie bei uns in Europa begleitet ist. Übrigens ist dieser Staat von jeher schlecht bevölkert, und selbst die Eroberer fanden ihn so. Die alte Industrie und Bevölkerung war auf das Plateau koncentrirt, daher ebenfalls schon wegen Mangel an auswärtigem Handel an der Küste dünn bevölkert. Die Spanier zog das gesunde Klima, der Weizen und Bergbau ebenfalls nach dem Hochlande, wohin sie selbst die Küstenindier behufs des Bergbaues versetzten. Der Handel mit Kolonialwaaren erwachte hier sehr spät, und ihr Anbau zog daher erst im letztvergangenen Jahrhunderte die Bewohner nach dem Küstenlande, welche sich denn auch nach dem Verluste von San Domingo beträchtlich zu mehren begannen. Eine Ursache des langsamen Aufblühens war auch noch die Einführung des Feudalsystems, welches das Mutterland verödete, und hier ebenfalls seine unheilvollen Folgen entwickelte. Mehre Quadratmeilen große Landstriche sind mächtigen Familien des Hochplateau zugetheilt, die sie nur mit ein paar Hütten besetzten für die Hirten, welche die grasenden Ochsen hüteten. Als Küstenprovinz war eine starke

Miliz nöthig, und je dünner das Land bevölkert war, desto schwerer lastete der Militärdienst auf seinen Bewohnern, die außerdem noch häufig zu Matrosen gepreßt wurden. Mangel an Lebensmitteln und ungeheurer Arbeitslohn waren die Folgen davon; erstere sind so theuer, daß mit der Fruchtbarkeit des Bodens die hohen Preise der ersten Lebensbedürfnisse im schreienden Widerspruche stehen. Ein Arbeiter verdient täglich 2 Gulden, ein Meister 6 bis 8 Gulden im Zwanzigguldenfuße. Auch das schwarze Erbrechen und die unter den Indianern alle Jahrhunderte einkehrende Krankheit des Matlatzahuatl verdünnen die Volksmenge ebenfalls, und die neuesten Zerrüttungen durch Bürgerkriege haben diese aufs Neue verringert. Der Handel des Staates Veracruz ist von der größten Wichtigkeit; alle Waaren Europa's gehen von Veracruz nach Mexico, alle Rückfrachten besonders Silber, werden hier eingeschifft. Zur Zeit, wo weder Stürme die Landung hindern, noch das gelbe Fieber Tod drohend wüthet, herrscht große Thätigkeit. Leider ist jedoch an dieser Küste bald das eine, bald das andere Übel herrschend. Eine noch fatalere Krankheit sind die beständigen Unruhen, welche Handel und Industrie zerstören. Wir müssen hier einige Städte anführen.

Veracruz unter 19° 11′ 52″ nördl. Br. und 281° 31′ Länge. Schon Cortez erbaute 1519 eine Stadt dieses Namens bei dem kleinen Hafen Chiohuizla, diese wurde jedoch drei Jahre darauf verlassen und südwärts eine andere Stadt mit dem schönen Namen Antigua angelegt. Allein auch diese Stadt wurde wegen dem überaus wüthenden schwarzen Erbrechen verlassen. Der Vize-Ré Monterey erbaute endlich gegen das Ende des 16. Jahrhunderts das gegenwärtige Veracruz genau auf der Stelle, wo Cortez am 21. April 1519 zum erstenmal gelandet hatte. Philipp III. ertheilte ihm 1615 die Privilegien einer Stadt. Sie hatte 1802, als Humboldt dort anwesend war, 16000 Einw., ist jedoch durch die vielen politischen Unruhen in neuerer Zeit bis auf 8000 herabgekommen. Die Stadt liegt der Insel St. Juan de Ulua gegenüber in einer dürren sandigen Ebene umgeben von 30′ hohen Dünen, welche die Stürme stets versetzen. Sie ist schön und regelmäßig gebaut, war vor den letzten Unruhen, die in diesem Augenblicke noch nicht geendet sind, wieder in Aufnahme und wurde sehr verschönert. Die Materialien zum Häuserbau bestehen aus Madreporsteinen, die aus der Tiefe der See geholt werden, da in der Nähe kein Steinbruch ist, und der Sand

6 bis 8 Fuß auf dem Gesteine ruht. Die Straßen sind indessen sehr regelmäßig und haben seit der Revolution selbst an Reinlichkeit gewonnen. Veracruz gehört indessen zu den heißesten Punkten der Erde, da die Sonnenstrahlen im heißen Sande abprallen, und die furchtbare Intensität der Wärme durch das Binden der Strahlen ungemein vermehren. Zwischen den Sanddünen häufen sich die morastigen Lachen während der Regenzeit an. Wie die heiße Jahrszeit eintritt, fangen die Sümpfe zu verdunsten an und tragen nicht wenig zur Ungesundheit der Stadt bei. Auch ist die Masse der Regenwasser ungeheuer, so daß im Monat Juli allein so viel Regen fällt, als bei uns im ganzen Jahr. Der Anfang der Regenzeit begünstigt den Wachsthum der Pflanzen, die gegen das Ende derselben in Fäulniß übergehen. Diese Umstände sind natürlich der Entwicklung schädlicher Miasmen in einer Stadt sehr günstig, die eine mittlere Jahrestemperatur von 25° 4′ des hunderttheiligen Thermometers aufzuweisen hat. Diese Übel vermehren sich noch durch den geringen Raum, auf welchem die Stadt erbaut ist, wodurch die Menschenmasse zu sehr zusammengedrängt wird.

Veracruz leidet auch Mangel an Wasser; zwar findet man überall 3 Fuß unter dem Boden süßes Wasser, es ist jedoch nur eingesickertes mit Pflanzenatomen geschwängertes, daher fauliges Regenwasser, das nur zum Waschen dient. Das niedere Volk muß sich daher mit dem latschen Wasser eines Baches oder vielmehr Grabens behelfen, das von Meganos herkommt. Der Bach Tenoya hat noch schlechteres Wasser. Die Wohlhabenden trinken dagegen das Regenwasser, das in großen Cisternen gesammelt wird, deren schönste sich im Schlosse St. Juan befinden. Das Wasser dieser letzten ist klar und kühl, wurde früher aber nur unter das Militär vertheilt. Schon seit 1704 wollte man den schönen Fluß Xamapa nach Veracruz leiten, es wurden auch Millionen auf Streitigkeiten über die Ausführung verwendet, und ein Archiv mit Planen und Papieren gefüllt; eben so erhoben die Statthalter von Veracruz eine Abgabe von 80000 Gulden zu diesem Behufe, aber die 16000 Menschen haben bis heute noch kein Wasser. Diese Erscheinung ist ziemlich häufig in den spanischen Besitzungen, daß man auf Projekte Abgaben erhebt, welche bleiben, ohne daß jene ausgeführt werden.

Die Stadt ist jetzt der Sitz der Behörden des Staates, und der gewaltige Sta. Anna despotisirt von hier aus die Republik. Der Regierungspalast, die Pfarrkirche, 7 Klöster

und 2 Hospitäler sind die öffentlichen Gebäude der Stadt, deren Einwohner von allen Farben und Nationen mit dem Handel beschäftigt sind. Letzterer wird jedoch durch zu hohe Zölle und Abgaben beinahe völlig vernichtet, da die Häfen von Tampico und Alvarado den Schleichhandel begünstigen, der aber um so einträglicher wird, je höher die Zölle sind. Zudem ist der Hafen schlecht und nur für kleine Fahrzeuge völlig sicher. Sowol die Stadt als der Hafen werden von dem Schlosse St. Juan de Ulua beherrscht. Dieses ist ein regelmäßiges mit vierfachem Bollwerke umgebenes Viereck auf der Insel Ulua. Das Schloß ist uneinnehmbar. Die Republik Mexico war bereits gebildet, als die Spanier von hier aus, der Stadt Veracruz noch eine beträchtliche Kriegskontribution abzwangen, da es nur in ihrer Gewalt stand, sie in den Grund zu schießen. Vom Meere aus gesehen gewährt die Stadt und der Hafen von Veracruz einen schönen Anblick, wie nur irgend eine Seestadt, da man um des Hintergrundes willen, auf dem ihre Umrisse gemalt sind, ihre dürre Lage und ihre morastige Umgebung vergißt, und Augen und Gemüth an den majestätischen, herrlich bekleideten Berggestalten labt, die sich bis 15000 Fuß hoch erheben, und zu einem prachtvollen Amphitheater gruppiren.

Wir müssen hier sogleich der südlicher gelegenen Stadt Alvarado gedenken, die zwar vor Kurzem noch ein Dorf war, seit der Vertreibung der Spanier aber zur Stadt wurde. Die weisen Zollgesetze der jungen unbärtigen Republik, begünstigen den hier blühenden Schleichhandel so sehr, daß sich diese schmutzige, in der ödesten Gegend der Erde gelegene Stadt sehr hebt. Für die Gesundheit der Stadt sorgen die Aasgeier, da sie in unzähliger Menge auf die vielen Aase herabkommen und dieselben so rein präpariren, als dieses nur immer unsere geschicktesten Osteologen vermögen. Die Stadt hat nebst Kirchen und Klöstern auch Waarenmagazine. Der kleine Hafen gewährt kleinen Kauffahrern mehr Sicherheit als Veracruz; die 2000 Einw. beschäftigen sich durchweg mit Schleichhandel.

Mizantla liegt nördlich von Veracruz an einem kleinen Hafen, hat Stadtrechte, 2000 Einw., die vom Schleichhandel und Fischfang leben. Colipa, Nautla und andere Dörfer liegen um Mizantla in einer sehr schönen Gegend herum und die Bewohner beschäftigen sich mit Einsammeln der kostbaren Vanille, die in den herrlichen Urwäldern wild wächst. Diese Wälder sind unter dem Namen der Wälder von Quilate bekannt.

Merkwürdig ist ferner das Dorf Papantla, welches auf einer schönen Hochebene liegt, Tabak, Mais, Pfeffer baut und Vanille in großer Menge einsammelt. Keine Worte malen die herrliche Natur, welche hier den Menschen umgibt, die er auch um so ungestörter genießt, je mehr die gesunde Luft, die er hier athmet, seine Seele mit Wonne erfüllt. Die Nautla, von dem Tepetl oder Berge gleichen Namens herkommend, durchschlängelt erquickend das fruchtbare Gefilde, und der Reichthum, womit die Natur hier ihre noch unerforschten Pflanzenschätze ausgebreitet hat, mag wol mächtig an den Geber alles Großen und Guten mahnen. Wie sehr religiöse Gefühle die Indianer dieser Gegend in ihren volkreichen Dörfern belebten, zeigt ein uraltes Denkmal, welches tief in dem dicken Walde Toxin oder Tajin liegt. Dieses Monument ist eine Pyramide aus hohem Alterthume, die lange vor den Augen der Europäer verborgen blieb, und nur durch Zufall von einigen Jägern entdeckt wurde. Die Indianer betrachten dieses Gebäude noch immer mit großer Ehrfurcht und feiern wol auch im Geheimen noch Mysterien nach altem Brauche daselbst. Diese Stufenpyramiden oder Teocalis sind in Mexico keineswegs selten, sie erinnern nicht sowol an die Pyramiden Egyptens, als vielmehr an die Tempel des Belus in Babylonien, wie sie Herodot beschreibt. Die mexicanischen Stufenpyramiden waren auch Mausoleen wie die egyptischen, unter denen sich ja auch gestufte vorfinden, aber gleich dem Tempel des Belus endigten sie mit einer Platforme, auf welcher Altäre und Tempel standen, und wo die Opfer und heiligen Ceremonien verrichtet wurden. Die Pyramiden Mexico's sind genau nach den Weltgegenden gerichtet, scheinen auch den Dienst der Sternwarten geleistet zu haben. Dasselbe behauptet Plinius vom Tempel des Belus, dessen Beschreibung bei Herodot und Diodor genau auf die Pyramiden Mexico's paßt. Wir werden zwar noch höhere und gewaltigere Massen als die Pyramide von Papantla antreffen, diese ist indessen deswegen merkwürdig, weil sie aus lauter Porphyrquadern gefügt und mit Hieroglyphen bedeckt ist. Dieser Teocali hatte sieben Stockwerke über einander, und ist schneller aufschießend als die übrigen Gebäude gleicher Art. Die ganze Höhe beträgt ungefähr 54′, die Basis ist aber 75′ lang. Die außerordentlich großen Porphyrquadern sind äußerst rein und sorgfältig gearbeitet; drei Treppen führen auf die Spitze und die Bekleidung der Absätze ist mit sehr sorgfältig gearbeiteten Hieroglyphen bedeckt, und vie-

len kleinen symmetrisch vertheilten Nischen verziert, deren Zahl auf die Zeichen und Tage des toltekischen Kalenders anzuspielen scheint. Die drei Treppen, welche auf die Spitze führen, bestehen aus einer großen Haupttreppe von 57 Stufen und zwei parallel laufenden Seitentreppen; unter den Hieroglyphen unterscheidet man Schlangen und Krokodille, in erhabener Arbeit; übrigens haben die Figuren die größte Ähnlichkeit mit denen, die man auf den Trümmern von Persepolis wahrnimmt. Die viereckigen Nischen sind auf den verschiedenen Absätzen so vertheilt, daß der erste Absatz 24, der zweite 20, der dritte 16 derselben aufweist. Die Gesamtzahl der Nischen am Hauptgebäude beträgt 378, die sich auf das Kalendersystem der Mexicaner beziehen. Der Abbé Marquez vermuthet, daß jede dieser 378 Nischen eines der 20 Zeichen enthalten habe, welche in der Hieroglyphensprache der Tolteken zur symbolischen Bezeichnung des Tags im gemeinen Jahre und der Schalttage am Ende des Cyklus dienten. Das Jahr der Mexicaner bestand auch in der That aus 18 Monaten von 20 Tagen, zu denen man noch 5 Ergänzungstage hinzufügte. Die Interkalation wurde alle 52 Jahre vorgenommen, da man den Cyklus um 13 Tage vergrößerte, welches dann zusammen 360 + 5 + 13 = 378 einfache oder zusammengesetzte Zeichen der Tage des bürgerlichen Kalenders gab, den man Compohualilhuitl oder Tonanpohualli nannte, um ihn von dem heiligen Ritual- oder Festkalender (ich bitte zu buchstabiren!) Comilhuitlapohualliztli, dessen sich die Priester bedienten, zu unterscheiden. Auf dem Gipfel dieser Teocalis rauchte menschliches Gebein auf gräßlichen Altären. In der Nähe dieses uralten Nationalheiligthums liegen in lieblichen Gegenden die Indianerdörfer Zozocolco, Espinal, Quazutla u. s. w. — Tampico ist die nördlichste Stadt der Provinz an der Lagune Tamiagua. Seit der Unabhängigkeit hat sich auch diese für den Schleichhandel mit Neu-Orleans so günstig gelegene Stadt von 3000 Einw. etwas gehoben. Die Rhede ist weniger gefährlich als die von Veracruz und einer der wichtigsten Punkte für den französischen Handel, da von hier aus ein großer Theil des Binnenlandes mit europäischen Erzeugnissen versorgt werden kann. Es werden hier französische Brantweine, Linnen- und Baumwollenzeuge in Menge eingeführt. Soto la Marina ist ein sehr kleiner Hafen, der eigentliche Sitz des Schleichhandels. Auch Tamiagua erwähnen wir noch als eines kleinen Hafens, in dessen Umgebung Wachs, Zucker und

Mais in Menge gedeiht. Die Sitten aller dieser Seeorte werden uns in neuester Zeit nicht sehr vortheilhaft geschildert. Die Blutströme in der Revolution vergossen, sollen manche Tugend mit weggespült haben. Wenn noch Herr v. Humboldt Ursache fand, die außerordentliche Milde, Gefälligkeit und Gastfreundschaft der transatlantischen Spanier zu rühmen, so erkennt man die Urbilder dieser Schilderungen in den heutigen Küstenbewohnern nicht mehr. 25 Jahre haben die Güte der Menschen zu ihrem Nachtheile umgestaltet. Der Fremde findet daher keine bereitwillige Aufnahme mehr, kein gastfreies Entgegenkommen, selbst die besten Empfehlungsschreiben sind fruchtlos und sogar die Gasthäuser so theuer, wie in London, aber ungemein schlechter und dabei schmutzig und voll Ungeziefer.

Wir setzen uns nun in eine Lita d. i. einen viereckigen mit Vorhängen umgebenen Kasten von zwei Maulthieren getragen, um nach Xalappa dem Stapelplatze zwischen Veracruz und Mexico zu reisen. Zwei Personen haben, der Länge nach ausgestreckt, in diesem Kasten Platz, sind aber eben nicht zu beneiden. Der Weg führt durch Dünen, die so dürre sind, wie der Strand der Ostsee, nicht einmal eine Muschel findet sich vor. Schon den nächsten Tag verändert sich die Ansicht des Landes. Die Riesengewächse der saftigen Yucca, Agave und des abenteuerlichen Cactus ziehen unser ungewohntes Auge auf sich; weiter hinauf geht nun der unfahrbare Weg, den einst Cortez mit seiner kleinen Schaar aber großem Muthe und Behutsamkeit wanderte. Wir wundern uns nicht mehr, wenn der Eroberungsmuth sich stärkte, es war denn doch ein gar zu lockender Gedanke, über ein so schönes Land zu herrschen. Schon die großen Eichen erregen in uns sehnsüchtige Gefühle. Diese gewaltigen Stämme hüllen aber Schmarotzergewächse, Farrenkräuter und die schmeichelnde Vanille ein. Der Riese unserer Gewächshäuser, der großblütige Cactus ragt bis über die höchsten Gipfel hinaus, und zwar samt seinen schönen Spielarten mit Blumen geschmückt. Schöne Schlinggewächse, Erythrinen, baumartige Daturen lassen ihre Blumen durchschimmern und klammern sich an den scharfen Stacheln der Cactus hinan, den Boden aber schmücken Mimosen, Anagalen, Monelien, Violen, Liliaceen mit duftigen Blumen, und welche Gebirgslandschaften schmücken diese Pflanzenteppiche! Zudem regt sich Leben überall, die Thiere des Landes, sogar die schönen gräulichen Katzen stellen sich nicht selten zur Schau auf; aber die schön gefiederten Segler der Lüfte wett-

eifern mit den Blumen des Pflanzenteppichs auf schaukelnden Zweigen und veranlassen nicht selten Verwechslung. Über dies alles, um das romantische Gemälde vollständig zu machen, folgen dem Fremden immer noch eine Schaar Indianer. Diese sorglosen Glückskinder der Natur versäumen nichts und folgen schaarenweise dem Fremden, helfen ihm dienstfertig über Bäche und schwierige Bergpässe mit derselben Gutmüthigkeit, womit sie einst die Eroberer begleiteten. Am dritten Tage nach der Abreise von Veracruz gelangt man nach dem reizenden Xalappa. Hier war es, wo Cortez sein furchtbares Strafgericht übte, dessen wir oben in der Einleitung erwähnten. Der hohe Orizaba mit ewigem Schnee bedeckt, der weiße Perote schauen in die von 12000 Menschen bewohnte schöne Handelsstadt hinein, die hier, die Vermittlerin zwischen der Küste und dem reichen Hochlande, die Vorzüge beider ohne ihre Nachtheile vereinigt. Hat der Europäer diese Stadt erreicht, so ist er gerettet. 3900 Fuß über dem Meere erhaben genießt sie eine gesunde und im Sommer immer heitere reine Luft. Was die Erde Schönes hervorbringt, umgibt die Stadt, deren Pflanzungen und Gärten die der Hesperiden verdunkeln; wer aber den feenhaften Anblick des Hintergrundes genoß, wird schwerlich sonst irgendwo auf Erden die Höhen der Grazien suchen, die ihren Gürtel um diesen prachtvollen Abhang des Hochlandes geschlungen haben. Außer dem Orizaba und Perote erblickt man gegen Encero, Otates und Apazapa hin den Abhang der Cordilleren, den Fluß Antigua und bei heiterer Sommerluft den Ozean. Dichte Wälder von Styrax, Piper, Melastomen und Baumfarren; die Ufer des kleinen Sees de los Berrios, so wie die nach dem Dorfe Huastepec führenden Parkhügel gewähren die reizendsten Spazirgänge, welche man in diesen gemäßigten Berghöhen freudig benutzt. Keine Musquitos verbittern hier das Leben; nur wenn an den Küsten von Veracruz der Nordwind weht, umhüllt dicker Nebel die Stadt, weil denn doch jeder Fleck auf Erden sein aber haben und uns erinnern muß, daß wir nicht im Himmel sind; drei Wochen vergehen da wol oft, bis man Sonne und Sterne wiedersieht; Engländer glauben sich dann zu Hause, und bekommen vor Freude den — Spleen. Xalappa liegt 19° 30′ 8″ nördl. Br. und 280° 45′ Länge am Fuße eines Basaltberges, auf dem ein Franziskanerkloster wie eine Art kleiner Festung liegt, das Cortez gestiftet hat. Außerdem gibt es noch viele Klöster in der schönen Gegend, wo das glückliche Farniente so

köstlich bekommt. Es thut außerordentlich wohl hier auch einer Anstalt für den Geist erwähnen zu dürfen, nemlich einer Zeichenschule, wo die Kinder armer Handwerker auf Kosten der Wohlhabenden Unterricht erhalten. Ist doch dieses ganze Land eine Malerschule! Jährlich wird hier eine große Messe abgehalten, und sehr reiche Handelshäuser speichern hier die Waaren zweier Hemisphären auf. Aus ganz Mexico strömt die Handelswelt zusammen. Der Hochländer, welcher die Pesthauche von Veracruz fürchtet, und der Küstenbewohner, der ihnen entflieht; beide machen hier in Sicherheit ihre Geschäfte ab. So war es schon vor der Eroberung, wo große Heiligthümer und Feste die wallenden Völker zum Verkehr sammelten. Hier ist auch die Niederlage für die Jalappa, jene wohlthätige Purgirwurzel, mit deren Einsammlung sich die zahlreichen Indianerdörfer der Umgegend beschäftigen. Sie haben entsetzliche Iztlnamen, mit denen ich die Leser verschone. Der große Marktflecken Perote und das nördlich davon gelegene Fort gleichen Namens dürfen auch nicht übergangen werden, sie liegen bereits 7500 Fuß über dem Meere, in einer Bimssteinebene, die sehr unfruchtbar ist. Die ringsumliegenden Fichtenwälder liefern jedoch treffliches Bauholz. Perote liegt 19° 33′ 37″ nördl. Br. Am östlichen Abhange des Pik von Orizaba liegt viel heißer als Xalappa die Stadt Cordova und östlich davon die Stadt Orizaba 19° 2′ 17″ nördl. Br. Diese beiden Städte erzeugen allen Tabak, dessen Mexico bedarf. Die Republik behielt das verderbliche Monopol bei um der angeblichen Finanznoth abzuhelfen. Wenn es nun wol schwerlich ein Mittel gibt, das moralisch betrachtet streng genug wäre, um der Verbreitung des Stinkkrautes Einhalt zu thun, so ist das Monopol als Finanzmittel darum verwerflich, weil freier Anbau den Verlust durch Ausfuhrzölle ersetzen, und überdem eine neue Quelle des Erwerbs für den Staat werden würde. Der Staat Veracruz hat keine bedeutenden Bergwerke, aber in seiner Lage, und der Schönheit und Trefflichkeit seines Bodens, eine bei weitem unerschöpflichere Quelle des Reichthums durch Ackerbau und Handel. Die grün, weiß und rothe Flagge der Republik könnte einst auf allen Meeren wehen.

4) Der Staat Tamaulipas oder Neu-Santander.

Der Staat Tamaulipas oder Neu-Santander erstreckt sich von der Mündung des Panuco, der ihn von Veracruz scheidet, längs dem Golfe von Mexico bis zum Rio

St. Josè unter 26° 30′ nördl. Br. Er ist ebenfalls ein Küstenstaat, der sich schmal vom Staate Veracruz bis Texas in gerader Linie von Süden nach Norden erstreckt. Dieser Staat umfaßt meist ebenes oder sanft gehügeltes Land. Die letzten Ausläufer der Sierra Madre verlieren sich in ihm zur flachen Küste hinab. Dieses ziemlich große 1500 geogr. Quadratmeilen enthaltende Land wurde von den Spaniern erst spät in Besitz genommen, daher es denn noch größtentheils eine ursprüngliche Wüste ist, aber gewiß nicht immer bleiben wird. Die fischreichen Küsten sind nicht arm an Häfen und Einfahrten, aber die langgestreckten Barren, welche die Rotationsströmung vorhäufte, machen auch diese Küsten schwer zugänglich. Die Wasser innerhalb dieser Barren nennt man an diesen Küsten überall Lagunen, eigentlich sind es aber wirkliche Meertheile. Mitunter schließen sich aber Barren wirklich an das Festland an und bilden Küstenseen, wie die Lagunen vor Tamiagua. Das Land selbst besteht an der Küste aus Sand; diesen umgibt fettes Savanenland, darauf hebt es sich allmälig und wird mit prachtvollen Urwäldern besetzt. San Luis de Potosi, Neu-Leon und Cohahuila bilden die westlichen Nachbarschaften dieses Staates; es sind die reichen Metallländer, deren Abhang die schönen Waldungen schmücken. Die Kunst und der Unternehmungsgeist fleißiger Bürger können nachhelfen, Barren durchbrechen und Mündungen ausräumen, dann wird es gewiß an Häfen nicht fehlen, da ja die vielen Flüsse auch die Binnenschiffahrt begünstigen. Von Panuco gegen den St. Josè aufwärtsgehend trifft man auf den Santander, der eine gute Auffahrt gewährt, wenn man sich einmal innerhalb der Barre befindet. Der Tigre mündet nördlicher, indem er aus Neu-Leon kommend den Staat quer durchschneidet. Wichtig für die Zukunft ist jedoch der Rio del Norte, hier Rio Grande mit vielem Rechte genannt; nachdem er den Sabinefluß aufgenommen hat, stürzt er durch die Bocca del Norte ins Meer. Gerade hier endigt die lange Barre und gibt die Einfahrt frei. Dieser Fluß ist für das Aufblühen des Staates von der größten Wichtigkeit, und seine Mündung eine Goldquelle. Die Schiffahrt eines Flusses gehört dem, der die Mündung beherrscht, und dieser Fluß verbindet die entferntesten Provinzen von Neu-Mexico mit dem Golfe. Die Schätze des reichen Landes, welches er durchströmt, ist er auch bereit in den Ozean zu tragen und der Mündung zu verzollen, auch an ihr die Erzeugnisse fremder Welttheile entgegenzuneh-

men. Es ist schon oben erwähnt, daß ein Kanal durch den Nordfluß eine Verbindung mit dem großen Ozeane herstellen kann. Der Nueces kommt aus Cohahuila und stürzt zwischen dem Norte und San José dem nördlichen Grenzflusse, ins Meer. Dieser Staat liegt bereits in der gemäßigten Zone, hat aber ein wahres Tropenklima, und Eis oder Schnee gehören zu den seltensten Merkwürdigkeiten, da sich auch die Höhen nicht beträchtlich genug erheben um Schnee zu tragen. Das gelbe Fieber herrscht in der reinen und gesunden Luft nicht, nur wo sich der Staat Texas nähert, gehören Savanenfieber zu den nicht seltenen Erscheinungen. Der Boden ist fruchtbar, nicht erzreich, aber für Ackerbau und Viehzucht äußerst geeignet, was bei einem Küstenlande doppelt schätzbar ist. Der Sommer ist sehr heiß, der Winter wird durch veränderliches Wetter bezeichnet, heftige Kälte erscheint nur für den empfindlicheren Organismus des Eingebornen, den bei 18° friert. Von der Kultur des Landes ist noch wenig zu sagen, die Spanier legten Missionen an, die Mexicaner nehmen Kolonisten auf, allein noch immer sind die wilden Herden der mannigfaltigsten Thiere die eigentlichen Bewohner. Eine Menge wilder Pferde durchirren herrenlos die Savanen, Rinder weiden in zahllosen Herden, an ihnen sättigt sich das gefräßige Wild, welches zwischen Hirschen, Ochsen, Schweinen, Pferden und Rindern die Wahl hat. Vom kleinen Kolibri bis zum Aasgeier, dessen ausgespannte Flügel die Luft durchklaftern, sind alle Gattungen der Vögel in unzähligen Schaaren die Bewohner der Wälder, Sümpfe und Seen; es sieht überhaupt hier noch aus wie im Paradiese. Ungefähr 40- bis 45000 Menschen bewohnen dieses reiche Land und — hungern mitunter, da sie nicht genug Getreide erzielen da, wo 4 Millionen Menschen einst Überfluß und Üppigkeit finden werden. Übrigens findet man hier allerlei Blut in einander gemischt, und trotz der geringen Menschenzahl würde eine Stammtafel bunt genug aussehen. Franzosen, Engländer, Spanier, Amerikaner und ihre Mischlinge leben bunt durch einander.

Die Hauptstadt des Staats ist noch nicht gegründet, sie wird einst am Rio del Norte zu suchen sein, jetzt ist es Neu-Santander am Flusse gleichen Namens 23° 45′ 18″ nördl. Br. und 279° 27′ 20″ L. Nur Schiffe, die nicht über 8′ Wasser brauchen, können über die Barre in den Fluß gelootset werden. Die Stadt 1748 von Don José de Escadon erbaut, ist mit seinen 3000 Einw. ziemlich gut gebaut und in Aufnahme begriffen. Das Dorf Sotto la Marina dürfte

einst Neu-Santander verdunkeln. Wer reich werden will, gehe in dieses Land. 1802 wurden nach v. Humboldt 10 bis 12 Quadratmeilen um 3 Franken verkauft. Südlich von Neu-Santander liegt Llera und noch südlicher Escandon, von dem Stammvater dieser Familie gegründet, dessen Nachkommen sie noch besitzen. Nördlich Santander liegen Hojos, Burgos, Fernando, Reinosa, Canargo, lauter Dörfer, bis man am Rio del Norte Revilla und Loredo zwei Städtchen antrifft. Alles ist hier noch im Werden, aber es wird.

5) Der Staat Cohahuila und Texas.

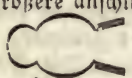
Dieser Staat ist von der Natur aus, einer der größten und schönsten der ganzen Bundesrepublik, wird es aber auch gewiß einst durch Industrie und Bevölkerung. Man weiß, welche Mühe, Gewalt und Intriguen die vereinigten Staaten Nordamerika's verschwenden, um das wildschöne Texas mit seinen unbenutzten Schätzen sich anzueignen, was jedoch Mexico nimmermehr zugeben wird. Unter spanischer Herrschaft bildete das ganze Land von Tampico bis zum Sabinefluſſe und vom Meerbusen bis zum Rio del Norte die Intendanz von Potosi und wurde den Provincias internas beigezählt. Der Kongreß theilte nach der Befreiung dieses unermeßliche Gebiet in mehre Staaten und sonderte das Gebiet Neu-Mexico, die Staaten S. Luis de Potosi, Neu-Leon und Santander davon ab, schlug einen Theil von Cohahuila zu Sta. Fè und schuf den Staat Cohahuila-Texas. Dieser werdende Staat liegt zwischen 27° und 35° nördl. Br. und 278° bis 284° östl. L. über 10000 Quadratmeilen Oberfläche einnehmend. Texas liegt in der gemäßigten Zone, ist aber sehr heiß und gehört noch unter die Küstenprovinzen der Bundesrepublik. Vom Ausflusse der Sabine kommt man in Südwesten an die Galvestonbai, die einen guten Hafen enthält; und auch die Einfahrt ist weniger schwierig, da die Barre überall 12 Fuß Wasser hat, an manchen Stellen auch 15. In die Galvestonbai ergießen sich die Flüsse Brazos und San Bernardo. Die Matagordabai bietet ebenfalls sichern Hafen und gute Einfahrt. Die Aransasueinfahrt führt in die Bai Espiritu Santo, welche die Flüsse San Antonio und Guadeloupe aufnimmt. Die Mündung des Nuecesflusses bietet den südlichsten Punkt der Texasküste dar. Unter den Flüssen ist der rothe Fluß bemerkenswerth, er entspringt auf der Hochplatte von Anahuac, bildet die Nordgrenze von Texas gegen die vereinigten Staaten und fällt

Luisiana durchschneidend, in den Missisippi. Der Sabinefluß ist als Grenze zwischen Texas und Luisiana merkwürdig, kommt aber für die Schiffahrt eben so wenig, als der Trinidad und Jacinto in Betracht. Bei weitem wichtiger würde der Brazos sein, schlösse seine Mündung nicht eine nur 6 Fuß Wasser bietende Barre; dennoch kann er mit Dampfbooten bis zur Niederlassung San Felipe de Austin befahren werden. Dieser Fluß verdient auch der romantischen Schönheit seiner Ufer und Fälle wegen Erwähnung, welche imposante Szenerien darbieten, besonders der Fall von San Saba. Der Rio Colorado entspringt in den westlichen Gebirgen, nimmt viele Nebenflüsse auf und stürzt in die Matagordabai, er ist weit hinauf schiffbar; nicht so wasserreich als der Brazos, aber eben so schön ist das Land, das er bewässert. In dieselbe Bai fließen auch der la Baca, der schöne, aber eben seiner wildromantischen Natur wegen unschiffbare Guadeloupe fällt jedoch in die Espiritubai. Der Aransasu fällt in die Bai gleichen Namens, der Nueces scheidet Texas von Tamaulipas. Wir haben nur der Flüsse erwähnt, die innerhalb des Staates das Meer erreichen. Das Land ist sehr gut bewässert, und die Flüsse des Binnenlandes unzählig. Weniger zahlreich sind die Binnenseen, da bis jetzt mit Ausnahme des Sabinensees noch kein See von Bedeutung im Innern entdeckt wurde, was indessen das Nichtvorhandensein keineswegs beweist. Zwischen dem Nueces und dem Rio Bravo de Tamaulipas befinden sich jedoch noch eine Reihe von Salzseen, die den asiatischen gleich 4 bis 6″ dicke Salzrinden liefern, und nicht nur den Staat, sondern selbst die Ausfuhr mit diesem köstlichen Minerale, dessen Mangel unheilvoll wie dessen Überfluß ist, versehen. Die drei großen und mehre kleinere Salzseen bedecken ein Areal von 100 englischen Quadratmeilen.

Texas ist ein schöngewelltes, stark durchbrochenes, im Ganzen flaches Land, von unermeßlicher Fruchtbarkeit und Schöne, freilich noch eine Wüste, aber eine Wüste, der es nur an Menschen und menschlichen Ideen fehlt um ein Paradies zu werden. Eigentliche Berge gibt es in Texas nicht, aber Cohahuila ist gebirgig und wird von parallelen Bergketten, die alle Ausläufer des Bergdomes von Anahuac sind, durchwebt. Der große Pik bei Monterey, Curra de Silla, steigt hoch in den Äther empor und diese noch ungemessenen Höhen nehmen gegen Codela hin, zu, die Gipfel sind in Wolken gehüllt

und einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt. Von diesen Bergen laufen niedere Ketten nach allen Richtungen aus und machen Cohahuila zu einem wahren Berglande. Gegen Texas und in dieser Provinz selbst befinden sich unermeßliche Savanen, welche die Annäherung des Missisippithales verkünden. Südöstlich der Bergregion erstreckt sich eine ungeheuere Ebene, die in dem Maße, als sie sich vom Berglande entfernt, zur wagrechten Fläche wird. Nordwestlich von den Bergregionen, die in den mittlern und südwestlichen Theilen des Staates liegen, nehmen ebenfalls herdenreiche Savanen das Land ein und bilden ein großes Flachland zwischen einer Naturmerkwürdigkeit, Croßtimbers genannt, und den nördlichen und westlichen Grenzen des Staates. Die Croßtimbers sind eine dichtgewachsene Urwaldung, deren Bäume eine Höhe von 160 bis 180′ erreichen. Der Wald ist wie nach der Schnur gezogen ein Strich von 300 engl. Meilen Länge und 20 Meilen Breite mitten in die baumlose Steppe wie zum Kontraste hingepflanzt und erstreckt sich vom Dorfe Waco am Brazos bis zum Arkansas.

Schon die wenigen hier gegebenen Züge deuten die Beschaffenheit des herrlichen Landes an. Die Spanier gierig nach Metallschätzen verwahrlosten ihre schönsten Besitzungen, die ihre Goldgierde nicht vorläufig schon befriedigten. Vom Rio del Norte bis an die Ostküste Florida's blieb das schönste Land der Erde Jahrhunderte hindurch eine Wildniß. Dieser Geringschätzung muß es zugeschrieben werden, daß Länder größer als Europa und mit der ganzen Fülle aller Naturgaben zum Überfluß überschüttet, gleichsam weggeworfen wurden. Florida, die Carolinas, Luisiana auch die Westküste samt dem Binnenlande Nordamerika's gingen so verloren, noch blieb aber das reiche Texas, dessen sich jedoch Nordamerika, es koste was es wolle, bemächtigen zu wollen scheint. Es handelt sich auch wirklich um kein Linsengericht, sondern um einen Staat, der der pyrenäischen Halbinsel an Größe gleichkommt, sie aber an Schönheit und Reichthum übertrifft. Die Wälder liefern Schiffbauholz, die Küsten Hafen und Ankerplätze, die Flüsse Straßen, der überfruchtbare Boden alle Erzeugnisse der alten und neuen Welt, der heißen und gemäßigten Zone im Überflusse. Texas und Cohahuila ist der am besten bewässerte Staat des Bundes, die Wälder voll der köstlichsten Erzeugnisse, die Steppen mit hohem Weidegrase bewachsen. Unzählige Herden wilder Thiere aller Art locken den Jäger, aber der Hirte findet ver-

wilderte Rinderherden und unermeßliche Schaaren verwilderter Pferde. Die wilden Menschen selbst sind hier beritten, und jeder besitzt so viel Land als er will, und so viel Vieh, als er einzufangen und zu zähmen vermag. Die wilden Pferde werden jedoch von den Indianern häufig gezähmt und zugeritten. Kein Araber versteht sich besser auf dieses Geschäft. Interessant ist die Art, wie die Indianer die wilden Pferde, welche in Herden von mehren tausend Stück umherirren, einfangen. Die Jäger suchen die besten und flinkesten zahmen Pferde aus, darauf bauen sie von Pallisaden und Gesträuch feste Hürden, an deren Öffnung sich eine größere anschließt, von der wieder zwei lange Flügel auslaufen.  Diese zwei Flügel erstrecken sich weit in die Savanen hinein, und werden mit Buschwerk sorgfältig bekleidet, damit sie keinen Verdacht erregen. Es wird nun eine kleine Herde Pferde aufgesucht; hat sie mehr als 3 bis 400 Stück, so ist alle Mühe verloren, denn in die Enge getrieben erdrücken sie einander, stürzen die Pallisaden um, oder die Leichname der erdrückten Pferde häufen sich so sehr, daß sie einen Damm bilden, und die lebendigen Pferde über die Einfassung wegsetzen. Auch würde der Pesthauch des Aases Jäger und Pferde für immer vertreiben. Ist es jedoch gelungen eine kleine Herde von 3 bis 400 Stück in die Umzäunung zu treiben, so werden im größern Ringe die jüngsten und schönsten ausgesucht, mit dem Lasso, einem Fangriemen mit einer Schlinge, die dem Thiere um den Hals geworfen wird, in die kleinere Umzäunung gezogen, den alten Thieren aber wird Freiheit gegeben. Nun werden die eingefangenen ausgehungert, ermüdet und dadurch so ermattet, daß sie sich geduldig zähmen lassen. Die Bewohner von Texas haben es in der Kunst wilde Thiere zu zähmen, wol am weitesten gebracht. Alles was wir in der Einleitung von dem Reichthume des Bodens in Mexico gesagt haben, gilt von Texas insbesondere. Die bergigen Distrikte sind reich an Minen aller Art, und Erzhöker sollen über der Erde schon die unterirdischen Schätze verrathen. Der Staat ist noch so gut als gar nicht bevölkert. Die bedeutendsten Niederlassungen finden sich von Indianern und Nordamerikanern gegründet. Erstere ließen sich mit 20000 Kriegern nieder, wurden aber von Bustamente bezwungen und der Oberherrschaft Mexico's unterworfen, welche auch die eingewanderten Nordamerikaner anerkennen. Dieser letztern wohnen etwa 2000 Familien in Texas, sie bauen Mais, Tabak,

Reis, Baumwolle und Zuckerrohr. 500 bis 600 spanische Familien bewohnen die Savanen an der Grenze von Luisiana und treiben Viehzucht. Es ist der ernstliche Wille der Regierung das Land sobald als möglich zu kolonisiren. Niemand taugte besser dazu, als der Ackerbauer der Erde, der Deutsche. Man sieht auch diese fleißigen Menschen sehr gerne in Mexico und alle die mit Fleiß und Verstand versehen, dahin auswandern, finden Land und Wohlstand genug.

Die Hauptstadt von Texas ist San Antonio de Bejar 29° 50′ nördl. Br.; sie zählt ungefähr 3000 Einw., ist von Spaniern bewohnt, hat vortrefflichen Boden, der durch Wasserleitungen bewässert, diese Mühe reichlich lohnt. Nocogdoches ist ein Dorf mit einem Fort unweit dem Sabinefluſſe. San Rosario und San Josè, letzteres am Fluſſe gleiches Namens, sind ebenfalls kleine Dörfer mit Forts. Im Jahre 1820 erlangte der Nordamerikaner Austin die Erlaubniß 300 Familien in Texas anzusiedeln. Er gründete die Kolonie Fredonia, die bereits 5000 Einw. zählt. Das Gebiet dieser Kolonie wird folgendermaßen begrenzt; in Osten von Rio Jacinto, in Norden von der Landstraße, die von Bejar nach Nacogdoches führt, im Westen von Tabasco und im Süden vom Golfe von Merico. Die Kolonisten bauen das Land und treiben Viehzucht. Die Hauptstadt heißt San Felipe de Austin. Eine sehr gute Schule, der ein Gelehrter aus Neuyork vorsteht, nebst mehren kleinen Schulen in verschiedenen Theilen der Kolonie zeigen, daß die Kolonie ein Kind Nordamerika's ist, wo man den Werth der Schulen kennt. Ähnliche Distrikte zur Anlegung von Kolonien wurden bereits mehren bewilligt. Auch die Franzosen hatten nach dem Sturze Napoleons unter Lallemand hier eine Kolonie gegründet. Merico vertrieb sie, die später in den vereinigten Staaten in Alabama eine Niederlassung bewilligt erhielten.

In Cohahuila ist Montelowez die Hauptstadt, 26° 30′ nördl. Br., sie ist an einem kleinen Zuflusse des Sabine gelegen, hat 5000 Einw., 7 Kirchen und Klöster, öffentliche Plätze, schön angelegte Spazirgänge und Springbrunnen, und ist ein sehr lebhafter Ort. Monclova oder Cohahuila ist ein Presidio oder befestigte Niederlassung am Rio del Norte. Castanuela ist eine Grenzstadt mit 2000 Einw. S. Saba, die nördlichste Niederlassung, die ihr Dasein der reichen Mine verdankt, auf welche schon der Name der goldreichen Königin von Saba hinweist. Gold ist jedoch hier nicht viel,

aber wol viel Silber und noch mehr Blei. Der Staat Cohahuila-Texas gehört der Kenntniß nach, die wir von ihm besitzen, kaum noch der Erdkunde an.

6) Der Staat Oaxaca.

Wir kehren auf die Landenge von Tehuantepec zurück, und finden hier entgegengesetzt dem Staate Tabasco den Staat Oaxaca, welcher an den Küsten des stillen Ozeans sich hinstreckt 15° 52′ bis 18° 25′ nördl. Br. und 278° 56′ bis 283° 12′ östl. Länge. Der Staat umfaßt ein Areal von 1600 Quadratmeilen mit 600000 Einw. Nördlich liegt Puebla und Veracruz, südlich der Ozean, westlich Puebla und östlich Mittelamerika. Das Land ist durchaus ein Bergland, Gneis und Granit aber die Gebirgsarten, welcher erst gegen Guatemala hin Trappformationen sich anschließen. Keine Höhe ist genau gemessen, aber gewiß ist es, daß die Bergkuppen Ginetta und Senpualtepec bis 8000 Fuß absolut sich erheben. Solche imposante Berggestalten bilden ein schönes Land, kommt noch eine schöne tropische ins Gemäßigte sich abstufende Vegetation dazu, so wird das Land schön, romantisch, lieblich. Der Staat Oaxaca war in alter Zeit in zwei Gebiete, das von Mixteca und Zapoteca getheilt. Das Land ist wohl bewässert, von den Urbergen stürzen zahlreiche Flüsse herab, die meisten dem Ozean zu, viele auch nach den Golfstaaten. Alle Flüsse haben, da der ganze Staat ein Bergrücken mit nur schmalem Küstenfuße ist, starken Fall, bilden auch häufige Kascaden, welche das Land nicht wenig verschönern. Der Rio Verde von den Bergen Mixtecas herabkommend führt besonders eine große äußerst reißende Wassermasse, die sich natürlich während der Tropenregen, innerhalb denen der Staat liegt, unendlich verstärken. Der Colotepec, Flores, Helena, Comun u. s. w. sind starkfallende und kurzlaufende Küstenflüsse, vorzüglich bemerkenswerth sind aber der Tehuantepec und Chimalapa, welcher Quellen mit denen des Huascualco beinahe zusammentreffen und nahe genug sind, um eine patriotische Bürgerschaft zur Durchbrechung des trennenden Felsendammes zu ermuntern. Das Küstenland ist wenig eingeschnitten, Vorgebirge springen fast keine hinaus in den Ozean, da die Berge von Anahuac herab mit den Küsten parallel laufen, und nur einige Piks in den Fluten spiegeln lassen. Der Tehuantepec bildet an seiner Mündung eine tiefe Bai, vor welcher eine Barre sich hinzieht. Die hier weit eingebogene Küste heißt der Golf von Tehuantepec. Gute Hafen sind

jedoch längs der ganzen Küste, außer dem von Tehuantepec mit schwieriger Einfahrt, keine vorhanden. Die Papagellos umbrausen diese fast stets stürmischen Küsten, die zugleich dürr, sumpfig und ungesund sind. Aufwärts ist das Klima ein ewiger Frühling, der Boden fruchtbar und reich. Nach den verschiedenen Höhen wird bald Weizen, bald Zucker und Indigo gebaut, auf den Tischen der Einwohner prangt die köstlichste Ananas der Erde neben den Pfirsichen und Früchten unserer Zone. Auch Bergbau auf Silber, Gold, Vitriol wird auf reichen Minen getrieben, die zugleich schöne und edle Kristalle mancherlei Art liefern. Wo in einem so reichen Lande nur 400 Menschen auf die Quadratmeile kommen, da sind die Hände kaum genug zum Einsammeln. Das Verarbeiten kommt also nur zur äußersten Nothdurft an die Reihe, dennoch sind in den Städten Webereien in Wolle und Baumwolle, Seifensiedereien, Gerbereien und die unentbehrlichsten Handwerke vorhanden. Auf dem Lande ist jedoch Jedermann in diesen Künsten erfahren, und jede Haushaltung im Stande, sich zu kleiden, zu nähren und zu bewaffnen. Alles was Mexico im Allgemeinen aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreiche hervorbringt, gehört Oaxaca insbesondere, und zwar in üppiger Fülle. Einst war dieser Staat sehr gebildet, allein mit der Katastrophe, die ganz Amerika der Wildheit zurückgab, und nur auf den Hochthälern Spuren der Kultur zurückließ, versank auch dieses Land in Barbarei. Cortez fand zwar keine gänzliche Wildheit, aber doch gesunkene Kultur.

Bemerkenswerthe Orte dieses Staates sind: Oaxaca, das alte Huaxyacac, mit 25000 Einw. Die jetzige Stadt wurde 1528 gegründet und liegt am Rio Verde auf einer Ebene, ist regelmäßig gebaut, hat gepflasterte Straßen und schöne zweistöckige Häuser. Die amerikanischen Städte haben die Spanier immer nach dem Muster des Mutterlandes gebaut, mit Plätzen und Trottoirs versehen. Der große öffentliche Platz, auf welchem der Palast des Bischofs steht, ist mit schönen Bogengängen umgeben. Eine Menge Kirchen, Klöster und Hospitäler zeugen von der Frömmigkeit der Spanier. Zuckerraffinerien, Chocoladefabriken, Wachsbleichen und andere ähnliche Gewerbe werden getrieben. Den Handel belebt Mehl und Cochenille. Der Markt ist für das Auge eines Europäers äußerst bunt und interessant. Berühmt ist das Thal von Oaxaca als Majorat der Familie Cortez, welche von dieser schönsten Besitzung der Erde den Titel Marquis von Oaxaca erhielt. Dieses Marquisat besteht

aus 4 Städten und 49 Dörfern mit 20000 Einw. In diesem Thale blüht auch die Kultur der Kochenille. Durch Anbau dieses Kulturzweiges zeichnen sich besonders die volkreichen Dörfer Chichicapa, Zimatlan, Gurgulotitlec und Yxtepexi aus. Huamelua liegt am heißen Strande, erzeugt köstliche Baumwolle, zu deren Färbung der Strand die Purpurmuschel liefert. Tehuantepec, ein Hafen im Hintergrunde der gleichnamigen Bucht, die der Ozean zwischen den kleinen Dörfern San Francisco Dionysio und Maria de la Mar bildet, kann noch einst ein wichtiger Handelsplatz werden. San Antonio de los Cues ist ein großes Dorf auf dem Wege von Orizaba nach Oaxaca und durch seine altmexicanischen Festungswerke berühmt. Vilalta, Zolaga, Yxtepexi und Totomastla sind durch die Bergwerke blühend. Berühmt ist das östlich von der Hauptstadt liegende Dorf Mitla, es wird von ungefähr 2000 Indianern bewohnt und hieß einst Miquitlan, der Ort des Trauerns; die Zapoteken nennen es auch Leoba, das Grab. Hier liegen die Ruinen des berühmten Palastes von Mitla, dessen Alter weit über die Civilisation der von den Spaniern vorgefundenen Mexicaner hinaufsteigt. Es ist ein, wie man glaubte, über den Gräbern der königlichen Familie erbauter Palast. Indessen haben sich die vermutheten Souterrains bis jetzt noch nicht vorgefunden. Nach den Vermuthungen Humboldt's haben sich die Könige in diesen Palast nach dem Tode der Mitglieder ihrer Familie, zur Trauer begeben. Was Diodor und die Alten von den Egyptern behaupten, daß sie die Wohnungen des vorübergehenden Lebens keiner Pracht werth hielten, dem langen Tode aber Paläste bauten, scheint auch von den alten Mexicanern zu gelten. Die Gräber von Mitla sind drei symmetrisch gestellte Gebäude in einer äußerst romantischen Lage. Das am besten erhaltene Hauptgebäude hat 120′ Länge. Eine Treppe führt in einen unterirdischen Saal von 81′ Länge und 24′ Breite. Diese Gebäude sind nach Außen und Innen mit Mosaik aus Porphyrsteinchen verziert, welche dieselben Zeichnungen zeigen, die man gewöhnlich auf den fälschlich so benannten etruskischen Vasen wahrnimmt, oder in dem Friese des alten Tempels des *Deus ridiculus* bei der Grotte der Nymphe Egeria zu Rom bewundert. Auch die unterirdischen Säle sind mit denselben Figuren reichlich verziert. Ohne auf eine Verbindung mit der alten Welt in der alten Zeit geradezu zu schließen, ist diese Ähnlichkeit mit den Alterthümern der alten Welt und die Wiederholung dieser Formen, die wir gewöhnlich griechisch nennen,

doch sehr auffallend. Am merkwürdigsten sind aber 6 Porphyrsäulen, welche mitten in einem großen Saale sich befinden, dessen Decke sie stützen; sie verrathen zwar die Kindheit der Kunst, sind aber beinahe die einzigen in ihrer Art, die man in dem neuen Kontinente findet. Sie sind 15′ hoch, ohne Basis oder Knauf, gegen oben verjüngt und aus einem Stücke Amphibol gehauen. Die Höhe der Säulen hält genau sechs untere Durchmesser. Die Vertheilung der Gemächer ist der, welche die Tempel Oberegyptens zeigen, ähnlich. Die Gemälde stellen, wie auf den Monumenten Egyptens und Persepolis, Opferszenen, Kriegsaufzüge u. dgl. vor. Die Welt ist doch viel älter als wir glauben, die Geschichte aber und der Völkerverkehr der Vorwelt in tiefes Dunkel gehüllt. Die indianische Bevölkerung dieser Gegenden zeichnet sich durch Industrie, Sittigung und Sanftmuth aus.

Endlich müssen wir auch noch des Dorfes Sta. Maria de Tule gedenken, 2 Stunden östlich von Oaxaca; hier befindet sich ein ungeheurer Stamm des *Cupressus disticha*, von 108′ Umfang, der also den Drachenbaum von Orotava noch übertrifft, so wie alle Baobabs in Afrika. Indessen sollen es nicht ein, sondern drei fest zusammengewachsene Stämme sein, welche diesen Pflanzenriesen bilden.

7) Der Staat Puebla de los Angelos.

Eine lange Keule, die sich zwischen Oaxaca und Mexico eingeschoben hat; 15° 52′ bis 20° 32 nördl. Br. und 258° 5′ bis 280° 42′ östl. L. zwischen Mexico, Veracruz, Oaxaca und dem Ozean gelegen, 1000 Quadratm. groß mit 820000 Einw. Den kurzen und schmalen Küstenstrich am stillen Meere ausgenommen, liegt der ganze Staat auf der Hochplatte von Anahuac, heiß, gemäßigt und kalt ist das Klima nach der verschiedenen Erhebung des Landes über das Meer. Es ist äußerst romantisch gebaut. Die höchsten Cordilleren des Bundes von Mexico erheben sich auf seiner 8000′ Fuß hohen Platte. Ewig brennt der majestätische Popocatepetl, seit Jahrhunderten unaufhörlich Rauch und Asche ausstoßend. Das Land ist übrigens nicht durchaus gut bewässert und die Bevölkerung so verschiedenartig vertheilt, daß ungeheure Distrikte des schönsten Landes wüste liegen. Auch die Vegetation ist nicht reich, obwol der Boden, wo er bewässert wird, außerordentliche Fruchtbarkeit zeigt. Es scheint jedoch, daß die unbesonnene Verwüstung der Wälder, an denen der Abhang gegen das Meer sehr reich

ist, behufs des Bergbaues sehr viel zur Kahlheit des Hochlandes beigetragen habe. Indessen lohnt der Ackerbau 20-, 30- bis 40-fach auf dem Hochlande. Im Staate selbst gedeihen an verschiedenen Plätzen die verschiedensten Kulturpflanzen der Erde. Schreckt uns daher hier eine dürre Wüste, so erfreut uns doch dort wieder ein Paradiesgarten der mannigfachsten Produkte der Erde. Einst war dieser Staat auf einer bedeutenden Stufe der Civilisation und das Land so gut bevölkert und angebaut, daß auch nicht ein Finger breit ohne Kultur lag. Merkwürdig ist, daß noch jetzt drei Indianersprachen: die mexicanische in Puebla, Tlascala und Cholula, die totouakische in Zacatlan und die tlapanekische in Tlapa gesprochen werden. Die Völkerschaften dieser Provinz waren schon zur Zeit der Eroberung ziemlich gebildet und Cortez konnte von ihnen berichten, daß sie besser gekleidet waren als alle bisher gesehenen Amerikaner. Die Wohlhabenden trugen Mäntel, die sich von den afrikanischen durch Taschen unterschieden, obwol Schnitt, Zeug und Fransen dieselben waren. Die Umgebungen der Stadt Cholula waren sehr gut angebaut, wol bewässert, die Stadt aber selbst schöner als die spanischen Städte gebaut und stark befestigt. Von dem großen Teocali herab zählte Cortez über 400 Thürme, die alle wieder Teocali angehörten, die Bevölkerung war aber so stark, daß nicht eine Handbreit Landes unangebaut lag, was jetzt freilich anders ist. Wahrhaft spanisch charakteristisch ist, daß Cortez als ein Zeichen der Civilisation auch die Menge Bettler anführt, womit die Straßen bedeckt waren. Uns scheint dieser Umstand gerade das Gegentheil, nemlich ein Zug von Barbarei zu sein. Ein Triumph eines civilisirten Staates ist der, Bettler weder zu haben noch zu dulden. In Puebla wird auch auf den zerstreuten Minen zu Canada, Tulancingo, Tenango, Zautla u. s. w. Bergbau getrieben; er ist aber nicht von großer Bedeutung, da die Berge meist aus glasigem, nicht erzreichem Porphyr bestehen.

Hauptorte des Staates sind: Puebla de los Angelos, Hauptstadt und Sitz der Regierung. Diese Stadt, welche 70000 Einw. zählt, liegt 19° 0′ 15″ nördl. Br. und 279° 37′ 15″ östl. L. Zierlich breitet sich diese anmuthige Stadt auf der Hochebene von Anahuac am Tlascalaflusse aus. Sie gehört zu den wenigen Städten Amerika's, die durch spanische Kolonisten gegründet wurden, denn meistens besetzten die Spanier die alten Städte. Die Straßen sind breit, durchschneiden sich rechtwinklich und sind mit Häusern in spanischem

Geschmacke besetzt. Als Sitz eines Bischofs hat sie eine prachtvolle Kathedrale, 4 Pfarrkirchen, 4 Manns- und 8 Frauenklöster, aber auch 2 Kollegien, Seminar, Hospitäler und mehre Bildungsanstalten, welche sich die jetzige Regierung mit allem Ernste angelegen sein läßt. Die Industrie der Stadt beschränkt sich auf die nöthigsten Handwerke, aber der Handel ist von großem Umfange, da die Stadt der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Mexico und Veracruz ist. Die Lage der Stadt ist nicht nur sehr gesund, sondern auch schön und prachtvoll, da der Orizaba, Popocatepetl und viele Kegelgruppen mit ihren Schneehäuptern und schöngestalteten Vorlagen die Ebene von Puebla begrenzen. Gärten voll Pracht und Schönheit mit den seltensten Pflanzen und Fruchtbäumen geschmückt umgeben die Stadt und hüllen die zahlreichen Landhäuser ein, welche der wohlhabende Bürger sich hier erbaute. Diese Länder sind sehr reich an schön gelegenen Städten, aber auch die Herzen der Bewohner sind mild. Jene Ungastlichkeit der Küste verschwindet schon zu Xalappa und macht bereits hier der liebenswürdigen und unbegrenztesten Gastfreundschaft Platz, eine Tugend, die sich selbst in den politischen Stürmen der Meinungen zur großen Ehre der Einwohner unter ihnen erhalten hat. — Cholula ist eine Indianerstadt von uralter Herkunft; sie liegt mitten unter Magueypflanzungen und zählt 20000 Einw. Cholula nebst Tlascala und Huetpocingo waren drei Republiken, welche ihre Unabhängigkeit Jahrhunderte hindurch gegen Spanien behauptet haben, obwol ihre Freiheit nicht um ein Haar besser war als Sklaverei. Cholula ist auch jetzt noch so ziemlich eine Republik für sich, zählt 42 Dörfer und einige 50 Pachthöfe zu ihrem Gebiete. Durch die Vulkankette vom Thale von Mexico getrennt, gelang es diesen Republiken, sich auch von den alten Aztekenkönigen unabhängig zu erhalten und ohne ihren Beistand hätte sich Cortez schwerlich zum Herrn von Mexico gemacht. Cholula hatte einst als mächtige Stadt 30000 Einw.; auch jetzt besteht die Bevölkerung noch aus lauter Indianern, denn lange durfte sich kein Weißer in ihrem Gebiete niederlassen. Sie zeichnet sich durch ein geschichtliches Denkmal aus, dessen Abbildung wir hier beifügen. Man sieht das kahle Plateau, welches 8000′ über dem Meere erhaben ist; in der Ferne zeigt sich die Schneespitze des Vulcans von Orizaba, in der Mitte zeigt sich aber die sehr wohl erhaltene Westseite der Pyramide von Cholula. Es ist diese die größte und berühmteste aller noch vorhandenen mexica-

nischen Pyramiden, die man heutzutage den Berg von Menschenhänden gemacht nennt. Sie ist ganz mit Vegetation bedeckt, so daß sie wirklich einem Berge ähnelt. Der Teocali von Cholula besteht aus vier gleich hohen Absätzen, die nach den Himmelsgegenden geschichtet sind. Die perpendikuläre Höhe beträgt genau gemessen 45 franz. Meter, jede Seite der Basis dagegen 459 Meter; 120 Stufen führten auf die Plattform dieses Monuments, das sich kühn den Pyramiden Egyptens an die Seite stellen kann. Sie ist, wie mehre große Denkmale ähnlicher Art in Egypten, aus ungebrannten Ziegeln erbaut, deren Schichten mit Thonlagen abwechseln. Die Indianer versichern, daß das Monument innen hohl sei, und daß ihre Vorfahren Krieger in sie versteckt hätten, um den Cortez bei seinem Aufenthalte in Cholula unversehens zu überfallen. So viel ist gewiß, daß sie zum Begräbnisse der Eingebornen gedient hat, denn man hat vor ungefähr 36 Jahren Leichname in eigens dazu gemauerten Gewölben entdeckt, als man die unterste der vier Stufen behufs einer durchzuführenden Straße durchbrach. Die Mexicaner verstanden nicht zu wölben und ersetzten nach der Egypterweise die Gewölbe durch eine Art Spitzbögen, die aus staffelig über einander gelegten Ziegeln entstanden. Es ist ein Wunder, daß die Schätzesucht noch nicht zur Eröffnung dieser Pyramide geführt. Sie hatte auf ihrem Gipfel einen dem Gott der Luft, Quetzalcoatl, gewidmeten Altar. Dieser Quetzalcoatl, Schlange mit grünen Federn, ist ein sehr geheimnißvolles Wesen, das als ein weißer bärtiger Mann geschildert wird, und mit dem Wischnu der Inder viele Ähnlichkeit hat. Ein Zeitalter war ein glückliches und alle Sagen, die sich an Saturns Zeiten knüpfen, finden wir im Gefolge dieses Gottes wieder. Quetzalcoatl war es, der 20 Jahre in Cholula weilte, Metalle schmelzen lehrte, Gottesdienst und Gebräuche ordnete, zum Frieden ermahnte und nur Erstlinge der Ernte zu Opfern bestimmte. Er ging zuletzt an die Mündung des Huascualco und verschwand daselbst. Eben da landete Cortez und ward für den wiederkehrenden Gott gehalten. Nach einer andern Sage war die Pyramide von Cholula nicht ursprünglich dem Quetzalcoatl gewidmet, sondern das Land Anahuac war vor der großen Überschwemmung von Riesen bewohnt. Im Jahre 4008 der Welt kam die große Überschwemmung, und alle Riesen, die nicht umkamen, wurden mit Ausnahme von sieben, die in eine Höhle flüchteten, in Fische verwandelt. Als die Wasser sich verlaufen hatten,

L. Zechmayer fculp. Viennae.

Pyramide von Cholula.

ging Xelhuaz, einer der Riesen, der Baumeister genannt, nach Cholollan, wo er zum Andenken an den Berg Tlaloc, der ihm und seinen Brüdern Zuflucht gewährt hatte, eine Pyramide baute, wozu er die Backsteine in der Provinz Tlamanalco am Fuße der Sierra Cocotl verfertigen ließ. Um diese Backsteine nach Cholula zu bringen, stellte er eine lange Reihe von Handlangern auf, die sich selbe zulangten. Die Pyramide sollte bis in den Himmel reichen, was die Götter so sehr verdroß, daß sie Blitze auf die Pyramide schleuderten, um Xelhuaz Kühnheit zu strafen. Viele Menschen kamen um, der Bau blieb unvollendet, und war nun dem Quetzalcoatl geweiht. Auch diese Sage weist auf die Sündflut und die Kinder Enaks an den Euphrat hin; und gewiß sieht man mit nicht geringem Erstaunen unsere heiligen Urkunden sich hier im Munde der Mexicaner, freilich mit lokalen Modifikationen, wiederholen. Bei den Festen, die auf dieser Pyramide gefeiert wurden, sang das Volk Hymnen in einer Sprache, die ihnen durchaus unbekannt war. Die Lieder selbst waren eine Erbschaft aus der Vorwelt. Also auch hierin wieder eine Wiederholung der heiligen Hymnen des Alterthums in veralteter Sprache, wie am Euphrat, in Egypten, Griechenland und Samothrazien. Die Plattform der Pyramide enthält 24200 Quadrmet., von ihr genießt man die prächtige Aussicht auf die Vulkanreihe von Anahuac und die durch ihre gewaltigen Gewitter berühmte Sierra de Tlascalla. Eine der heiligen Jungfrau de los Remedios geweihte Kapelle steht auf dem Monumente, in der ein Priester indischen Stammes täglich Messe liest, ein Umstand, der das Monument vor Zerstörung schützt. Auch wallfahrten große Schaaren von Eingebornen aus allen Gegenden nach der Kapelle, und heilige Anhänglichkeit knüpft ihre Herzen noch immer an das Werk ihrer Vorfahren, welche die einst heilige Stadt Cholula bewohnten.

Die Stadt Tlascalla erinnert an die Geschichte der Eroberung durch Cortez zu lebhaft, als daß wir sie trotz ihrer geringen, nur 3000 betragenden-Einwohnerzahl mit Stillschweigen übergehen könnten. Diese mächtige Stadt zählte dazumal wol über 100000 Einw., die mit beispielloser Treue den Spaniern anhingen. In einem Lande, so arm an geschichtlichen Erinnerungen, verdienen diese um so sorgfältigere Aufbewahrung. Die Stadt liegt 19° 19′ 30″ nördl. Br. und 279° 34′ östl. L. Sie hatte ihrer Treue wegen große Privilegien bis auf die neueste Zeit bewahrt und wird auch jetzt durch einen eigenen

Kaziken und selbstgewählten Alkalden regiert. Man sieht noch Befestigungen aus alter Zeit und ihr Gebiet enthält 110 Dörfer und 139 Pflanzungen. Guachinango ist seiner Vanille wegen berühmt; Atlixco kennt man im ganzen Lande wegen dem Überflusse ihrer Früchte, besonders der herrlichen Anonen, eine Frucht, die ihres gleichen nicht hat, und selbst die Ananas an erquickender Güte übertrifft. Auch hat dieser Ort noch eine andere vegetabilische Seltenheit aufzuweisen, nemlich eine alte Ahahunte oder Cypresse von 73′ Umfang und 15′ Durchmesser, mithin so dick als der größte Baobab. Die Passifloren sind ebenfalls hier zu Hause. Tehuacan, ein heiliger Ort in alter Zeit. Tepeaca gehört zum Marquisat des Cortez und hat in der Mitte auf einem großen Platze ein Fort. Es liegt in einem anmuthigen Thale, das durch die Menge mannigfaltiger Fruchtbäume ein Garten ist. Tlapa ist eine Stadt, welche den Mittelpunkt einer der drei Republiken bildet, die niemals Mexico unterworfen waren, am rechten Ufer des Tlascalla. Die übrigen schwerklingenden Namen erlassen wir dem Leser, und fügen nur bei, daß dieser Staat in jeder Hinsicht einer der wichtigsten des Bundes ist.

8) Der Staat Mexico.

Der Staat, welcher das Herz der Bundesrepublik bildet, liegt von 16° 32′ bis 20° 2′ nördl. Br. und 274° 44′ bis 278° 43′ östl. Länge. Der Australozean im Süden, Puebla im Osten, Queretaro im Norden und Mechoacan im Westen bilden die Grenze des Staates, der 1486 Quadratmeilen enthält. Die schmale ebene Küste ausgenommen ist er durchaus ein Gebirgsland und nimmt den größten Theil des Hochplateau von Anahuac ein. Die 7 bis 8000′ hohe Platte ist mit Bergreihen besetzt, deren Spitzen noch um 4 bis 5000′ höher hinansteigen und die höchste Spitze des Staates von Mexico der Pic de Frayle auf dem Vulkane Toluca erhebt sich über 15000′. Wir haben schon in der Einleitung gesagt, daß sich das Plateau wie eine ungeheure Porphyrkuppel über einen unterirdischen Dom gewölbt und mit Thürmen besetzt erhebt. Indessen erreicht keine Spitze die Höhe des Montblanc. Da wir schon in der Einleitung das Hochland geschildert haben, so erwähnen wir hier nur noch, daß das ganze Land aus einer Menge Bergplatten besteht, die man wol auch Hochthäler nennt. Sie sind also über einander terrassirt, daß sie als wahre natürliche Hanggärten betrachtet werden könnten. Die Centralplatte liegt au-

ßerhalb des Staates von Mexico in Puebla, das Thal von Mexico dacht sich aber gegen den Ozean also ab: Guemavaca 7400′, Fuerte de Estola 2600′, Mescala 1600′, Zumpango 3400′, Chilpazingo 4300′, Acaquistla 3000′; von hier geht es jäh in das tiefe Thal von Peregrino nur 500′, dann über den 1250′ hohen Camaron hinab nach Acapulco. Auch von diesem Staate, der ganz in der Tropenregion unter verschiedenen Erhebungen über dem Meere gelegen ist, gilt in Bezug auf Erzeugnisse des Landes alles, was in der Einleitung gesagt ist. Es gibt schwerlich eine Pflanze auf Erde, die in diesem Staate nicht einen Raum fände, wo sie trefflich gedeihen könnte. Der Indigo und das Zuckerrohr finden die gedeihliche Hitze, und die Kresse und Alpenrose ihren Eishauch. Zwar ist der Staat Mexico weniger schön als Puebla, da die Wüsten und Salzsteppen häufiger sind, und die spanische Unvorsichtigkeit und Abstumpfung gegen Naturschönheiten die wohlthätige Wasserfülle sehr vermindert hat; demnach sind die Abhänge gegen Veracruz und Acapulco noch schön und einige Landschaften übertreffen alles, was wir in den sogenannten Schweizergegenden zu bewundern pflegen. Wo es nicht an Wasser fehlt, ist die größte Fruchtbarkeit vorhanden. Dieses sind aber auch die einzigen Stellen, in welchen man die Urbilder zu den bezaubernden Schilderungen der Conquistadoren zu suchen hat. So sieht man im höchsten Thale, dem von Toluca, 8000′ über dem Meere, die üppigsten Agavepflanzungen von dunklen Tannenforsten umgeben. Das Thal von Mexico, 7000′ hoch, ist meist dürre und öde; schöner ist das 5800′ hohe Thal von Istla, aber der Abhang der Cordilleren, wo die häufigen Nebel ihren Aufenthalt haben, ist der eigentliche Platz, wo die üppigste Tropenvegetation wuchert. Flüsse gibt es zwar genug, aber alle sind ohne Bedeutung; es sind reißende Waldströme oder Bäche, die wenig Einfluß auf das Völkerleben äußern. Durch das Thal von Tlenochtitlan fließt Quattitlan, der früher seine Wasser in den See Zumpango ergoß, und durch diesen Umstand den See zur Ungebühr schwellte; 1607 wurde demnach ein anderthalb Meilen langer unterirdischer Kanal angelegt, der jetzt sein Wasser in den Tula leitet. Weiter nördlich nimmt der Tula den Namen Montezuma an. Der Zacatula ist ein Küstenfluß, wie auch der Papagello. Der Mescala strömt durch das gleichnamige Thal dem Tlascalla zu und die Lerma dem St. Jago.

Merkwürdiger sind die Seen im Thale von Mexico, die früher einen bei weitem größern Raum einnahmen und wahrscheinlich nur unbedeutende Überreste eines großen Wasserbeckens sind. Es sind gegenwärtig noch 4 Seen vorhanden: der Xochimilco, Tezcuco, San Christobal und Zumpango. Bei der Beschreibung der Hauptstadt kommen wir auf diese Seen zurück.

Das Klima des Staates ist nach seiner absoluten Höhe verschieden, heiß und ungesund an der Küste, gemäßigt auf den mittlern Plateaus und kalt auf den Bergen. Der See auf dem Gipfel des Toluca ist nach dem Zeugnisse Sartori's mit Schnee umgeben, und der Spiegel mit Eis bedeckt. Freilich besuchte er diesen im Februar, es ist daher wahrscheinlich, daß nirgend im Staate von Mexico ewiger Schnee liege; Schnee fällt jedoch bisweilen selbst in der Hauptstadt. Das schwarze Erbrechen ist bis jetzt noch nicht nach Acapulco gedrungen, aber Gallenfieber sind nicht selten. Auf dem Hochlande sind Seuchen unerhört, obwol Scharlach, Halsgeschwülste, Lungenentzündungen und dergl. sporadische Krankheiten nicht selten sind. Der Ackerbau wird durch alle Abstufungen auf die Art, wie in der Einleitung gemeldet, betrieben. Fischereien sind an den fischreichen Seen, unter denen der Tezcuco den berühmten Axolotl eine eßbare Wassereidechse, und den Riesenfrosch, der ebenfalls gegessen wird, hervorbringt.

Der Staat Mexico ist auch für den Bergbau bedeutend, und besonders der Bau auf Silber äußerst beträchtlich und ergibig; die vornehmsten Silbergruben sind in Tasco, wo auch Zinn ausgebeutet wird. Die Gruben zu Real del Monte, die berühmte Ader von Biscaina und Sta. Brigida, die Gruben von Acosta und San Estoban, die weltberühmten Gruben von Zimapan, el Oro, la Cruz, San Fernando, Sta. Rosa, Sta. Anna und viele andere. Auch auf Blei, Eisen und andere nutzbare Mineralien wird gearbeitet, und die englischen Kapitalien haben den Bergbau neu belebt. Durch die Wiedereröffnung der Gruben ist auch Industrie und Kunstfleiß erstanden, und innerer Friede nebst Befreiung von den Hemmschuhen und Netzen der Engländer, die gern alle Industrie der neuen Staaten unterdrückten, würde den Staat bald auf eine bedeutende Höhe der Civilisation stellen. Das Geld des ganzen Reichs konzentrirt sich in diesem Staate, wo auch der Hauptsitz des Handels und Verkehrs ist. Die Bevölkerung des ganzen Staates beträgt 1,000000, von denen

$\frac{3}{5}$ Indianer, der Rest Farbige und Weiße sind. Bevor wir jedoch zur Beschreibung der Hauptstadt schreiten, müssen wir noch einen flüchtigen Blick in das Thal von Mexico werfen.

Das Thal von Tenochtitlan, oder wie es jetzt heißt, von Mexico, liegt unmittelbar unter dem Thale von Toluca, das bereits zu den Tieras frias oder kalten Landstrichen gehört, mitten auf der Cordillere von Anahuac, auf dem Rücken jener gewaltigen Porphyr-, Basalt- und Mandelsteingebirge, die sich von SSO. nach NNW. erstrecken und das Thal von Mexico mit einem ovalen Felsenring gewaltiger Bergformen umgeben. Dieses Thal hat eine Ovalform und ist unstreitig ein gewaltiger Krater der Vorwelt, ungefähr 11 geogr. Meilen lang und acht breit, eine Oberfläche von ungefähr 160 Quadratmeilen enthaltend, von denen der zwölfte Theil mit Wasser bedeckt ist, welches den berühmten Seen von Mexico angehört. Unstreitig war einst dieses ganze Thal ein mit Wasser angefüllter Krater, von dem die gegenwärtigen Seen nur schwache Überreste sind. Etwas Ähnliches sehen wir noch heute auf dem Toluca, dessen Krater ebenfalls mit Wasser angefüllt ist, und einen flachen, klaren Spiegel darstellt, wo früher die Feuerwogen sich brachen, den Sieg des Wassers über das Feuer bezeugend. Der gewaltige Gebirgskamm, welcher das Thal von Mexico umgibt und gleichsam die alten Kraterwände bildet, hat ungefähr 40 Meil. Umfang. Auf der Südseite, besonders gegen SO., ist er am höchsten, da er die beiden großen Vulkane von Puebla, den Popocatepetl und Itztaccihuatl enthält, an welche sich die übrigen Kegelspitzen bis zum Vulkan von Mexico oder dem Toluca anreihen.

Sechs große Straßen durchschneiden diesen Bergwall, dessen mittlere Höhe auf 900′ ansteigt. Die Straße nach Acapulco geht über die hohe Spitze La Cruz; die Straße von Toluca, eine prachtvolle Heerstraße, dergleichen die alte Welt kaum aufzuweisen hat, und die mit vieler Kunst zum Theil auf Bogen erbaut ist, geht nach SW. über Thianguillo und Lerma, gegen NW. führt die Straße über Queretaro nach Guanaxuato, die Straße von Pachuca geht nach den berühmten Bergwerken von Real del Monte über den Cerro Ventoso, der mit schönen Eichen, riesenhaften Cypressen und immerblühenden Rosensträuchen bedeckt ist, die alte Straße von Puebla über den Buenaventura, und die neue Straße von Puebla über den Rio Frio und Tesmelucos.

Der große Cortez beschreibt das Thal von Mexico mit

glühenden Farben; er sagt: „Rings umgeben es hohe Gebirge von Abgründen durchschnitten; 70 Stunden Umfang hat die Ebene von zwei Seen bedeckt, welche beinahe das ganze Thal ausfüllen, indem die Einwohner in einem Umkreis von 50 Stunden in Kähnen fahren. Von diesen beiden Seen enthält der eine süßes, der andere gesalzenes Wasser; sie sind nur durch einen kleinen Wall konischer Hügel bei Izta pala pan von einander getrennt, und ihre Wasser vermischen sich nur in einem schmalen Kanal, welcher zwischen den Hügeln und der hohen Cordillere liegt. Mitten im Salzsee liegt die große Stadt Temixtitlan (Tenochtitlan, Mexico); um die Seen herum und auf den Seen liegen eine Menge Städte und Dörfer, welche ihren Handel auf Kähnen treiben. Der Salzsee hat seine Ebbe und Flut gleich dem Meere und von welcher Seite des Ufers man kommen mag, so braucht man immer zwei Stunden, um die Stadt zu erreichen, zu welcher vier Dämme führen.“ Wirklich ist auch das Gemälde, welches das Thal an einem schönen Sommermorgen unter dem wolkenlosen, dunkelblauen Himmel in der trockenen und dünnen Bergluft darbietet, von wunderbarem Reichthum und seltener Mannigfaltigkeit. Der schönste Punkt, von dem man die Übersicht genießen kann, ist der Hügel von Chapoltepec. Schöne Vegetation umgibt ihn, Cypressenstämme von 45 bis 48′ Umfang erheben ihre dunkeln, blätterlosen Scheitel über die Spitzen der Schinus, deren Wuchs der orientalischen Thränenweide gleicht. Das Auge beherrscht eine ungeheure Ebene, herrlich angebaute Gefilde, die sich bis zu den kolossalen Bergen mit ewigem Schnee bedeckt, erstrecken. Die Stadt selbst scheint von dem See von Tezcuco genetzt, dessen Umgebungen von Dörfern und Weilern an die Schweizerseen erinnern. Große Alleen von Ulmen und Pappeln führen von allen Seiten nach der Stadt; zwei Wasserleitungen auf sehr hohen Bogen durchschneiden die Ebene, einen eben so angenehmen, als merkwürdigen Anblick gewährend. Gegen N. lehnt sich das prächtige Kloster der lieben Frau von Guadeloupe an die Berge von Tepeyacac zwischen Schluchten von Dattelpalmen und baumartigen Yuccen ausgefüllt. Gegen S. gleicht das Land zwischen St. Angelo, Tacubaya und St. Agostino de las Cruelas einem ungeheuern Garten von Orangen, Pfirsichen, Äpfeln, Kirschen und andern europäischen Obstbäumen. Mit dieser herrlichen Kultur kontrastiren die kahlen Berge, welche das Thal einschließen, und unter denen der kolossale Kegel des Popocatepetl aus dem ewigen Schnee stets Rauch und Asche hervor-

stoßt. Das Thal enthält zwei Quellen von Mineralwasser, die von Guadeloupe und von Benon de los Banos. Sie enthalten Kohlensäure, schwefelsauren Kalk und Soda; die letztere hat eine ziemlich hohe Temperatur.

Die Seen des Thales von Mexico sind die natürlichen Recipienten für das Wasser, welches die umliegenden Gebirge absetzen. Sie erheben sich aus dem Mittelpunkte des Thales stufenweise über einander. Der See von Tezcuco ist der niedrigste Punkt des ganzen Thales, über dessen höchsten Wasserstand Mexico selbst sich nur etwa um 15″ erhebt. Ungefähr 5′ höher liegt der See von San Christoval, dessen nördlicher Theil der See von Xaltocan heißt, wo auf zwei Inseln die Dörfer Xaltocan und Tonatitla stehen. Der See von Christoval ist durch einen sehr alten Damm von Xaltocan getrennt. Der nördlichste See des Thales ist der von Zumpango, ungefähr 12 Fuß über dem See von Tezcuco. Ein Damm theilt diesen letztern See in zwei Becken, von denen das westliche die Lagune von Zitlaltepec, das östliche Lagune von Choyotepec heißt. Am südlichsten Ende des Thales liegt der See von Chalco, der von dem See Xocimilcho durch einen engen Damm abgeschnitten ist, und nur 2 Fuß höher liegt, als der große Platz der Hauptstadt. Die Verschiedenheit der Höhe der vier Wasserspiegel hat sich bei den großen Überschwemmungen, denen Mexico von Alters her ausgesetzt ist, fühlbar gemacht. Diese Überschwemmungen geschehen immer auf dieselbe Weise. Der höchste See Zumpango, in welchen der Rio Guautitlan und die Zuflüsse von Pachuca fallen, schwillt übermäßig an, ergießt sich in den Christoval, der wieder den Damm durchbricht, welcher ihn von Tezcuco trennt, wodurch dann die Wasser des letztern über 3′ ansteigen und über den Salzboden von San Lazaro weg, die Straßen von Mexico überschwemmen. Die Stadt Mexico ist daher der Gefahr der Überschwemmung stets ausgesetzt; welcher Mittel die alten Mexicaner sich dagegen bedienten, ist nicht leicht auszumitteln, zweckmäßiger waren sie aber jedenfalls als die der Spanier, welche letztere durch unterirdische Kanäle und Gallerien, durch Dämme und die kostspieligsten Wasserbauten zwar das Thal entwässerten und unfruchtbar machten, aber den Überschwemmungen nicht vorbeugten. Sollte es einmal dem Popocatepetl einfallen, wie es der Cotopaxi schon einigemal versuchte, seine Schneedecke plötzlich zu schmelzen, so wäre Mexico verloren. Derselbe Fall würde eintreten, wenn der See von Toluca die Kraterwände durchbräche. Lange Erfah-

rungen zeigen, daß die Überschwemmungen beinahe periodisch wiederkehren. Seit 1629 ist das Wasser im Thale von Mexico achtmal auf eine sehr furchtbare Weise angewachsen; aber allezeit durch den Abzugkanal, welcher die Desague de Huehuetoca heißt, geschützt worden. Die Gefahr der Hauptstadt wächst indessen von Jahr zu Jahr, da sich der Grund des Sees von Tezcuco, und mithin der Wasserspiegel immer mehr erhebt und mit dem Boden der Stadt ausgleicht. Seit Alters bemühte man sich daher durch Dämme und Kanäle dem drohenden Unheil vorzubeugen und wirklich wurden Riesenbauten vollendet. Ein solches Riesenwerk ist der erwähnte Desague mit den unterirdischen Gallerien von Nochistongo, welche wir schon oben erwähnt haben. Der Zweck war, das Wasser des Sees von Texcuco sowol, als das vom Flusse Guautitlan aufzunehmen und durch die unterirdische Gallerie von Nochistongo in den Rio Tula zu führen. Diese berühmte unterirdische Gallerie wurde am 20. November 1607 angefangen, 15000 Indianer vollendeten das Werk mit Schnelligkeit und nach 11 Monaten war die Gallerie, welche 198000 Fuß lang, 10 Fuß breit und 12 Fuß hoch ist, fertig. Die Folgezeit bewies jedoch, daß diese Arbeiten unzulänglich waren. Man machte neue Projekte, grub und verstopfte Kanäle und brachte es endlich so weit, daß Mexico von 1629 bis 1634 unter Wasser stand; noch bis heutigen Tag ist die Stadt gegen die Gefahr der Überschwemmung nicht gesichert, aber ein großer Theil des Thales ist entwässert und unfruchtbar gemacht. Mexico liegt zwar auf dem trocknen Lande, ohne gegen das Verderben geschützt zu sein, und große Salzsteppen, die mit der Verengerung des Wassers sich vermehren, vertilgen die Fruchtbarkeit. Herr v. Humboldt hat treffliche Vorschläge für Schiffahrt, Handel, Sicherheit und Bewässerung dieses schönen Thales gethan; die Ausführung wurde aber durch die Revolution verhindert.

Bemerkenswerthe Plätze in dem Staate von Mexico sind vor allem die Hauptstadt Mexico selbst, das Tenochtitlan der Mexicaner, unter 19° 25′ 45″ nördl. Br. und 278° 34′ 30″ östl. Länge, 7000′ über dem Meere erhoben, mit 150000 Einw. Der Name Mexico bedeutet: Wohnsitz des Kriegsgottes. Nach der Tradition wurde die Stadt 1325 als Hauptstadt von Anahuac unter dem Namen Tenochtitlan gegründet. Nur die Trümmer waren es, auf denen Cortez nach einer 75tägigen Belagerung im Jahre 1521 den Triumph seiner Eroberung feiern konnte. Dieser gro-

Mexico

ße Eroberer und noch größere Administrator, was bei weitem mehr sagen will, entwarf den Plan zu einer neuen Stadt, der in der That außerordentlich groß und schön gedacht war, aber nicht ganz ausgeführt wurde; wie denn überhaupt große Ideen großer Menschen, das Schicksal haben in die Hände kleiner Seelen zu fallen. Der Bau der neuen Stadt begann 1524 auf demselben Platze, auf welchem das alte Tenochtitlan stand. Die Verminderung des Seespiegels von Tezcuco legte sie auf trocknes Land. Die Gebäude ruhen auf Pfahlwerken; demungeachtet ist der Boden locker und die größten Gebäude der Stadt senken sich nach und nach. Die Stadt selbst gewährt einen großartigen, einen prächtigen Anblick. Ihre Lage in einem weiten Thale zwischen den Spiegeln der Seen und dem prachtvoll gestalteten Bergwalle gewährt einen um so schönern Anblick, als üppiges Grün die Vorstädte umgibt. Die Straßen sind nach der Schnur gezogen, rechtwinklich sich durchschneidend und meist eine halbe Stunde lang. Die Häuser sind sehr schön, mitunter prachtvoll gebaut, haben meist 2 oder 3 Stockwerke, deren Fenster sich sämtlich nach Balkons hin öffnen, welche der Blumenliebhaberei getreu mit den schönsten Blütengewächsen in Töpfen mannigfaltig geschmückt sind. Die Dächer der Häuser sind flach und bilden mitunter schöngeschmückte Spazirgänge mit großen Hunden als Wächtern besetzt. Die Straßen sind gepflastert und haben schöne breite Trottoirs, in der Nacht werden die Straßen durch eine Menge Reverberen erleuchtet. Viele Paläste und öffentliche Gebäude schmücken die Stadt, viele Kirchen, eine Menge von Klöstern zeichnen sich durch prächtige Bauart und Größe aus, und ihr Metallreichthum zeigt, daß sie in einem Lande gebaut wurden, dessen Boden aus Silber besteht. Die Hauptkirche von Mexico übertrifft an Reichthum alle Kirchen der Welt; das Geländer des Hochaltars, so wie eine kolossale Lampe, in welche zur Reinigung drei Menschen hineinsteigen müssen, sind von massivem Silber mit Löwenköpfen aus reinem Golde verziert. Die Bildsäulen sind aus demselben Metalle mit kostbaren Steinen geschmückt. Die übrigen zahlreichen Kirchen der Stadt prangen mit verhältnißmäßigem Reichthum. Die Stadt hat große Plätze mit Palästen, schönen Brunnen und Bildsäulen geschmückt. Prachtvolle Wasserleitungen des Alterthums würdig führen das Trinkwasser in die Stadt. Man findet zwar wenig Fuß unter der Oberfläche Wasser, aber es ist salzig. Das Trinkwasser wird aus Quellen, die östlich von der Stadt liegen, in diese gelei-

tet. Die eine Quelle liegt auf dem Berge von Chapoltepec, die andere auf dem Cerro de Santa Fe. Die Wasserleitung von Chapoltepec ist 9900 Fuß lang und führt das nicht sehr klare Wasser nach der Südseite in die Vorstädte von Mexico. Besser ist das Wasser, welches von Santa Fe kommt, sich längs der Alameda hinzieht und so in die Stadt gelangt. Diese Wasserleitung hat 30600 Fuß Länge, ein Drittel davon ruht auf prachtvollen Bogen. Die Alt-Mexicaner hatten ebenfalls prächtige Wasserleitungen. Die Kathedralkirche steht auf dem Platze, wo der alte Tempel des Huizilopochtli. Ein kleiner Theil derselben ist im gothischen Style erbaut; das Hauptgebäude hat 2 mit Pilastern und Statuen verzierte Thürme und ist von schöner Anordnung. Der Palast der Regierung, früher Palast des Vizekönigs, ist ein ungeheures prachtvolles Gebäude von einfacher Architektur, welches ursprünglich dem Marquis von Oaxaca und Herzoge von Monteleone, d. i. Cortez zugehörte. An diesen Palast stößt die Münze, ein großes Gebäude, in welchem bereits bei sieben Milliarden Gold und Silber ausgeprägt wurden. Unter den Klöstern, die zahlreich und schöngebaut sind, zeichnet sich das Franziskanerkloster aus, ein prachtvolles, großes Gebäude, von Pedro de Gante, einem Laienbruder, den man für einen natürlichen Sohn Kaiser Karl V. hält, im Jahre 1531 gegründet. Dieser außerordentliche Mensch hat sich den schönen Ruhm erworben, der Schutzgeist der Indianer und ihr Lehrer in europäischen Künsten und nützlichen Handwerken geworden zu sein. Ein großes Hospital, reich dotirt, versorgt 1400 Kinder und alte Leute, ziert aber auch als prächtiges Gebäude die Stadt. Ein schönes Gebäude ist auch die Accordada oder das Gefängniß mit lüftigen gesunden Zellen. Die schöne Bergschule enthält prächtige physikalische Apparate und mechanische, auch naturgeschichtliche Sammlungen von großem Umfange. Weniger schön sind die Gebäude der Universität und öffentlichen Bibliothek, 1551 gestiftet. Die Bibliothek ist wie natürlich schlecht bestellt, obwol 50000 Bände stark; dennoch bemüht sich die neue Regierung auf alle Art, diesen lange unterdrückten Anstalten aufzuhelfen. Die Akademie der schönen Künste enthält eine treffliche Sammlung von Gipsabgüssen; besonders viel verspricht die Malerakademie, da die Indianer für Zeichnung und Kolorit außerordentliches Talent zeigen. Auch eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften wurde 1824 in Mexico gegründet und hat guten Fortgang; man muß es der mexicanischen Re-

gierung nachsagen, daß sie wenigstens guten Willen genug hat, um die frühere traurige Vernachläßigung der öffentlichen Erziehung wieder gut zu machen. Männliche und weibliche Erziehungsanstalten sind in Mexico zahlreich, und jährlich verwilligt der Kongreß bedeutende Summen, um den wissenschaftlichen Anstalten aufzuhelfen. Die Musen lieben jedoch bürgerliche Ruhe und Frieden, der leider noch immer gestört wird, und selbst in diesem Augenblicke die Stadt eine Wiederholung der zweimaligen Plünderung durch loses Gesindel fürchten läßt. Im Norden der Stadt liegt der Hauptspaziergang Alameda genannt, ein schönes weitläufiges, von einem Bach umflossenes Viereck, in dessen Mitte ein schöner Springbrunnen sich befindet, von welchem 8 Alleen sternartig auslaufen. Die Schönen Mexico's erscheinen hier auf unzähligen Wagen von mannigfaltigen phantastischen Formen, die Cigarre im Munde, in ihrem größten Staate, so oft die Schönheit des Abends es zuläßt. Ihre Seladons machen ihnen zu Pferde in prachtvollem Landeskostum die Aufwartung. Die Cigarren begünstigen Verständnisse, da seine eigene Cigarre an der der Auserwählten anzuzünden nichts Verdächtiges ist, und diese Gefälligkeit in ganz Amerika kein Präsident dem niedrigsten Sklaven versagen würde. Indessen stört den angenehmen Eindruck der Alameda der gleich dahinter liegende Quemadero oder ehemalige Verbrennungsplatz der Ketzer und Juden durch die abgeschaffte Inquisition.

Die Sitten in Mexico haben in neuerer Zeit eine große Veränderung erlitten. Man ist viel umgänglicher geworden, oder affektirt es wenigstens zu sein. An wahrer Bildung, die sich im geselligen Umgange offenbart, fehlt es jedoch noch gar zu sehr, und die Pracht, welche in den Häusern der Reichen herrscht, kann diesen Mangel nicht immer verbergen. Die Häuser der Fremden und die Gesellschaften, welche in ihnen sich vereinigen, sind von gutem Einflusse und wirken durch ihr Beispiel um so mehr, da sie täglich häufiger werden. Da die Zwangherrschaft der Spanier und das Mißtrauen, welches alle Klassen der Gesellschaft durchdrang, den geselligen Verkehr so sehr hinderte, so hat sich zur Entschädigung in den spanischen Kolonien eine Spielwuth eingenistet, die alle Begriffe übersteigt, und zur Verschlechterung der Menschen unendlich beiträgt. Die Revolution hat plötzlich alle Bande der Polizei zerrissen, viele tausend Menschen brotlos gemacht, und eine Art Auflösung der Gesellschaft hervorgebracht, die sich sogar im Äußern der Stadt zeigt, da die Gebäude selbst alle in Verfall gerathen und mehre in Trümmern

liegen. Als Sitz der Bundesregierung und Mittelpunkt eines unermeßlichen Binnenhandels, so wie als Hauptstadt eines ungeheuren Staates muß sich jedoch Mexico schnell zu einer der größten und gebildetsten Städte ausbilden, sobald der zerstörenden Gegenwart eine ruhige Zukunft folgt.

Bei Mexico müssen wir noch der schwimmenden Gärten erwähnen, welche in der Landessprache Chinampas heißen; es sind Flöße mit Erde belegt, theils auf dem See umhertreibend, theils fest am Ufer hangend; Bohnen, kleine Erbsen, Kartoffeln, Artischocken nebst einer Menge anderer Gemüse werden darinnen gezogen. Der Rand ist mit Blumen eingefaßt, ohne welche dem Mexicaner nichts gefällt.

Von Denkmälern der Vorwelt ist in Mexico selbst sehr wenig zu sehen. Die Trümmer von den Dämmen und Wasserleitungen verfallen täglich mehr; man bewahrt den Opferstein auf, auf welchem ein Basrelief den Triumph eines mexicanischen Herrschers darstellt, welche Szene lebhaft an ähnliche Vorstellungen auf den ältesten Denkmalen der alten Welt erinnert. Die kolossale Bildsäule der Göttin Teoyaomiki, welche vor kurzem wieder aufgerichtet wurde, genießt noch immer die heimliche Verehrung der Indianer. Im Nordosten der Stadt und des Sees Tezcuco sieht man auf den Hügeln von Teodihuacan die Reste zweier Pyramiden. Sie waren der Sonne und dem Monde geweiht und wurden von den Eingebornen das Haus der Sonne und des Mondes genannt. Die Ebene, auf der sie stehen, heißt Miwatl, die Straße der Todten. Sie sind von mehren Hunderten kleiner Pyramiden umgeben, welche genau von Norden nach Süden und von Osten nach Westen laufende Kreuzstraßen bilden. Von den beiden großen Pyramiden Teocalis ist die eine 55, die andere 44 Meter hoch. Die Basis der ersten hält 208 Meter Länge, die kleinern Pyramiden sind 9 bis 10 Meter hoch, und dienten nach der Sage zum Begräbnisse für Häuptlinge. Die großen Teocalis hatten 4 Hauptabsätze, von denen jeder wieder in kleine Stufen, deren Kanten noch bemerkbar sind, abgetheilt war. Der Kern besteht aus Thon, welcher mit einer dicken Mauer von porösem Mandelsteine begleitet ist. Auf dem Gipfel dieser Teocalis standen die kolossalen Statuen der Sonne und des Mondes mit Goldplatten belegt, welche durch Cortez's Soldaten zerstört wurden. Desgleichen fanden sich auch Altäre für die Opfer. Die ganze Bauart und Einrichtung dieser Teocalis erinnert nicht nur an die Stufenpyramiden von Sakkarah, sondern noch mehr

an den Tempel des Belus oder den babylonischen Thurm. So viel ist gewiß, daß diese beiden Pyramiden zu den ältesten Denkmalen Amerika's gehören, welche den übrigen zum Muster gedient haben. Technisch merkwürdig ist, daß die Treppen, welche auf den Gipfel führten, mit Obsidian belegt waren. Die kleinen Pyramiden anlangend, so ist nicht unwichtig zu bemerken, daß auch auf dem Kirchhofe zu Memphis die Pyramiden von Dschisch mit dergleichen umgeben waren.

Cuyoacan ist ein großes Dorf südwestlich von Mexico mit einem Nonnenkloster, dem Cortez seine Asche zur Aufbewahrung vermacht hatte. Diese Klausel wurde indessen nicht erfüllt, und der Leichnam dieses großen Mannes wurde erst in neuerer Zeit aus Spanien nach Mexico transportirt, und daselbst mit großer Feierlichkeit beigesetzt. — Tezcuco war einst im alten Mexico eine sehr wichtige Stadt, zählt aber jetzt nur 5000 Einw. In der Nähe der Stadt liegt eine Kapelle, in welcher sich ein altes aztekisches Gemälde befindet. In den Umgebungen dieser Stadt liegen die Ruinen der alten Stadt, welche bei weitem größer und prächtiger als die neue war. An den Thoren der Stadt angekommen sieht man zur Rechten jene Pyramiden, die bei den Mexicanern Teocali hießen, und wahrscheinlich befestigte Tempel waren, die zugleich als Grabstätten dienten. An sie reihen sich die Trümmer der ehemaligen Befestigungen, Tempel und Paläste, welche für die einstige Größe dieser Stadt zeugen. Sie war eine der wichtigsten im Alterthume, der Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften Mexico's, der Wohnsitz der Gelehrsamkeit, wo die Geschichtschreiber, Dichter, Redner und Künstler ihre Heimat hatten. Die Trümmer des Palastes der ehemaligen Kaziken von Tezcuco übersteigen alle Erwartungen, die man sich von der Bildung der alten Völker dieses Landes bildet. Ihr Palast war ein Viereck von 12000 Fuß, auf Terrassen errichtet, die eine über die andere sich erhoben und zu denen man auf Stufen hinaufstieg. Der Palast war von 5 Fuß langen und halb so dicken Werkstücken, aus Basalt erbaut, die trefflich behauen und polirt waren. Die Terrassen waren mit einem Cement bekleidet, welches mit dem an alten römischen Bauten verglichen werden muß. Zwei englische Meilen von Tezcuco liegt das Bad des Montezuma, ein schönes Bassin 12 Fuß lang und 8 Fuß breit, in dessen Mitte eine vier Fuß tiefe Quelle das Bassin mit Wasser füllt. Ein Vorsprung von 6″ Höhe umgibt das Bassin und auf diesem erhebt sich ein dritthalb Fuß hoher thronartiger Sitz. Man steigt

auf Stufen in das Bassin hinab, welches mit mathematischer Genauigkeit in den harten Porphyrfelsen gehauen und vortrefflich polirt ist. Von diesem Bade aus genießt man eine der prachtvollsten Aussichten des Sees von Tezcuco; die 7 Stunden weit entfernte Hauptstadt Mexico mit dem schönsten Theile des gleichnamigen Thales und einem majestätischen Hintergrunde übersieht man mit einem Blicke. Etwas tiefer liegt eine Cisterne, welche den Palast mit Wasser versorgte. Der ganze Berg war einst mit Palästen, Tempeln, Bädern und Gärten bedeckt. Alles dieses ist jedoch nur der Anfang der hiesigen Merkwürdigkeiten; der ganze Berg ist bis zu seiner Höhe mit gehauenen Grotten angefüllt, in welche man auf Stufen hinabsteigt und die überall an Egypten erinnern und das Dasein eines gebildeten Volkes erweisen, welches lange vor der Eroberung durch die Spanier, diese Gegenden besessen hat. Wie man sich denn überhaupt bei genauer Erforschung des Landes überzeugt, daß die glänzenden Schilderungen, welche die Spanier von der Pracht, dem Glanze und der Bevölkerung des alten mexicanischen Reiches machen, durchaus nicht übertrieben sind. Um so mehr ist es aber zu bedauern, daß der blinde Eifer des ersten Bischofs von Mexico so viel möglich alle Denkmäler zerstören ließ, so wie alle Bibliotheken, kostbare Manuskripte und hieroglyphische Schriften der Azteken aufhäufte und trotz der Verzweiflung des Volks der Flamme preisgab. Tacubaya, westlich von der Hauptstadt in einer reichen Umgegend, zeichnet sich durch eine schöne Pflanzung von Olivenbäumen aus, und versieht die Hauptstadt mit Korn, Früchten und Fleisch. Zumpango hat große Agavepflanzungen, zieht viele Maulthiere und Mais. Chalco ist ein großes Dorf mit 3000 Einw., in dem jeden Freitag ein sehr besuchter Wochenmarkt gehalten wird. Das Dorf liegt am See gleichen Namens in einer äußerst fruchtbaren und romantischen Gegend, in welche der Izztaccihuatl mit seinem grauen Haupte hineinsieht. Das Gebirge ist reich an Silberminen, noch reicher das Flachland an Korn und Mais.

Cuernavacca, das alte Guauhuahuac, unter einem gemäßigten, äußerst angenehmen und für die Kultur der europäischen Fruchtbäume höchst geeigneten Klima, 1655 Meter über dem Meere. Südlich davon an der Heerstraße von Acapulco liegt das berühmte militärische Denkmal von Xochicalco, oder das Haus der Blumen. Dieser Hügel von Xochicalco hat 170 Meter Höhe und besteht aus einer Fel-

senmasse, dem die Hand des Menschen eine regelmäßige konische Form gegeben hat und in fünf mit Mauerwerk bedeckte Absätze oder Terrassen abgetheilt ist. Jeder dieser Absätze hat ungefähr 20 Meter Höhe, sie werden gegen den Gipfel schmäler wie an den Pyramiden, ein tiefer breiter Graben umgibt das Monument und die ganze Verschanzung hat über 4000 Meter Umfang. Der Gipfel des Hügels besteht aus einer länglichen Plattform, 72 Meter breit und 86 Meter lang, mit einer 6 Fuß hohen Brustwehr aus gehauenen Steinen umgeben. In der Mitte finden sich die Reste eines Teocali von fünf Absätzen und 20 Meter Höhe. Die Steine dieses Monuments werden wegen ihrer Politur und genauen Bearbeitung gerühmt; die Wände sind mit Basreliefs bekleidet. Jede Figur nimmt mehre Steine zugleich ein, was auf die Vermuthung führt, daß sie in egyptischer Manier und wie auf den Mauern von Persepolis erst nach Vollendung des Gebäudes eingehauen wurden. Man bemerkt wasserspeiende Krokodilköpfe und Menschen, die nach Weise der Asiaten mit untergekreuzten Beinen sitzen. Es ist bemerkenswerth, daß sich Krokodile nur in den Flüssen der heißen Zone befinden, und man hier ehe Figuren des Landes, als diese fremden Geschöpfe vermuthet hätte. Die Verschanzungen, die Brustwehr, die große Anzahl der Gemächer, welche auf der Nordseite eingehauen sind, lassen hier ein militärisches Monument vermuthen, ähnlich den asiatischen Festungen, die wir in den Feldzügen der Pharaone auf den Monumenten Egyptens abgebildet finden. Wahrscheinlich waren es befestigte Tempel, denn auch die Tempel zu Tenochtitlan waren Waffenhäuser und befestigt. So auch die Tempel Asiens, dann das Baal Berith zu Sichem in Kanaan. Die Einwohner des benachbarten Dorfes Tetlamah besitzen eine vor Ankunft der Spanier verfertigte Karte, welche auf derselben Stelle, wo das Monument steht, zwei streitende Krieger enthält. Auch fand man vor 50 Jahren in der Nähe dieses Monuments einen Stein, auf dem ein Adler einen Sklaven zerfleischt, wahrscheinlich ein Siegesmonument. — Real de Monte, berühmt durch seine reichen Bergwerke und die mineralischen Wasser von Totonilco. — Bei Regla findet sich jener Wasserfall, welcher über jene prachtvolle Basaltorgel herabstürzt, die lebhaft an die Basaltgrotte auf Staffa erinnert. Die Basaltprismen sind völlig senkrecht gestellt und liefern einen Beweis, daß die Konstruktion der Erdrinde sich überall gleich ist. Sie zeigen dieselben Formen von 5- bis 6seitigen Säulen,

die wir in Ungarn, Schottland und Italien wiederfinden. — Lerma ist eine Stadt an der Heerstraße von Toluca, von 4000 Einw., merkwürdig in der Geschichte Mexico's durch den Sieg des Rebellen Hidalgo über die königlichen Truppen. — Toluca, das alte Tolocan, liegt im kalten Thale von Toluca, 8100 Fuß über der Meeresfläche, hat reiche Silberminen in der Nähe, und ist von den reichsten Agavepflanzungen des Staates umgeben. Ein Gnadenbild in der Pfarrkirche zieht viele Pilger dahin. — Tasco, 18° 33′ Br., 278° 3′ Länge, 2350 Fuß über dem Meere. Sie ist eine der reichsten Bergstädte, hat bei 3000 Einw. und ein Bergamt, welches über alle umliegenden Silber-, Zinn- und Bleiminen die Aufsicht führt. Die Mine von Tehuliloteped ist die reichste. Die schöne Parrochialkirche wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem Franzosen Joseph de Laborde erbaut und dotirt. Er hatte in dem Bergbau ungeheure Reichthümer gewonnen, und verwendete allein auf den Bau der Kirche zwei Millionen Franken. Eine prächtige Sonne reich mit Diamanten geschmückt schenkte er dem Tabernakel derselben Kirche. Er gerieth später in die äußerste Armuth und erhielt vom Bischofe die Erlaubniß, die Sonne an die Hauptkirche zu Mexico zu seinem Vortheile zu verkaufen. Mit dem Erlöse wurde er aufs Neue reich und hinterließ seiner Familie ein sehr bedeutendes Vermögen. — Südwestlich von Toluca liegt Zultepec mit sehr reichen Bergwerken, wegen welcher man den ganzen Distrikt la Plata nennt. — Tixtlan mit 3000 Einw. liegt in einer sehr gesunden Gegend, wohin sich gewöhnlich die vornehme Welt von Acapulco während der bösen Jahrszeit flüchtet.

Acapulco, 16° 15′ 29″ Br. und 277° 48′ Länge, eine kleine Stadt mit 400 niedrigen Häusern, von ungefähr 2000 Chinesen, Negern und Mulatten bewohnt, an einer Bucht des Australozeans. Es ist der einzige gute Hafen, welchen Mexico am stillen Meere besitzt, und war früher äußerst lebhaft durch den Handel, welchen die Manillaregisterschiffe hier trieben, und gegen chinesische Waaren Silber einhandelten. Das Klima in diesem Hafen ist äußerst ungesund; der ungeheure Granitfels, in welchem der Hafen durch die Natur gebildet ist, und an den sich die Stadt lehnt, wirft die Sonnenstrahlen zurück und verursacht eine entsetzliche Hitze, in welcher nur Chinesen und Neger ein ununterbrochenes Schwitzbad einzunehmen geeignet sind. In neuerer Zeit hat man den Fels mittelst eines Stollen durchbrochen um den Seewinden den Zugang zu verschaffen. Dieser

Stollen heißt Abra de San Nicolas und gewährt einige Erleichterung. Das Fort San Diego schützt die offne Stadt gegen Überrumplung und vor der Einfahrt liegt die kleine Insel El Gruo. Eine Reihe von Dörfern, nur schwach bewohnt, liegt an der Küste gegen Norden hin, das nördlichste ist Zatcatula, an der Mündung des Flusses gleichen Namens, mit einem kleinen Hafen und 150 Einw. Wir bemerken noch, daß alle Orte und Städte, welche in dieser Schilderung genannt sind und noch in Zukunft werden, als Hauptorte einzelner Provinzen zu betrachten sind, zu welchem allezeit ein verhältnißmäßiges Gebiet, mehr oder minder bevölkert, gehört. Indessen enthält auch der Staat von Mexico noch viele öde und unangebaute Strecken und ist weit entfernt denjenigen Grad von Wohlstand erreicht zu haben, welchen Cortez vorfand und mit Begeisterung schildert. Ja selbst die natürliche Beschaffenheit hat sich verschlimmert durch die Unwissenheit und Unbesonnenheit der Eroberer, und die Unruhen der neuesten Zeit, so glückliche Folgen sie in der Zukunft haben mögen, wirkten bis jetzt auf den Flor des Landes höchst nachtheilig ein. Man hat die prachtvollen Wälder, welche einst das Thal von Tenochtitlan zierten, zur Erbauung von Mexico und zum Bedürfnisse der Bergwerke niedergehauen, ohne neue zu pflanzen. Die Spanier sind überhaupt unempfänglich für den Reiz lieblich bekleideter Landschaften, und haben daher alles angewandt, um das schöne Plateau von Anahuac, dem von Madrid ähnlich zu machen. Die schlechtberechnete Entwässerung vollendete das Unheil, und so reizend sich das Land von einem Thurme von Mexico herab ausnimmt, so traurig und öde stellt es sich dem Ankömmling dar. Wer daher von Veracruz über den prachtvollen Cordillerenabhang von Xalappa nach dem Thale von Mexico reist, wird von dem Anblicke der öden Wüste und starren, kahlen Bergformen unangenehm überrascht. Die salzigen Steppen erinnern ihn an die Hochwüsten Asiens, unbehaglich durchzieht er sie, bis ihn die prächtigste Stadt Amerika's, das schöne Mexico aufnimmt.

9) Der Staat Queretaro.

Dieser Staat machte früher einen Theil der Intendanz von Mexico aus und erstreckt sich von 19° 40′ bis 20° 53′ nördl. Br. und 276° 59′ bis 279° 31′ östl. Länge. St. Luis Potosi, Veracruz, Puebla, Mexico, Mechoacan und Guanaxuato bilden ringsum seine Grenzen. Er hat ein Areal von 700 Quadratmeilen mit etwa einer halben Million Einwohner. Der Staat Queretaro liegt ebenfalls auf dem Cen-

tralplateau von Mexico, besteht daher aus lauter Hochebenen, die 5- bis 6000 Fuß absolute Höhe haben. Die Hochebene von Actopan macht seinen östlichen Theil aus, die von Tula liegt im Süden, die von Queretaro in Westen. Der Rio Tula durchströmt dieses Gebirgsland, dessen Berge jedoch nicht über 8000 Fuß absolute Höhe ansteigen. Mittelst des Rio Tula, der auch Montezuma heißt, und der unterirdischen Gallerie Desague hat es eine Wasserverbindung mit Mexico. Der Rio Tula fällt in den Panuco, so daß, hätte Tampico einen guten Hafen, eine unmittelbare Wasserleitung zwischen den Staaten Queretaro und Mexico und dem Meerbusen hergestellt werden könnte. Dem Klima nach gehört der Staat zu den Tieras templadas. Die Winter sind sehr gelinde wie in Neapel; die Sommer jedoch nicht so heiß, da das Thermometer im Schatten sich selten über 24 Centigrade erhebt. Deswegen eignet sich der Boden nicht wol für eine üppige Tropenvegetation, desto besser aber für unsere Cerealien. Im Thale Actopan gedeiht auch Baumwolle. Im Ganzen ist das Land kahl, die schönen Wälder werden zum Bergbau verbraucht, und die Spanier pflanzen keine Wälder. Queretaro liefert die schönsten Pferde der Bundesrepublik. Schaf- und Schweinezucht ist besonders blühend, und ihre Herden bedecken die Abhänge der Berge. Der Staat Queretaro gehört zu den metallreichsten Gegenden der Erde. Die unermeßlich reichen Minen von Zimapan und El Doctor gehören ihm an. Silber, Kupfer, Blei und Eisen sind im Überfluß vorhanden; überdies sind auch andere kostbare Mineralien, als Marmor, Jaspis u. dgl. in Fülle zu finden. Im Ganzen theilt Queretaro sowol physische Beschaffenheit als Industrie mit Mexico, mit welchem es auch im innigsten Verkehr steht. Die Einwohner sind größtentheils Indianer von der Nation der Otomiten und Chichimeken.

Wir bemerken hier die Hauptstadt Queretaro unter 20° 38′ nördl. Br., 277° 23′ Länge. Diese Stadt liegt in einem reichen, wohlbewässerten Thale, lachende Pflanzungen und prachtvolle Fruchtgärten bedecken das ganze Thal, in dem sich die prächtig gebaute Stadt mit 2000 vorzüglich schönen Häusern und 40000 Einw. erhebt. Drei große öffentliche Plätze bilden eben so viele Sterne mit ihren geraden Straßen, die strahlenförmig von ihnen auslaufen. Zwei prachtvolle Pfarrkirchen schmücken die Stadt, in der sich auch 10 Klöster befinden. Die Pfarrkirche von unserer lieben Frau zu Guadeloupe ist die reichste im ganzen Staatenbunde und enthält unter andern

einen massivsilbernen Altar. Queretaro ernährt 85 Weltgeistliche, 181 Mönche und 143 Nonnen. Unter den Merkwürdigkeiten muß auch noch die Wasserleitung, welche auf 40 Bögen ruht und der Stadt das Trinkwasser zuführt, genannt werden. Diese Stadt hat in der Revolution weniger als die übrigen gelitten; daher auch ihre Industrie weniger zerstört wurde. Es finden sich hier bedeutende Manufakturen in Baumwolle, Leder und Metall. Südwestlich davon liegt der kleine Bergort Juan del Rey, von Wein- und Fruchtgärten umgeben, in denen auch die köstliche Annone gezogen wird. El Doctor ist weltberühmt durch seine reichen Silbergruben. — Zimapan unter 20° 45′ Br. und 278° 54′ Länge ist eine sehr volkreiche Bergstadt mit reichen Silbergruben und 6000 Einw. Die Hauptgrube heißt Lomo de Toro. Das Silber hat den Vortheil aus Bleierzen gezogen zu werden, wodurch die Amalgamation erspart wird. — Etwas südlicher liegt Mextitlan, wovon das ganze von der Sierra Madre umgebene Thal den Namen führt. Mextitlan ist eine sehr volkreiche Stadt mit reicher Umgebung, theilnehmend an dem Bergbaue, der im ganzen Lande blüht. — Actopan im Thale gleichen Namens enthält bei 12000 Einw. und ist von einem trefflich angebauten Lande mit volkreichen Ortschaften umgeben. Die mexicanische Nachtigall hat hier ihre Heimat. — Pachuca ist nächst Tasco die älteste Bergstadt des Bundes, von mehr als tausend Minen umgeben, unter denen die von la Trinidad allein in 10 Jahren 80,000000 R. Ausbeute lieferte. — Die Stadt Tula liegt unter 19° 57′ Br. und 278° 13′ Länge in einem reizenden Thale, wo der Kanal von Mexico in den Tula tritt, der Verkehr ist daher lebhaft. — Cadereita liegt am Fuße der wilden Sierra Gorda zwischen den Flüßchen Silla und Sta. Lucia. Diese Sierra ist merkwürdig wegen der Pamesindianer, die den Mainotten Griechenlands gleich ununterjocht und ihrer alten Religion getreu in den Klüften der Berge hausen. Übrigens macht der Bergbau im Vereine mit Ackerbau und Viehzucht diesen Staat zu einem der blühendsten der Union, und ein großer Theil der in letzten Zeiten auf den mexicanischen Bergbau verwendeten europäischen Kapitalien kam ihm zu gute.

10) Mechoacan.

Dieser Staat machte früher, nebst dem nun von ihm getrennten Staate von Guanaxuato, die Intendanz von Valladolid aus und war im Alterthume ein eigenes Königreich,

das sich von Mexico unabhängig erhielt. 1524 wurde es von den Spaniern erobert, welche die Stadt Valladolid erbauten. Indessen behielt das Land seinen alten Namen und wurde in der neuesten Zeit wieder gesetzlich hergestellt. Dieser Staat dehnt sich von 17° 18′ bis 18° 39′ nördl. Br. aus unter 273° 25′ bis 277° 45′ östl. Länge. Guanaxuato, Queretaro, Mexico und Xalisco nebst dem Australozean umgrenzen seine 1250 Quadratm. große Oberfläche. Dieser schöne Staat nimmt einen Theil des westlichen Abhangs der Cordillere von Anahuac ein. Obwol unter der heißen Zone gelegen, gehört dieser doch nur der westliche Theil an den Küsten des Ozeans an, von denen es sich über schöne, gemäßigte Terrassen, die den in der heißen Zone so seltenen Anblick wohlbewässerter Wiesen reichlich gewähren, bis in die kalte Region der Tieras frias ausdehnt. Auch dieses Land ist ein sehr gesundes malerisches Bergland, von schöngeformten Hügeln, mitunter auch steilen Gebirgen durchzogen; nur unterhalb dem Plateau von Ario an den Küsten sind die Bewohner dem Faul- und Wechselfieber unterworfen. Das Land ist außerordentlich fruchtbar, besteht in seinem westlichen Theile aus vulkanischem Boden; ist ziemlich wohlbewässert, da es außer dem Rio San Jago, welcher die Nordostgrenze bildet, von unzähligen Bächen und Küstenflüssen durchfurcht wird. Der höhere Theil des Landes gibt alle Erzeugnisse der gemäßigten Zone, der niedere die Gaben der Tropenländer, wie denn überhaupt in Bezug auf Erzeugnisse, Kultur und Industrie diese Staaten so ziemlich auf gleicher Stufe stehen. Reiche Bergwerke von Angangueo, Jaguaran, Zitaquaro, Tlalpujahua u. s. w. tragen zur Beförderung des Kunstfleißes und der Industrie wesentlich bei, wie denn überhaupt kein Industriezweig mehr geeignet ist, Kunstfleiß und Industrie aufzuregen als der Bergbau, abgesehen davon, daß erzreiche Länder schon durch ihren Naturcharakter den Geist des Menschen aufzuregen geeignet sind. Dieses ist vorzüglich der Fall bei dem Staate von Mechoacan, der alles in sich vereinigt, was dazu gehört, um einen großartigen Schauplatz der Naturkräfte zu vollenden. Wir treffen hier zum erstenmal in Amerika auf einen unruhigen Boden, den sein Bewohner nur mit Mißtrauen betreten kann; Erdbeben sind zwar auch in den übrigen Theilen des mericanischen Staatenbundes häufig, aber nicht verderblich. In Mechoacan zeigen jedoch die unterirdischen Gewalten, daß sie nicht schlummern, sondern gegen die angenommene Meinung, selbst weit von der See landeinwärts und fern

von jedem vulkanischen Herde, nach vielleicht Jahrtausend langem Schlummer plötzlich wieder hervorbrechen können. Der Vulkan Tancitaro ist die höchste Spitze des Staats und höher als der Colima; seine Umgebung ist höchst malerisch, er wird öfter von Schnee bedeckt. Unter ihm dehnen sich gegen Osten hin die Hügel von Aguasarco aus, an welche sich die Ebenen von Taipa und Petatlan unmittelbar anschließen, die durch ihren Baumwollenbau berühmt sind. Zwischen den Picachos del Mortero, den Cerro de las Cuelas und de Cuiche hat diese Ebene nur 2200 bis 2400 Fuß absolute Höhe. Ein weiter Erdstrich dehnt sich aus, eine Felsenkuppel aus über Grünstein gelegtem Porphyr; Basaltkegel erheben sich ringsum auf dieser unermeßlichen Hochfläche; Eichen mit lorbeer- und olivenähnlichen Blättern nebst kleinen Fächerpalmen schmücken ihre Gipfel, und schauen wunderlieblich in die Feuerfelder hinein. Diese Felder waren jedoch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts von schönen Flüssen durchströmt und mit reichen Zucker- und Indigopflanzungen bedeckt. Es war am 19. September 1759, als sich in der Nacht plötzlich alles veränderte. Die Bewohner des Pachthofes von San Pedro de Jorullo, des größten und reichsten des Landes, wurden schon im Juni desselben Jahres von einem furchtbaren unterirdischen Getöse und Brüllen erschreckt, häufige Erdstöße folgten auf einander, und diese furchtbare Naturerscheinung dauerte durch volle zwei Monate. Anfang September schien alles eine vollkommene Ruhe anzuzeigen, als ein fürchterliches unterirdisches Getöse in der Nacht vom 28. auf den 29. September die Bewohner der Hacienda in größter Bestürzung in die Gebirge vertrieb. Es schien sich der Kampf des Erzengels Michael mit den Geistern der Unterwelt erneuert zu haben. Ein Landstrich von 4 Quadratm. Umfang, den man jetzt Malpays nennt, schwellte sich in der Form einer Blase auf, deren Rand man noch heutzutage genau erkennt. Diese Erdblase hatte an ihrem Rande 36 Fuß Höhe über die alte Fläche; sie stieg jedoch gegen die Mitte zu allmälig bis auf 480 Fuß gewölbförmig an. Diejenigen, welche Augenzeugen dieser Katastrophe gewesen sind, versichern, daß auf einer Ausdehnung von mehr als einer halben Quadratmeile die Flammen hervorbrachen, glühende Felsstücke auf eine ungeheure Höhe emporgeschleudert wurden, die ganze Erde dem bewegten Meere glich; die Flüsse Cuitimba und San Pedro wurden verschlungen; als ob sie Öl gewesen wären, fachten sie die Flammen noch furchtbarer an, so daß sie sogar in der Stadt

Pascuaro, die 4200 Fuß höher als die Ebene von Jorullo liegt, gesehen wurden. Furchtbare Eruptionen von Schlamm- und Thonschichten fanden statt; es bildeten sich mehre tausend kleine, nur 6 bis 9 Fuß hohe Vulkankegel, welche die Eingebornen Öfen *(Hormitos)* nennen. Aus diesen Kegeln steigen auch jetzt noch heiße Wasserdämpfe und ein dicker Rauch bis 40 und mehr Fuß Höhe empor. Man vernimmt in ihrem Innern ein unterirdisches Knistern, welches das Dasein siedender Flüssigkeiten verräth. Inmitten dieser Miniaturvulkane sind sechs große Erdhaufen in einer Reihe von Nordnordost nach Südsüdwest aufgestiegen. Der höchste darunter ist der große Vulkan von Jorullo, er steht beständig in Flammen und hat auf der Nordseite eine ungeheure Masse Schlacken und Basaltmassen ausgeworfen, die viele Trümmer von Urfelsen enthalten. Bis 1760 dauerten die furchtbaren Eruptionen fort, seit dieser Zeit sind sie etwas seltener geworden. Indessen gehört der Jorullo noch immer unter die thätigsten Vulkane. Die Eruptionen sind so gewaltig, daß die Asche oft bis Mexico geworfen wird, ja selbst die Häuser des 48 Meilen weit entfernten Queretaro bedeckt. Mehre Jahre lang nach der ersten Eruption waren die Ebenen von Jorullo der großen Hitze wegen unbewohnbar, die zwei Flüsse, welche früher die Pflanzungen benetzten, sind verschwunden; dafür sieht man etwas westlicher zwei Flüsse aus dem aufgetriebenen Boden sich als warme mineralische Quellen ergießen, in denen der Thermometer auf 52,7 Centigrade steigt. Man hat ihnen die alten Namen San Pedro und Cuitimba gelassen, weil man an mehren Stellen des Malpays große Wassermassen von Osten nach Westen unterirdisch fließen zu hören glaubt. Bei der Hacienda de la Presentacion befindet sich ein Bach, der geschwefelten Wasserstoff absetzt. Er ist 7 Meter breit und mithin die reichste Schwefelquelle, welche man kennt. Merkwürdig ist, daß der Jorullo genau in der Vulkanreihe liegt, welcher auch die übrigen Vulkane Mexico's angehören. Es scheint, daß sie alle dem Erdspalte angehören, der von den Antillen herüber durch Mexico, die Sandwichinseln bis nach Japan hinübergreift. Es ist dieses ein handgreiflicher Beleg für das Dasein des belebenden Centralfeuers unsers Planeten. Die Linie vom Vulkane Orizava über die Vulkane von Puebla, Toluca, Tancitaro, Jorullo und Colima durchschneidet beinahe rechtwinklich die große Vulkanlinie der Cordilleren. Eine genauere Beobachtung aller Phänomene würde den Zusammenhang mit

den Vulkanen der Sandwichinseln und der asiatischen Vulkane außer Zweifel setzen.

Der Staat von Mechoacan wird von ungefähr 300000 Menschen bewohnt, von denen $\frac{2}{3}$ den Indianernationen der Tarascen, Otomiten und Chichimeken angehören. Die Tarascen sind durch ihre milden Sitten, ihre Kunstfertigkeiten und ihre schöne vokalreiche Sprache berühmt. Sie verfertigen noch jetzt jene schönen Federmosaiken, die wir in unsern Museen bewundern und zu denen die bunten und zahlreichen Gevögel dieses Staats das Material liefern. Im Jahre 1786 und 1790 war große Hungersnoth im Lande, welche der ehrwürdige Bischof von Valladolid durch 50000 Fanegas Mais, die er zu hohen Preisen ankaufte, auf wahrhaft apostolische Weise milderte und dadurch der Entvölkerung des Staats vorbeugte.

Die Hauptstadt von Mechoacan ist Valladolid, Sitz der Regierung und eines Bischofs, im Genusse eines ewigen Frühlings und auf einer Höhe von 5850 Fuß über dem Meere. Merkwürdig ist, daß man in den Straßen von Valladolid bei heftigem Nordwinde schon Schnee fallen sah. Der eben erwähnte Bischof Fray Antonio de San Miguel versorgte die Stadt mit einer prächtigen Wasserleitung, die ihm eine halbe Million Franken kostete. Dieser apostolische Mann verstand die Kunst, den Neid über sein großes bischöfliches Einkommen verstummen zu machen, indem er es als ein anvertrautes Gut betrachtete, welches durch weise Anwendung der Segen seiner Herde und nicht seiner Nepoten sein sollte. Dieser Bischof hat sich außerdem durch seine Denkschriften an die Regierung über eine zweckmäßigere Verwaltung des Landes unsterbliche Verdienste erworben, die noch größer gewesen sein würden, wenn sie befolgt worden wären. Valladolid zählt 25000 Einw. Die Stadt hat ein Seminar, welches das berühmteste der Union ist. Pascuaro ist eine sehr schöne Stadt mit 6000 Seelen, die sich äußerst malerisch an den Ufern eines pittoresken Sees gleichen Namens erhebt. Die Schönheit wird durch einen prachtvollen Hintergrund von reizenden Bergen und das in der Mitte des Sees auf einer kleinen Insel liegende Dorf Janicho vollendet. Wir müssen hier eines zweiten verdienten Prälaten gedenken, dessen Asche von den Indianern mit einer religiösen Ehrfurcht aufbewahrt wird, die jede Heiligsprechung übertrifft. Es ist der ehrwürdige Vasco de Quiroga, erster Bischof von Mechoacan, der 1756 im Dorfe Uruapa ge-

ſtorben iſt. Die Indianer nennen ihn noch heute Tata Don Vasco, d. i. der Vater Vasco. Er nahm die taraskiſchen Indianer unter ſeinen Schutz, erlaubte den Spaniern durchaus keine Unterdrückung, nicht einmal die Anſiedlung unter ihnen, feuerte ihre Induſtrie an, ſchrieb mit erleuchteter Umſicht jedem Dorfe einen ihm angemeſſenen Erwerbszweig vor, welcher Anordnung ſie auch jetzt noch ihren Wohlſtand verdanken. Die Stadt liegt 6600′ über dem Meere. — Zamora, iſt ein Städtchen in einem von dichten Wäldern umgebenen Thale. Tzintzontzan oder Huitzitzitla iſt die alte Hauptſtadt von Mechoacan mit noch unerforſchten Trümmern alter Herrlichkeit und 5200 Einw. Marawatio liegt in dem Thale von Lerma und iſt merkwürdig durch jene berühmte Schlacht zwiſchen den Chichimeken und Spaniern, deren Ausgang die letztern zu Herren von Mechoacan machte. Zinagua und Ario ſind zwei Dörfer, unter denen die phlegräiſchen Felder des Jorullo liegen. Xiquilpan, Tirapa und Xalla gehören den Küſten an, ſind aber unbedeutende Örter in einer ungeſunden Lage.

11) Der Staat Xaliſco.

Am nordweſtlichen Abhange der Cordillere von Anahuac liegt der Staat Xaliſco zwiſchen 18° 53′ bis 23° 55′ nördl. Br. und 271° 15′ bis 276° 15′ öſtl. Länge, zwiſchen Chihuahua, Zacatecas, Guanaxuato, Valladolid, dem Auſtralozeane und Sonora, 3467 Quadratmeilen groß, mit einer Bevölkerung von 800000 Seelen, größtentheils Indianern. Dieſer Staat, zweimal ſo groß als das Königreich Portugal, wird von O. nach W. vom Rio St. Jago durchſchnitten; ein ſehr bedeutender Fluß, der durch den See von Chapala geht, und weit hinauf ſchiffbar iſt. Der öſtliche Theil dieſer Provinz nimmt den weſtlichen Abhang und das Plateau von Anahuac ein. Von den heißen Küſtenſtrichen erhebt ſich das Land bis in die kalten Cordilleren, iſt nach Beſchaffenheit ſeiner Lage außerordentlich fruchtbar an Weizen, Mais, Baumwolle und Kochenille. Auch der Bergbau iſt nicht unergibig. Prachtvolle Herden bedecken die Ebenen, und an den Küſten wird außerordentlich viel Salz gewonnen. Vor der Revolution wurde der Ertrag des Feldbaues auf 5 Millionen, der der Induſtrie auf 6 Millionen und der des Bergbaues auf 66,000000 Gulden angeſchlagen. Ein außerordentlich reicher Staat, dem ſeine guten Hafen, ſeine köſtlichen Küſtenwälder, ſeine Schätze, die der Anbau des

Bodens verspricht, und seine kaum noch eröffneten Minen eine blühende Zukunft verheißen. Der Staat ist durchaus gesund, nur die waldigen Küsten hauchen Miasmen aus, die höchstens ein Neger und Mulatte ertragen kann. Die Indianer gehören zu den Nationen der Katzkanen, Guachichillen und Cumaren, eine sanfte aber wenig industriöse Menschenart, die keinen Bischof Quiroga zum Vater hatte.

Hauptstadt ist Guadalaxara, eine schöne, große Stadt, die ihren Reichthum dem unermeßlich reichen Bergbau verdankt, der in ihrer Umgegend blüht. Sie gibt an Schönheit Mexico wenig nach und ihr zunehmender Wohlstand rechtfertigt den Stolz, mit welchem sie sich als die zweite Stadt der Union betrachtet. Sie hat über 60000 Einw., eine Universität, einen Bischof, reiche und prachtvolle Kirchen und Klöster und prachtvolle Gebäude, übrigens eine etwas schwierige Bürgerschaft, die zur Zeit der spanischen Verwaltung allezeit eine sichere und feste Stütze der Insurgenten war, und bei der Vertreibung der Spanier ein nicht geringes Gewicht in die Wagschale der Entscheidung legte. 1803 hatte sie nur erst 20000 Bewohner. Eine schöne Umgebung erheitert das Leben, eine Menge kleiner Flüsse aus den umliegenden Bergen bewässern die schöne Ebene. Gute Wasserleitungen versorgen die Stadt mit Trinkwasser. Sie liegt unter 21° 8′ nördl. Br. und 274° 29′ L. 1531 wurde sie von Nuño Gusman am rechten Ufer des St. Jago erbaut.— Tequila, Maria del' Oro sind Städte am linken Ufer des St. Jago. Tepic liegt am heißen Strande; St. Blas ist der Hafen von Tepic, an der Ausmündung des St. Jago, sehr ungesund gelegen. Indessen hat St. Blas den Vortheil von Acapulco, daß hinlängliches Bauholz für Schiffswerfte vorhanden ist, indem die köstlichsten Urwaldungen die Küste bedecken. Der Hafen liegt auf einer Insel oder dem Delta des Rio St. Jago unter 21° 32′ nördl. Br. und 272° 14′ L. Er ist bei weitem besser als der von Acapulco, tief, geräumig und vor Winden geschützt; deswegen auch der Mittelpunkt der mexicanischen Seemacht am Australozean, aber äußerst ungesund; die Behörden flüchten sich daher in der bösen Jahrszeit nach Tepic. St. Blas hat etwa 3000 Einw. Xalisco ist ein Dorf mit den Resten der einstigen Hauptstadt. —Compostela, am Abhange der Cordilleren in einer sehr heißen Gegend, eine Zeitlang die Hauptstadt des Staats, jetzt aber verlassen und nur von Negern und Mulatten bewohnt, wegen der Ungesundheit des Klima. Die Lage ist indessen schön; mit Pal-

menwäldern geschmückt und voll reicher Silberminen. Aguas calientes, deren heiße Quellen der Name anzeigt, eine kleine sehr bevölkerte Stadt mit 7000 Einw. Lagos liegt im nördlichen Theile des Staats und südlich von Aguas calientes auf einer Hochebene, reich an Weizen und europäischen Gemüsen. Der ganze große Staat enthält nur zwei Städte, vier Flecken und ungefähr 250 Dörfer; reiche und berühmte Bergwerke sind die von Bolannos, Assientos de Ibara und Tepic. Dem Hafen St. Blas gegenüber liegen die Marias, eine Gruppe von 3 unbewohnten Inseln. Eine weiter entlegene Inselgruppe im Australozean ist die von Revilla Gigedo zwischen 18 bis 20° nördl. Br. und 266 bis 268° östl. L. Es sind drei Eilande, Socoro in S., Benedicto in O. und Rocopartido in W. für den Robben- und Schildkrötenfang merkwürdig. Noch weiter westlich, schon ziemlich tief im Ozean liegt die kleine Insel Santa Rosa.

12) Das Gebiet Colima.

Dieses Gebiet hat sich 1824 vom Staate abgesondert und nimmt den südlichen Theil des Staates von Xalisco ein, also daß die Grenzlinien durch den See Chapala bis zur Villa de Purification und dem Hafen Nadividad gebildet werden. Physische Beschaffenheit des Landes ist dieselbe wie beim Staate Xalisco. Dieses Gebiet, das noch keine 40000 Menschen zählt, mithin die zu einem Staate erforderliche Volksmenge nicht hat, zeichnet sich aus durch den Vulkan Colima, den westlichsten der mexikanischen Vulkanreihe. Er stößt häufig Asche und Rauch aus, und erhebt sich auf 8400′ über die Meeresfläche. Dieser schöne, regelmäßige und freistehende Vulkankegel zeigt sich von der kleinen Stadt Colima aus in majestätischer Größe. Wenn die Nordwinde wirken, wird sein Gipfel wol auch mit Schnee bedeckt und am 8. Dez. 1788 ereignete es sich, daß der Vulkan bis auf $\frac{2}{3}$ seiner Höhe verschneit wurde und auf der Nordseite des Berges gegen Zapotlan zu, zwei Monate den Schnee behielt; für gewöhnlich zeigt sich jedoch keine Spur von Schnee auf ihm. Zwei Meilen südlich von diesem gewaltigen Feuerspeier liegt die kleine Stadt Colima, sehr schön und regelmäßig gebaut, in einer höchstfruchtbaren Ebene von Kokospalmen umgeben. Die Stadt ist sehr im Aufblühen begriffen und hat besuchte Märkte. In ihrer Umgebung gedeiht die Wurzel Oleacazan, die in ganz Mexico als ein bewährtes Mittel gegen Vergiftungen geschätzt wird. Nordwestlich von Colima liegt Purification,

eine von ungefähr 3000 Menschen bewohnte Indianerstadt. Drei kleine Flüsse bewässern das fruchtbare, auch an Goldminen sehr reiche Gebiet dieser Stadt. Nadividad und Huatlan sind zwei kleine Hafen an den Küsten.

13) Guanaxuato.

Dieser kleine Staat von nur 418 Quadratm. Flächeninhalt, bildete vormals einen Theil von Mechoacan. Er liegt gleichsam im Centrum des Staatenbundes zwischen 20° 27′ bis 21° 53′ nördl. Br. und 275° 42′ bis 277° 29′ östl. L. Zacatecas, Potosi, Queretaro, Mechoacan und Xalisco umgeben ihn, er gehört zu den bevölkertsten Theilen des Staatenbundes und zählt bei 600000 Einw., also daß bei 1400 auf eine Quadratm. kommen, was in ganz Mexico nicht der Fall ist. Der höchste Punkt dieses Landes ist die Sierra de Santa Rosa im Gebirge los Llannitos ungefähr 8450′ abs. Höhe. Dieser Staat dankt seine Kultur beinahe ganz allein den Europäern, welche hier die zahlreichen Stämme der Nomaden- und Jägervölker schlugen, vertrieben und aztekische Indianer dahin verpflanzten. Diese letztern mögen ungefähr $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung ausmachen. Der ganze Staat gehört den sogenannten Tieras templadas und frias an, ist außerordentlich fruchtbar, wo die Felder bewässert werden können und gehört unter diejenigen Staaten, welche bis jetzt sich am meisten geeignet gezeigt haben, europäische Kultur anzunehmen. Der San Jago und die Loxa sind jedoch die einzigen Flüsse von einiger Bedeutung. Seine vorzügliche Berühmtheit und starke Bevölkerung so wie seinen Reichthum verdankt dieser Staat dem Bergbau, der aber erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einer so außerordentlichen Höhe gestiegen ist, daß der Name von Guanaxuato sogar den von Potosi verdunkelt.

Hauptstadt dieses Staates ist Guanaxuato in einem engen, 5646′ über dem Meere gelegenen Thale; sie ist sehr gut gebaut, die Straßen sind unregelmäßig, aber vier prachtvolle Kunststraßen gehen von ihr aus nach den benachbarten Staaten. Guanaxuato liegt unter 21° 0′ 15″ nördl. Br. und 276° 45′ L. Die Pfarrkirche schließt das berühmte Gnadenbild Nossa Senora de Guanaxuato ein. Außer dieser gibt es eine Menge Klöster, Einsiedeleien, Hospitäler nebst mehren prachtvollen Kirchen. Eine Menge öffentlicher Gebäude verschönern die Stadt. Bei 120 Magazine geben Zeugniß für die Wohlhabenheit der 60000 Bewohner, deren Zahl sich durch die Bergleute und die bei den Hüttenwerken beschäftigten Individuen noch um etwa 20000

vermehrt. Hier sind die weltberühmten Bergwerke, die nordwärts um die Stadt herum liegen, Melado Rayas, San Rose, Santa Anna, Marfil und die Valenciana. Sie waren früher, besonders die letztere Grube, ein Eigenthum des Don Obregon, der später unter dem Namen des Grafen von Valenciana bekannt ist. Die Valenciana zeigt den einzigen Fall, daß ein Bergwerk seinen Eigenthümern durch 40 Jahre, nie weniger als eine Million Gulden jährlich abgeworfen hat. Der Erzgang von Guanaxuato wurde früher sehr nachläßig bearbeitet, im Jahre 1760 kam Obregon nach Amerika als ein armer aber ehrlicher Mann; er griff den Erzgang auf einem Punkte an, den die Unkenntniß der Bergleute früher für taub hielt. Sechs Jahre lang arbeitete er ohne Nutzen, aber unermüdet und trat 1767 mit einem Krämer von Rayas Namens Otero in Gesellschaft, nicht ahnend, daß sie in ein paar Jahren die reichsten Männer der ganzen Erde sein würden. Wie überall wurde die Beharrlichkeit auch hier belohnt. Im Jahre 1771 zog man aus der Pertinencia de Dolores ungeheure Massen Glaserz mit gediegenem Silber und rothgüldig Erz vermischt. Seit jener Zeit hat die Valenciana jedes Jahr gegen 14,000000 Franken Silber geliefert; ja es gab Jahre, in welchen der reine Gewinn, nach Abzug aller Kosten und Abgaben, den beiden Eigenthümern 6,000000 Fr. trug. Als der zum Grafen gewordene Valenciana den Gang in der Schlucht St. Xaverius angriff, weideten die Ziegen auf dem Hügel; bald darauf stand eine Stadt da mit 8000 Einw. Das erstaunlichste ist der anhaltende Ertrag der Bergwerke um Guanaxuato, aber eben so erstaunenswerth, daß der Graf Valenciana derselbe bescheidene, anspruchlose, menschenfreundliche und redliche Mann blieb, welcher er als armer Obregon war; das Glück hatte sich also einmal in der That blind vergriffen. Durch die Revolution wurde auch die Valenciana zerstört und ersäuft, so wie alle Bergwerke um Guanaxuato. Indessen ist die englisch-mexicanische Gesellschaft darüber her, um sie zu entwässern und wieder einträglich zu machen, was ihnen denn auch nach einem Aufwande von Millionen gelungen ist.

Salamanca ist eine hübsche kleine Stadt in einer Ebene von 5500′ abs. Höhe. Celaya, ebenfalls schöne Stadt mit einer prachtvollen im griechischen Style erbauten Karmeliterkirche. Villa de Leon, liegt in einer fruchtbaren Gegend reich an Cerealien, mit denen sie großen Handel treibt. San Miguel el Grande von Meiereien umgeben, aus denen große Her-

den genommen werden, ist berühmt wegen der Industrie seiner Bewohner in Fabrikation baumwollener Zeuge und allerlei Lederwerk. San Jose de Comangilas ist berühmt wegen seiner heißen Quellen, die aus der Basaltbrecie hervorbrechen und den Thermometer über 96 Centigrade treiben.

14) Der Staat San Luis Potosi.

Dieser Staat dehnt sich in einer sehr unregelmäßigen Gestalt zwischen 21° 34′ bis 24° 30′ nördl. Br. und 276° 27′ bis 279° 24′ östl. Länge aus. Die Provinzen Veracruz, Tamaulipas, Neu-Leon, Zacatecas, Guanaxuato und Queretaro bilden seine Grenzen. Dieser Staat liegt am östlichen Abhange der Cordillere von Anahuac, also daß der westliche Theil zu den Tieras frias, der mittlere zu den templadas und der östlichste und niedrigste zu den calientes gehört. Er hat keinen Theil an der Seeküste, wie von den meisten Geographen in den neuesten Werken fälschlich behauptet wird; denn der Rio Tula bildet die Ostgrenze bis dahin, wo er in den Panuco fällt, dessen unterer Lauf und Mündung den Staaten von Veracruz und Tamaulipas angehört, deren Grenze er bildet. Dieser Staat verdankt seine Kolonisation den reichen Silberminen, um deretwillen die Bolsons-Indianer vertrieben wurden. Da das Land gut bewässert ist, so ist es reich an allen Erzeugnissen der drei Zonen, wie denn überhaupt von diesem Staate beinahe alles gilt, was wir von den vorhergehenden gesagt haben. Der Flächeninhalt beträgt 800 Quadratm. mit 400000 Einw., von denen ungefähr $\frac{1}{4}$ Indianer, $\frac{1}{3}$ Farbige, die übrigen aber Kreolen sind.

Am östlichen Abhange des Plateaus von Anahuac und im Westen der Quellen des Rio Panuco, erblicken wir das weltberühmte San Luis de Potosi, aus dessen Minen Spanien durch Jahrhunderte seine Schätze und seine Erschlaffung schöpfte. Nur die Minen von Guanaxuato können an Reichthum und Fülle der Erze mit diesen Minen wetteifern, die so ergibig waren, daß die einzige Mine von Catorce jährlich eine Ausbeute von 7 bis 8 Millionen Gulden lieferte, von denen man ein Viertel als reinen Ertrag und Gewinn betrachten konnte. Die Revolution hat auch hier den Bergbau vernichtet; indessen sind die Engländer auch mit diesen Minen beschäftigt, deren Entwässerung jedoch erst kommenden Geschlechtern gelingen dürfte. Die Stadt Potosi ist prächtig und regelmäßig gebaut, hat gepflasterte Straßen,

die breit und geräumig sind, 6 herrliche Kirchen, Klöster, Kollegien und Hospitäler nebst 16000 Einw., die jedoch, wenn man die Bergarbeiter dazu rechnet, womit die Hüttenwerke um die Stadt angefüllt sind, auf 60000 ansteigen. Der Bergbau belebt immer Handel und Industrie, da er vieler Menschen bedarf, die ihre Konsumtion mit Geld bezahlen. Guadalcazar ist ein weitläufiger Flecken im nördlichen Theile des Staats am Südufer des Santanderflusses, wo sich ungefähr 1000 Einw. mit Viehzucht und Ackerbau nähren, da die benachbarten reichen Minen aufgelassen sind.

15) Der Staat Zacatecas.

Dieser besonders menschenarme Staat liegt in einer bergigten, dürren, hohen und einer ewigen Unregelmäßigkeit der Luft ausgesetzten Gegend, von 21° 40′ bis 24° 48′ nördl. Br. und 274° 27′ bis 277° 29′ östl. L. Durango, Neu-Leon, Potosi, Guanaxuato und Xalisco umgeben ihn. Man könnte diesen Staat die Schweiz Mexico's nennen und die Ähnlichkeit ist wirklich sehr groß selbst in Hinsicht auf Umfang, der einen Flächenraum von 850 Quadratm. einschließt. Die Volksmenge beträgt nicht mehr als 170000 Menschen. Er gehört im Ganzen den Tieras frias an und besteht aus Bergen und Hochebenen, deren niedrigste 6000′ absol. Höhe übersteigt. Das Plateau, welches das Centrum des Staats bildet, besteht aus Syenit, auf welchem Ur- und Chloritschiefer ruht. Dieser Schiefer bildet die Basis der Gebirge von Grauwacken und Trapporphyr. Einen besondern Reichthum besitzt dieser Staat in den nordwärts gelegenen kleinen Seen, welche reich an Salz sind, das aus Kochsalz und luftsaurem Kali besteht. Dieses Mineralsalz, welches besonders dem See Tequesquite eigen ist, unter welchem Namen es auch in ganz Mexico bekannt ist, wird als ein unentbehrliches Mittel zum Schmelzen der Minerale betrachtet. Der See gehört zu dem Landgute la Salada, das ein Eigenthum der reichen Familie Perez Galwez ist. Jede Mauleselladung kostet auf der Stelle einen Piaster; in guten Jahren werden 30000 Ladungen gesammelt. Fällt wenig Regen, so inkrustirt sich wenig Salz von minderm Werthe; regnet es aber zu viel, so wird die Kruste vor Mitte April nicht trocken; in guten Jahren wird sie wol bis 4″ dick. Man könnte auch in schlechten Jahren durch Wässerung den Ertrag hoch bringen.

Die Stadt Zacatecas liegt auf einer, seiner reichen Minen wegen berühmten Stelle und ist gegenwärtig nach Gua-

naxuato die berühmteste Bergstadt der Union. Die Stadt selbst besteht aus einer einzigen, durch schöne Gebäude gebildeten Straße; hinter derselben liegen aber zu beiden Seiten in einiger Entfernung die Hütten der Bergleute, welche samt den Bewohnern der eigentlichen Stadt eine Bevölkerung von 25000 Seelen ausmachen. Im Norden von Zacatecas liegt Fresnilo, seit Ersäufung der Bergwerke nur von einigen Familien bewohnt. Sombrerete ist ebenfalls durch seine Minen berühmt. Bei diesem Orte ist die Grube Veta negra de Sombrereta der reichste Erzgang, welcher sich je in beiden Hemisphären gezeigt hat. Reiche Erzgänge sind auch bei Sierra de Pinos, Chalquicuitec, San Miguel del Mezquitas und Mazapil.

16) Der Staat Neu-Leon.

Die Provinz, das neue Königreich Leon genannt, bildet heutzutage einen eigenen Staat zwischen 23° 52′ bis 27° 30′ nördl. Br. und 276° 45′ bis 278° 40′ östl. L. Tamaulipas, Potosi, Zacatecas, Durango und Cohahuila schließen ihn ein. Ein schönes wellenförmiges Land, theils niedrig und eben, theils hüglich und gebirgig. Der hohe Bergrücken, welcher sich von Süden nach Norden durch den ganzen Staat schwingt, ist reich an Minen, vorzüglich an Gold und Blei. Der Tigrefluß kommt aus der Mitte des Staates, auch der Sabinas nebst mehren kleinen Flüßchen und Bächen bewässern das Land. Die nördliche Spitze des Staates badet sich im Rio del Norte. Das Land dacht sich übrigens gegen Osten ab, und das im Sommer sehr heiße, im Winter aber kühle Klima macht uns bemerkbar, daß wir uns in der gemäßigten Zone befinden. Ackerbau, Viehzucht und Bergbau könnten in großer Blüte stehen, aber nur die zwei letztern Kulturzweige werden mit einigem Eifer betrieben. Keine Straße führt durch das Land, das zum Theil noch eine schöne Wüste ist und auf 930 Quadratm. nur 30000 Bewohner aufzuweisen hat.

Hauptstadt ist Monterey unter 25° 39′ Br. und 277° 27′ L. Sitz der Regierung und eines Bischofs am Tigreflusse, mit 12000 Einw. Reiche Silber-, Gold- und Bleiminen werden in der Umgebung ausgebeutet. Linares liegt auf der Nordseite des Tigre, eine kleine Stadt mit 400 Einw., welche Ackerbau und vorzüglich Viehzucht treiben. Eine Unzahl Pferde, Maulthiere, Hornvieh und Schafe weiden auf den Savanen dieses Staates. Cadereita hat 4000 Bewohner, und beschäftigt sich nebst Pesqueria und Salinas blos mit Bergbau.

17) Der Staat Durango.

Der Staat von Durango ist aus einem Theile der vormaligen Intendanz dieses Namens gebildet, und liegt zwischen 23° 27′ bis 26° nördl. Br. und 272° bis 277° östl. L. Es ist ein Centralstaat der Union, auf dem hohen Bergrücken von Anahuac. Ein hohes, rauhes Land, 6500′ über dem Meere. Bergbau ist auch hier mit dem Ackerbaue um den Vorzug im Streite. Übrigens ein schönes Land aber wenig bewässert, dagegen reich an Skorpionen, deren Biß so giftig ist, daß er oftmals nach 2 Stunden schon den Tod bringt; seltsam genug haben sie sich gerade in dieser Gegend aufgehäuft und nur in Durango selbst ist ihr Biß so gefährlich, da er außerhalb der Stadt nicht schädlicher als der der europäischen Skorpione ist. Man würde sich wundern, wie sich unter Skorpionen, von denen man sich selbst im Bette nicht retten kann, gebildete Europäer ansiedeln mochten; aber die reichen Minen an Silber, Gold, Kupfer machen alles erklärlich.

Hauptstadt ist Durango, Sitz der Behörden und eines Bischofs, 25000 Einw., prächtige Kirchen, Nonnenklöster, darunter sich eines besonders durch Reichthum und Schönheit auszeichnet und den dritten Rang unter den prächtigen Klöstern der Union einnimmt. Unermeßliche Weiden umgeben die Stadt, welche wieder unzählbare Viehherden bedecken. In der Umgebung sind zwei Wallfahrtkirchen: Nossa Senora de los Remedios und Guadeloupe. Im Winter fällt häufig Schnee und der Thermometer sinkt auf 8° unter Null. Die ganze Umgebung zeigt, daß man sich in einem vulkanischen Lande befinde, und eine 5 Meilen lange Felsengruppe aus Basalt und Mandelstein ist mit Bimsstein bedeckt. Der Frayle ist ein Vulkan, der auf der Spitze einen 300′ weiten und 90′ tiefen Krater zeigt, er ruht seit vielen Jahrhunderten; ob auf immer, steht in Frage. In der Nähe von Durango befindet sich jene ungeheure Masse von streckbarem Eisen und Nickel, isolirt in der Ebene liegend, deren Zusammensetzung mit dem Aërolithen, der 1751 bei Agram in Kroatien vom Himmel fiel, identisch ist. Die äußern Kennzeichen sind ganz dieselben, welche der berühmte Pallas an dem Meteoreisen in Sibirien gefunden hat. Nombre de Dios hat 8000 Einw., und die reiche Bergstadt San Pedro de Batopilas eben so viel. Parras liegt an dem schönen Seegleichen Namens; es werden hier Reben gezogen. Der ganze Staat von Durango hat trotz seiner bedeutenden Ausdehnung 130000 Bew.

18) Der Staat Chihuahua.

Dieser Staat, einer der größten der Union, erstreckt sich von 25° 30′ bis 31° 20′ nördl. Br. und 269° bis 275° 15′ östl. L. Er gehört zu den ehemaligen innern Provinzen des mexicanischen Reiches und umfaßt den nördlichsten Theil des großen Plateau von Anahuac. Der Boden ist noch immer sehr hoch bis 6000′ über dem Meerspiegel, in welcher Höhe auch die sich anschließende Sierra Madre fortsetzt. Kein Punkt erhebt sich bis in die Grenzen des ewigen Schnees. Die ganze nordöstliche Grenze dieses Staates wird durch den großen Rio del Norte gebildet; in ihn fällt der Chonchos, der unter 28° Br. auf der Sierra Madre entspringt und mehre kleine Nebenflüsse, wie den Florido und Puebla aufnimmt. Im südlichen Theile des Staates befinden sich mehre Seen, darunter der Caiman und der Parras die beträchtlichsten sind. Obwol in der gemäßigten Zone gelegen, gehört das Land zu den Tieras frias und templadas, ist sehr trocken und hat vom Juni bis September, wie ein Tropenland, seine Regenzeit; der häufig salzige Boden ist mehr trocken als naß. Die Ostseite dieses Staates ist eine völlige Wüste. Wo Flüsse den Boden tränken, werden Cerealien gebaut, auch sind die Viehzucht und die Jagd ergibig. Am ergibigsten ist jedoch der Bergbau auf Gold, Silber und Kupfer. Als Naturseltenheit befindet sich im Süden des Staates ein Berg, der aus einem einzigen Magnete zu bestehen scheint. Die Anzahl der Bewohner steigt nicht auf 200000 in dem 6000 Quadratm. großen Staate.

Die Hauptstadt Chihuahua liegt am Flusse Chonchos und ist eine reiche Bergstadt mit 25000 Einw. Kirchen sind die größten Kunstmerkwürdigkeiten in Mexico und die von Chihuahua ist eine der schönsten und prachtvollsten. Der Palast des Kongresses und das Stadthaus zieren den großen Platz, der außerdem durch die herrlichen Säulengänge verschönert wird. Eine große prächtige Wasserleitung führt das köstliche Wasser einer nahen Quelle mitten in die Stadt. Reiche Bergwerke umringen die Hauptstadt, die Hüttenwerke sind aber so nahe an diese gebaut, daß der daraus aufsteigende Rauch wegen der mancherlei Dämpfe, die Bewohner belästigt.

19) Occidente oder Sonora und Cinaloa.

Dieser ungeheure Staat erstreckt sich von 22° 45′ bis 33° 20′ nördl. Br. und von 265° 16′ bis 271° 15′ östl. L. mit ei-

ner Ausdehnung von 7000 Quadratm. und 345000 Einw. Der Meerbusen von Californien bildet die Westgrenze; Californien und Neu-Mexico, Chihuahua, Durango und Xalisco umschließen ihn von der Landseite. Es ist ein wenig bekanntes Terrassenland, das man in Mexico mit dem allgemeinen Namen Occidente belegt, und steigt vom heißen Meerstrand bis in die Tieras frias hinauf. Eine Menge Küstenflüsse bewässern das Land, haben aber kurzen Lauf wegen Nähe der Berge. Die drei beträchtlichsten Flüsse heißen der Culiacan, Mayo und der Yaqui oder Sonora. Alles ist hier noch öde, obwol das Land reich ist an allen Produkten, deren der Mensch bedarf, und besonders an Gold. Vor Zeiten war es nicht also, denn am südlichen Ufer des Rio Gila oberhalb San Xavier de Paz liegen die Trümmer einer alten aztekischen Stadt, in deren Mitte sich die Casa grande erhebt. Die Trümmer nehmen eine Quadratm. ein; die Casa grande hatte 136 Meter Länge und 184 Meter Breite, ist von Lehm aufgeführt in eben der stufenartigen Bauart, die wir schon öfter wahrgenommen haben. Die Casa grande hatte drei Stockwerke und eine Terrasse. Dieselbe Bauart findet man in allen Dörfern der unabhängigen Indianer von Moqui. Man unterscheidet noch 5 Zimmer und das Ganze war von einer mit schwerfälligen Thürmen versehenen Mauer umringt. Ähnliche Ruinen finden sich auch im Staate Chihuahua zwischen Buenaventura und Yanos. Unabhängige Indianer umwohnen diese Trümmer; sie sind von sanftem Charakter.

Hauptstadt dieses Staates ist Villa del Fuerte am Flusse gleiches Namens mit 8000 Bew. Cinaloa mit 10000 Bew. Pitie, die Niederlage und das Emporium des Hafens Guaynas, und Culiakan, seit 1824 Hauptort von Cinaloa mit 11000 Einw. Arispe hat ungefähr 7000 Einw. Außerdem befinden sich im ganzen Staate 1 Stadt, 2 Flecken, 64 Dörfer und 43 Franziskanermissionen. Indessen wird diese Gegend einst wichtig werden, sobald sie bewohnt wird, denn das Land ist fruchtbar und jede Schlucht zu einer Goldwäsche geeignet.

20) Das Gebiet Nieder-Californien und 21) Ober-Californien.

Diese Gebiete begreifen eine ungeheure Ländermasse, die sich von 22° 30′ bis 42° nördl. Br. erstreckt; sie sind auch un-

ter dem Namen Alt- und Neu-Californien bekannt. Alt-Californien begreift jene prachtvolle Halbinsel, die einzige in ganz Westamerika, welche von 23 bis 32° nördl. Br. sich ausdehnt, und zwischen sich und dem festen Lande den perlenreichen Meerbusen Californien einschließt. Dieser Meerbusen, von Cortez entdeckt und befahren, war früher berühmt durch die Perlenfischereien, von denen nur schwache Überreste noch vorhanden sind. Die Perlen waren zwar nicht so gut und kostbar wie die des Orients, warfen aber dennoch den Unternehmern ungeheuren Gewinn ab. Wenn jedoch selbst die asiatischen Barbaren trotz ihrem Fatalismus so viel Voraussicht besitzen, daß man das goldne eierlegende Huhn nicht schlachten dürfe, so haben diese Vorsicht die Spanier keineswegs beobachtet, sondern so lange gefischt, als etwas zu fischen war, und es dürfte Jahrhunderte bedürfen, bis sich die reiche Muschel wieder vermehrt. Übrigens ist der Meerbusen außerordentlich schön und viel leichter zu beschiffen als das rothe Meer. Eine Menge guter und prachtvoller Häfen fordert zur Ansiedlung in dem reichen Lande auf. Selbst die Westküsten Amerika's, sonst so arm an Buchten, werden von der Halbinsel an bis zu der Nordgrenze des mexicanischen Gebietes reich an Hafen und Einbuchten, und eine Menge Küstenflüsse laden zu Ansiedlungen in diesem wüsten Lande ein, welches nicht zu groß angenommen wird, wenn wir ihm 12000 Quadratm. ertheilen. Von der Sierra Madre läuft ein Gebirgsast aus, der unterseeisch fortsetzt, mit dem Vorgebirge St. Lucas wieder zum Vorschein kommt und den hohen Rücken der Halbinsel Californien bildet, welche er ganz durchsetzt, sich alsdann durch Neu-Californien hinaufzieht, und die Terrassirung von ganz Nordwestamerika bildet. In Alt-Californien heißt diese Bergkette Cerro de los Gigante's. Sie erhebt sich zwischen 3- und 4000′ abs. Höhe. Es ist natürlich, daß die Halbinsel, da sie mit Bergen ausgefüllt ist, zwar viele, aber nur kleine Küstenflüßchen hat. Ein beständig heiterer Himmel von tiefem Blau schaut freundlich auf dieses ungeheure Land herab. Ein eigenes Phänomen bietet häufig der Untergang der Sonne dar, indem sich nicht selten um diese Zeit Wolken bilden, die im Augenblicke des Verschwindens der Sonne sich purpurfarb, violett und grün färben, und dadurch ein außerordentlich prachtvolles Phänomen veranlassen, das im Gemüthe des Beobachters einen unauslöschlichen Eindruck zurückläßt. Alt-Californien bietet zwar viele dürre Steinwüsten dar, desto schöner, wohlbewässerter und fruchtbarer ist Neu-Californien. Unermeßli-

che Forste des köstlichsten Bauholzes bedecken dieses Land. Eine Menge noch unerforschter Flüsse stürzen sich in das Meer. Eine Fülle noch unerforschter Gaben, bringt der für eine italische Kultur so überaus geeignete Boden hervor. Reiche Metallminen sind im Schooße der Erde verbergen. Ein schönes, liebliches Klima ladet den Menschen ein und verspricht ihm Gedeihen, so wie der schwarze Humus jeder auf ihn verwendeten Sorgfalt hundertfältigen Lohn verheißt. Indessen hat dieses unermeßliche Gebiet außer einigen wilden Indianerstämmen in Neu-Californien, nur ungefähr 32000 Einw. Es war früher wol schon etwas lebendiger, als die für Civilisation wilder Länder so sehr geeigneten Jesuiten hier ihre Missionen gründeten. Unter Philipp V. hatten diese thätigen Priester durch ganz Californien sehr beträchtliche Niederlassungen angelegt und die ihnen eigene Thätigkeit und Handelsindustrie entwickelt. In wenig Jahren bauten sie innerhalb der Halbinsel 16 Dörfer im Innern des Landes. Die Vertreibung der Jesuiten war für Amerika ein wahres Unglück. Denn es läßt sich durchaus nicht läugnen, daß die Jesuiten für die Civilisirung wilder Völker ganz geeignet sind und in den Wildnissen Amerika's an ihrem recht eigentlichen Platze waren. Durch den Übergang der californischen Missionen in die Hände der Dominikaner, haben sich dieselben außerordentlich vermindert und sind in einen Zustand versunken, dem selbst die größte Sorgfalt der neuesten mexicanischen Regierung kaum aufzuhelfen im Stande ist. Indessen hat der Kongreß die Wichtigkeit dieser Besitzungen anerkannt, und man beschäftigt sich ernstlich mit ihrer Kolonisirung.

Städte sind durchaus keine vorhanden; als Hauptort kann man San Carlos de Monterey nennen, 36° 36′ nordl. Br., 255° 48′ 52″ östl. L., ein sogenanntes Präsidio, samt einem Flecken mit ungefähr 1000 Einw. Nördlich davon liegen noch Santa Cruz, Santa Clara und San Francisco, die nordlichste Niederlassung der Spanier. Südlich liegen eine Reihe von Missionen, die alle Namen von Heiligen führen und ungefähr 20 an der Zahl mit der südlichsten von Todos Santos endigen. Eine Menge Inseln an beiden Küsten, sowol im stillen Ozean als im Meerbusen von Californien sind unbewohnt.

22) Der Staat Santa Fé.

Der Staat von Santa Fé ist erst vor Kurzem in die Reihe der mexicanischen Staaten eingetreten. Er ist der nörd-

lichste der Staaten und erstreckt sich von Süden nach Norden an dem obern Laufe des Rio del Norte an beiden Ufern hin, von 30° 30′ bis 37° 15′ nördl. Br. und 270° 18′ bis 273° 15′ östl. L. mit einer Oberfläche von 3500 Quadratm. Das große Thal des Rio del Norte ausmachend, ist der Staat von allen Seiten von den noch wilden Ländern Neu-Mexico's umgeben. Der Staat ist bergig und seine Gebirge werden durch Ausläufer und fortsetzende Berggräten des Hochplateaus von Anahuac gebildet. Sie steigen zu einer bedeutenden Höhe empor und mehre derselben tragen ewigen Schnee, z. B. die Sierra de Acha, de los Nimbres und Crulas. Obwol der Staat sehr gut bewässert ist, so finden sich doch auch trockne und dürre Strecken, wo es nur ein einziges Mal des Jahres regnet, wie denn überhaupt in diesem Staate der Regen etwas selten ist. Ein schöner heiterer Himmel bildet die Decke des Landes, aber die Winter sind heftig und lang, dennoch gedeiht der Ackerbau trefflich, Wild ist in Überfluß und die Anwohner der Flüsse haben Cedernholz zur Feuerung; die Höhen der Berge sind jedoch meist kahl. Minen sind im Überflusse vorhanden und geben eine reiche Ausbeute an goldhaltigem Kupfer. Bei der geringen Bevölkerung von kaum 50000 Seelen ist auf wenig Industrie zu rechnen. Die nöthigsten Handwerke werden unvollkommen getrieben. Ausgeführt wird nach Mexico Salz, Kupfer, Häute, Tabak und Vieh; und dagegen eingetauscht, was man am nöthigsten bedarf. Die Hälfte der Bewohner sind Indianer.

Hauptstadt ist Santa Fé, auf dem östlichen Ufer des Rio del Norte unter 36° 12′ nördl. Br. und 272° 47′ östl. L. Sie bildet ein längliches Viereck mit einem großen weiten Platze in der Mitte, hat 3600 Einw., ist der Sitz der Regierung und der obersten Behörden. Taos liegt im Norden der Provinz mit etwa 2000 Einw. Albuquerque am Abhange der Sierra Obscura auf der Ostseite des Rio del Norte mit 6000 Einw. Im südlichen Theile des Staats, der von dem nördlichen durch die Wüste Muerto getrennt ist, ist Passo del Norte der einzige erwähnenswerthe Flecken, welcher gut gebaut ist und von schönen Gärten und Feldern umgeben wird.

23) Gebiet Neu-Mexico.

Es handelt sich hier um nichts Geringeres, als um ein Land, welches 30000 Quadratm. umfaßt und von 29 bis 42° nördl. Br. und 254 bis 270° östl. L. sich erstreckt. Wollten wir auch noch so viel über dieses Land berichten, so würde am Ende

das Resultat sein, daß wir nichts weiter wissen, als daß es ein Land sei, das seiner Lage, seinem Klima, seinem Naturreichthume nach wol 200,000000 Menschen beherbergen könnte, jetzt aber, die wilden Thiere abgerechnet, kaum einige Zehntausende von Wilden, gänzlich unabhängigen Indios los Bravos enthält. So viel ist gewiß, daß das Land von hohem Gebirge durchzogen wird, an dessen nördlichen Abhange die Quellen des Rio Colorado und del Norte sich begegnen. Außerdem ist es trefflich bewässert, denn nach allen Seiten strömen Flüsse und tüchtige Binnenseen sind auch vorhanden. Offne Gegenden, treffliche Viehweiden, köstliche Savanen, warten auf die spanischen Merinosherden, die mineralischen Schätze auf ihre Entdecker. Nur die Wälder haben ihre indianischen Jäger, mit deren geradebrechten etlichen hundert Namen ich den Leser nicht torquiren will. An den Quellen der großen Ströme soll ein Pik bis auf 18000′ absol. Höhe aufsteigen, von ihm eine Menge Flüsse nach allen Richtungen ausströmen, und Gebirgsäste nach allen Seiten auslaufen. Am Timpangosee im westlichen Theile des Landes wurden wol auch einige Missionen gestiftet; was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht; wie ich denn von dieser gewiß nicht schlechtesten Hälfte des ganzen mexicanischen Uniongebietes nichts weiter zu sagen weiß, als daß es vorhanden ist.

Gänzlich wird Mexico nicht in die alte Barbarei zurücksinken, und so verworren und düster auch die Gegenwart ist, so steht doch zu erwarten, daß eine helle und glänzende Zukunft die Täuschungen der Gegenwart, ins Bessere verwandeln wird.

Die Brittenkolonie von Balize.

Wo wäre auch ein Fleckchen auf Erden, das dem Spekulationsgeiste der Britten entginge. Gleich den Kletten hängen sie sich überall an, und so gelang es ihnen denn, trotz der Eifersucht und dem Mißtrauen der spanischen Regierung, sich mitten auf dem Isthmus einzunisteln. Unter dem Vorwande, das köstliche Holz der Campechewälder zu schlagen, wurde durch die Friedensschlüsse von 1763 und 1783 den Britten die Erlaubniß bedingt, in einem abgesonderten Bezirke der Halbinsel Yukatan durch eigene Leute die Wälder zu benutzen, ohne jedoch die Erlaubniß zuzugestehen, eine bleibende Pflanzerstätte oder ein Fort anzulegen. Allein ein altes Sprichwort sagt: „wem man den kleinen Finger gibt, er greift nach der ganzen Hand,“ genug, die Britten haben sich angesiedelt und nicht leicht dürfte es der mexicanischen Regierung werden, sich ihrer zu entledigen.

Gegenwärtig genießt wenigstens diese Kolonie, volle Unabhängigkeit. Der von der vormals spanischen Regierung den Britten zum Holzfällen verwilligte Distrikt liegt 16° 45′ bis 18° 35′ nördl. Br. und 287° 30′ bis 288° 10′ östl. L. in dem Winkel, welchen die Halbinsel Yukatan mit Mittelamerika macht, auf dem bedeutenden Raume von 490 Quadratm. Dichte Wälder bedecken diese feuchte, flache Gegend. Der Hondo Nuevo, Balize und Sibum bewässern sie. Alles, was ein Tropenland hervorbringen kann, wächst; aber die vorsichtigen Britten haben bis jetzt nur kleine Pflanzungen angelegt. Indessen besteht die Kolonie dennoch aus 800 Britten und 5000 schwarzen Sklaven, ungefähr 5000 Indianer halten sich in der Kolonie unabhängig auf. Ein brittischer Oberkaufmann, in der That aber Gouverneur mit 30 Soldaten, übt die Gerichtsbarkeit. Eine kleine Stadt Balize unter 17° 28′ Br. und 289° 9′ L., mit einer Kirche, 200 Häus., vielen Magazinen und 2000 Einw. an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Hondurasbai nebst einem bequemen Hafen sind bereits erschlichen. Die jetzige Regierung von Mexico ist nicht von der Art, daß der brittische Spekulationsgeist große Scheu tragen sollte, sich immer fester einzunisten; in einer andern Zukunft dürfte dieser Umstand, der Same ernsthafter Irrungen und blutiger Kriege werden.

Die vereinigten Staaten von Guatemala oder Mittelamerika.

Wenn die glücklichsten Staaten diejenigen sind, von denen man am wenigsten spricht, so muß man den vereinigten Staaten von Mittelamerika *(Republica federal de Centro-America)*, wie sie sich selbst benennen, dieses Glück in einem hohen Grade zugestehen; denn es ist wirklich blutwenig, was wir von diesem amerikanischen Schweizerlande wissen. Und nehmen wir erst die Karten dieser vereinigten Staaten zur Hand, so werden wir gezwungen, die reiche Phantasie der Kartenfabrikanten zu bewundern, welche die Kunst verstehen, auch das zu malen, was sie nicht wissen, eine Kunst, die geeignet ist, den denkenden Erdkundigen zur Verzweiflung zu bringen. Was wir gewiß von diesem Lande wissen, ist, daß es in jeder Hinsicht ein äußerst merkwürdiges Land ist, man mag es nun in politischer, erdkundlicher oder naturhistorischer Beziehung betrachten. Politisch sind die Augen der gesamten Handelswelt auf Erden darauf gerichtet, sowol auf das Land, welches zwei unermeßliche Festländer mit einander verbindet, als auch den Wall, dessen Durchstechung eine Wasserverbindung beider Hemisphären verheißt. Der Erdkundige sieht in diesem Lande den Felsendamm, welcher allein stark genug war, den Gewässern Trotz zu bieten und die Hinterwand des amerikanischen Mittelmeeres zu bilden, um rege und lebendige Küstenvölker zu beherbergen. Der Naturforscher betrachtet endlich mit Staunen den Kampf entgegengesetzter Kräfte, den wunderbaren Bau der Erdrinde, die sonderbare Gestaltung des Landes und alle daraus hervorgehenden Erscheinungen.

Dieses Staatengebiet liegt zwischen 8° 5′ und 16° 7′ nördl. Br. und muthmaßlich 282 5′ bis 294° 18′ östl. Länge auf der Landenge, welche das nördliche und südliche Festland von Amerika mit einander verbindet. Es streckt sich von Südosten nach Nordwesten so ziemlich in der Mitte dieses wichtigen und gewaltigen Isthmus hin. Nach Humboldt enthalten diese Staaten ein Gebiet von 12555 geogr. Quadratm., 15 auf

einen Grad gerechnet. Sie umfassen die ganze Ländermasse, welche unter Spaniens Herrschaft den Namen des Generalkapitanats von Guatemala führte; längs dem stillen Ozeane gehören dazu die Küsten vom Cap Boruca östlich vom Golfo Dolce de Costarica unter 8° 5′ bis zur Barra de Tonata unter 10° 7′ nördl. Br. Von hier läuft die Grenze gegen Norden zwischen der Provinz Chiapa und Oaxaca, dann zwischen Tabasco gegen Osten hin, wendet sich alsdann an der Grenze von Yukatan gegen Süden und erreicht längs der Halbinsel Yukatan und der Britteniederlassung von Balize die Hondurasbai, wo der Rio Sibum unter 17° 12′ nördl. Br. die Grenze bildet. Angelangt in der Hondurasbai bespült das Meer die Küsten der Republik bis zum Cap Careta und dem schönen Hafen von Bocca del Toro unter 9° 5′ nördl. Br. Das ganze Gebiet der Bundesrepublik kommt dem Flächeninhalte nach beinahe Frankreich gleich, mit 2,000000 Einw., von denen jedoch 3 volle Fünftel der eingebornen Volkerfamilie oder den sogenannten Indianern angehören.

Mittelamerika oder Guatemala ist wie Mexico ein Gebirgsland, besonders muß der westliche Theil als ein wahres Alpenland betrachtet werden. Warme Ebenen von beträchtlichem Umfange erstrecken sich am Fuße der östlichen Berge in den Provinzen Verapaz, Honduras und Poyais gegen den atlantischen Ozean hin. Gegen den stillen Ozean fallen jedoch die Anden steil ab, deren rauchende Gipfel sich im stillen Meere spiegeln. Nachdem die Andeskette beim Austritte aus dem Kontinente Südamerika's an der Mündung des Atrato zwischen dem Meerbusen von Darien und dem Hafen von Cupica zur unbedeutenden Hügelkette von kaum 300 Fuß herabgesunken ist, hebt sie sich von da an allmälig wieder, krümmt sich durch die Landenge von Panama bereits wieder 600 Fuß hoch, verstärkt sich in Veragua und tritt als wahre Gebirgskette in das Gebiet von Mittelamerika ein. Schon die Silla de Veragua und Castillo de Choco unter dem Meridian der Bocco del Toro und Laguna Chiriqui steigt zu einer muthmaßlichen Höhe von 8400 Fuß an. Von hier aus wölbt sich die Cordillerenkette wellenförmig den Küsten des stillen Meeres nach von dem Golfe von Icoya bis Soconusco hin, zwischen 9° 30′ und 16° nördl. Br. Der Hauptkette laufen zu beiden Seiten Nebenketten oder Vorlagen parallel hin. Sie hängen durch Berggräten mit dem Hauptkamme

zusammen, senden nach allen Richtungen Ausläufer aus und machen das ganze Land mit Ausnahme der östlichen heißen Ebenen zu einem Berglande voll Hochthäler und Hochebenen. Man kann sich indessen nicht rühmen bis jetzt auch nur eine einzige Höhe genau bestimmt zu haben. Man gibt jedoch gewöhnlich den Hochebenen des Landes 3000 bis 4000 Fuß absoluter Höhe. Die Staaten von Mittelamerika, und gerade der gebirgige Theil derselben sind gewaltigen Erschütterungen durch Erdbeben ausgesetzt und in dieser Hinsicht gehört dieses Land mehr dem nördlichen Theile von Südamerika als dem südlichen Theile von Nordamerika an, obwol es sich dem letztern anschließt. Eine physikalisch-geologische Frage sei hier erlaubt. Die gewaltige Vulkanreihe der Andencordilleren erstreckt sich durch Peru und Neu-Granada über den Isthmus bis zum 16° nördl. Br. von Südosten nach Nordwesten hin. Der Boden vom Amazonenstrome bis an die vulkanische Querreihe von Veracruz, Puebla und Oaxaca ist in beständiger Bewegung und besonders der westliche Theil den festen Wohnsitzen der Menschen feind. Wo die Querkette der mexicanischen Vulkane die Längenkette durchbricht, hören die verderblichen Wirkungen der erschütternden Centralkräfte des Planeten auf furchtbar zu sein. Ist es vielleicht der Querspalt der Erde, welcher die unterirdische Kraft bricht und ihr Grenzen setzt?

Der Boden der Bundesrepublik von Mittelamerika ist ein ungetreuer Boden, der mehr als einmal seine Kinder samt ihren Wohnungen verschlang, ein wahrer Saturn! dem selbst die hohe Cordillere nicht unverdaulich ist. Eine furchtbare Vulkanreihe, deren Kegelspitzen gewöhnlich isolirt stehen, schaut grollend längs der ganzen Westküste in das stille Meer hinab. Die niedere Vorlage von Bergreihen dient dazu, um ihren Anblick malerischer zu machen. Besonders zwischen 11 und 16° nördl. Br. in den Urgebirgen von Veragua und Oaxaca haben sie sich erhoben; durch Gneis und Glimmerschiefer hängen sie mit der Westkette von Neu-Granada, durch Granitgneis mit Oaxaca und der Wölbung von Mexico zusammen. Was wir von dieser Vulkanreihe wissen, geben wir hier nach von Humboldt's Zusammenstellung. Viele Verwirrung verursachen die verschiedenen Namen, welche denselben Bergen oft beigelegt werden; dann auch die unbestimmte Benennung Vulkane, welche in Amerika nicht nur Bergen beigelegt wird, die längst erloschen sind, sondern auch Trachytkegeln, die nie gebrannt ha-

ben, viel weniger durch beständige Öffnungen mit dem Innern der Erde zusammenhängen.

Der südlichste Vulkan der Bundesrepublik ist der von Barua 8° 50′ nördl. Br., 5 geogr. Meilen nordöstlich vom Golfo Dolce. Diesem folgt der Vulkan von Papagayo ungefähr 4 Meilen nördlich vom Vorgebirge Santa Catalina, nur 2 Stunden von der Küste entfernt. Östlich vom Vulkane des Papagayo liegen drei alte feuerspeiende Berge nahe dem südlichen Ufer des Sees von Nicaragua, der Orosi zwischen den Flüßchen Zabales und Terluga; der Tenorio und der Vulkan del Rincon de la Vieja 10° 57′ nördl. Br. Der See von Nicaragua selbst scheint ein gewaltiger Krater zu sein, der natürlich der Vorwelt angehört, und dessen Wände die eben genannten Vulkane gewesen sein mögen. Diese Erscheinung ist auf unsern Planeten nicht selten und es lassen sich auf allen Theilen der Erde vulkanische Ringe nachweisen, welche Seen und Flächen einschließen, die offenbar vulkanische Krater sind, die in der Urwelt ganz andere Orgeltöne hören ließen, als diejenigen, welche gegenwärtig thätig sind, und deren Kraterwände heutezutage als Vulkane prangen.

Nördlich von der Stadt Nicaragua auf der schmalen Landzunge zwischen dem See und der See von 10° 30′ bis 12° 30′ werden aufgeführt der Vulkan Mombacho, auf einem Vorgebirge südöstlich der Stadt Granada. In dem See von Nicaragua selbst erhebt sich, meine obige Vermuthung bestätigend, der Mombacho, gegenüber der Vulkan von Sapaloca auf einer bewohnten Insel, welche die Indianer Ometep nennen. Der Vulkan de Masaya zwischen Granada und Leon westlich vom kleinen Rio Tepetapa, der die Lagune von Leon mit dem Nicaragua verbindet. Am nördlichen Ende der Lagune de Leon, östlich dieser Stadt liegt der Momotombo mit der Gestalt eines Binnenkorbes. Der Masaya war in den ersten Zeiten nach der Eroberung so thätig, daß die Spanier ihm den Namen Infierno de Masaya, was so viel als Hölle heißt, gaben; sein Krater hatte nur 20 bis 30 Schritt Durchmesser; aber in diesem sah man die Lava wie geschmolzenes Metall sieden und hohe Wellen schlagen. Sowol das schreckliche Getöse, als das Feuer wurden weit und breit gesehen und vernommen; man sagt bis auf 25 Meilen. Eine seltsame Geschichte knüpft sich an diesen Vulkan. Die Spanier sahen überall Gold, was war natürlicher, als daß sie auch die geschmolzene Lavamasse, welche vor ihren Augen funkelnd

kochte, für geschmolzenes Gold ansahen. Man muß gestehen, daß der Gedanke nicht übel war und die Masse hinreichte, selbst den Golddurst eines Crassus zu stillen. Mit einem eisernen Löffel bewaffnet ließ sich der Dominikaner Blas de Junena an einer 140 Ellen langen Kette in den Krater hinab; um, wie dieses der Spanier Gomara erzählt, mit dem Löffel das geschmolzene Gold zu schöpfen. Allein das Gold war so heiß, daß der Löffel selbst schmolz. Dieses schreckte jedoch den Dekan des Kapitels von Leon nicht ab, sich ein königliches Privilegium auszuwirken, um den Vulkan von Masaya zu öffnen und das Gold eines Innern zu sammeln. Es ist uns nicht bekannt, welchen Erfolg diese Bemühungen hatten. Indessen war der Vulkan so gefällig, 1775 einen Seitenausbruch zu machen und eine tüchtige Portion seiner geschmolzenen Substanz zu ergießen, um die gewiß nicht goldbürstigen Fische in der Laguna de Leon zu erquicken, die jedoch davon in großer Anzahl des Todes verblichen.

Zwischen der Stadt Leon und dem Meerbusen von Amapalla folgen die vier Vulkane von Telica, del Virgo mit einer muthmaßlichen Höhe von 4000 Fuß, Gilete-pec und Guanacaure. Diese Vulkane sind außerordentlich thätig und rauchen beständig; westlich vom Meerbusen von Amapalla zwischen 13° 15′ und 13° 50′ nördl Br. liegen zwischen den Vulkanen San Miguel und Soconusco, nebst dem berüchtigten Vulkan de Agua oder Wasservulkan, noch 17 andere, unter denen der salmiakreiche Bisalco häufig große Ausbrüche hat, von denen die von 1798 bis 1807 die merkwürdigsten sind. Der Vulkan de Pacaya liegt drei Meilen vom Dorfe Amatitlan entfernt und besteht eigentlich aus einem mächtigen dreispitzigen Bergrücken. Die Gegend umher ist durch Lavaströme, Bimsstein-, Schlacke und Sandauswürfe verödet; die Spanier nennen solche Stätten um die Vulkane herum, Malpays. Eine Reihe von großen Ausbrüchen wird in die Jahre 1565, 1651, 1664, 1668, 1671, 1677 versetzt. Der letzte fand am 11. July 1775 statt und kam nicht aus dem Gipfel, sondern aus einer der drei Seitenspitzen. Der Vulkan de Fuego oder wie man ihn auch gewöhnlich nennt, der Vulkan von Guatemala liegt 3 Stunden südwestlich von Guatemala Antigua; der größten Ausbrüche gedenken die Spanier in den Jahren 1581 und 1586, 1623, 1705, 1710, 1717, 1732 und 1737. Er bildet einen schönen Kegel, der aber nahe am Gipfel durch von Seitenausbrüchen hervorge-

brachte Schlackenhügel verunstaltet ist. Eine Reihenfolge scheinbar ausgebrannter Vulkane zeigt sich südlich von der Lagune de Atitlan zwischen Neu-Guatemala und Zapotitlan als eine geognostische Merkwürdigkeit. Es sind nemlich zwei Reihen Vulkane, die auf zwei Spalten von Osten gegen Westen gerichtet, gleichsam verschoben erscheinen, so daß die westliche Reihe zwei Meilen nördlicher als die westliche liegt. Auf der letztern Spalte sind die Vulkane von Pacaya, der Wasservulkan, die Vulkane von Fuego und Acatenango empergeschoben. Auf der westlichen Spalte liegen die Vulkane von Toliman, Atitlan und Sunil.

Unter den mehr als zwei Dutzend Vulkanen von Mittelamerika ist keiner so berüchtigt, als der Vulkan de Agua oder der Wasservulkan. Er ist einer der höchsten Berge der Republik und liegt 15 geogr. Meilen östlich von der großen Lagune von Atitlan zwischen dem Guatemala Antigua und den volkreichen Dörfern Mixco Amatitlan und San Christoval. Seine Höhe ist auch noch nicht gemessen, aber aus dem Umstande, daß der Berg mehre Monate lang mit Reif und Eis und vielleicht sogar mit Schnee bedeckt ist, schließt Herr v. Humboldt auf eine Höhe zwischen 1750 und 2400 Toisen. Auf Bergen unter ersterer Höhe fällt kein Reif, und welche die letztern übersteigen, sind unter dieser Breite schon wirkliche Nevados d. h. mit ewigem Schnee bedeckt. Dieser Vulkan hat die Form eines abgestumpften Kegels und 9 geogr. Meilen Umfang. Zwei Drittel seiner Höhe sind wie ein Garten bebaut. Weiter aufwärts folgen herrliche Waldungen und der Gipfel zeigt einen Krater. Nach Pater Remesal soll im Jahre 1541 dieser Vulkan seinen Gipfel bei einem gewaltigen Wasserausbruche verloren haben. Der damalige Stand der Erdkunde war nicht von der Art, uns eine nähere Beschreibung dieses Wasserausbruchs aufzubewahren; daß aber seine Nähe noch immer furchtbar ist, lehrt die Erfahrung, vielleicht eben darum so furchtbar, weil seine Mündung verstopft ist. Nördlich von der beschriebenen Vulkangruppe wird es allmälig ruhiger. Der Vulkan von Soconusco unter 15° 59′ Br. bildet gleichsam den Schlußstein vulkanischer Ausbrüche am westlichen Rande der Urgranitgebirge von Oaxaca. Es erscheint nun an den Küsten des stillen Meeres kein Vulkan mehr bis zum Colima. Indem die Querspalte der mexicanischen Vulkane die ältere Längenspalte durchsetzte, scheint sich im Innern der Erde ein Wall gebildet zu haben, welcher die Krämpfe der Erdrinde, die sich von

Süden nach Norden bewegen, bricht, dagegen aber um desto verderblicher zurückwirkend macht; ein Umstand, der die entsetzlichen Erdbeben erklärt, womit Centroamerika so häufig heimgesucht wird. Auch würde daraus folgen, daß die Vulkane der Längenspalte älter als die mexicanischen sind, so wie diese Ansichten geeignet sind, in der Erforschung der Erdbeben uns einem festen Resultate näher zu bringen.

Aus dem bisher Gesagten erhellt schon, wie naturhistorisch interessant das Gebiet dieses neuen Staatenbundes an sich selbst ist. Zudem gehört es noch durchaus der heißen Zone an, und da es nirgends in die Region des ewigen Schnee's ansteigt, so haben wir ein Land vor uns, dessen größter Theil den herrlichen Gegenden angehört, die sich eines ewigen Frühlings erfreuen. Von der Natur ist dieses Land noch bei weitem mehr als Mexico begünstigt. Wenn dieses wie Altspanien durch Dürre leidet, so ist dagegen Centroamerika von vielen herrlichen, leicht schiffbar zu machenden Strömen durchwässert. Da das Land von zwei Meeren eingefaßt ist, und eine hohe Gebirgskette es durchzieht, so sind auch die Flüsse meist nur Küstenflüsse, die sich zwar nirgends zu einem großen Strome sammeln, aber durch Wasserreichthum auszeichnen. In das Antillenmeer ergießen sich bei 20 größere und eine Unzahl kleinerer Flüsse zwischen dem Grenzflusse Tabasco, der noch in den mexicanischen Meerbusen fällt, und dem Moin in Costarico. Alle diese Flüsse haben einen starken Fall, da sie aus nahen Gebirgen strömen; nur die an den Mosquitoküsten haben der größeren Ausdehnung des Flachlandes wegen einen längern Lauf. Wir glauben darunter den Rio Grande, den Ulua und den Plantasma erwähnen zu müssen. In den stillen Ozean strömen auch einige dreißig Flüßchen, die jedoch wegen der Nähe der Hochgebirge von keiner großen Bedeutung sind.

Auf den merkwürdigsten Fluß des Staats, den San Juan werden wir sogleich zurückkommen. Die vielen Flüsse gewähren dem Staate selbst mehre Vortheile; denn einmal kühlen sie das Land und machen es fruchtbar, da es nirgend an Bewässerung fehlt; dann aber geben sie auch der Republik eine Menge von Hafen, die sich sowol durch Schönheit als Sicherheit auszeichnen. Die Honduras bai ist reich an solchen Hafen und zieht bereits die Aufmerksamkeit der handeltreibenden Völker auf sich, trotz dem, daß eine Menge von Inseln und Klippen den Schiffen die größte Vorsicht gebietet. Die kleinen Baien von S. Gil

oder Truxillo, Carthago und Blacwell werden einst sich zur Berühmtheit erheben. Die Bai von Papagayo an den Küsten von Nicaragua, dann die vielen Einbuchten in Costarica, ferner gegen Norden die Busen von Realeo, Catalina, Sonsonate und Guatemala stehen den Schiffen des stillen Meeres offen. Besonders der südliche Theil der Republik ist reich an Binnenseen, unter denen der Nicaragua, einer der bedeutendsten und wichtigsten in ganz Amerika ist. Seine 160 Quadratm. haltende Oberfläche, ist ganz im Gebiete des Staates Nicaragua eingeschlossen. Er bildet einen ungeheuren überall zehn Faden tiefen Kessel, hohe, fünf bis acht tausend Fuß hohe Berge, mit Grün und üppiger Tropenvegetation bedeckt geben ihm malerische Ufer und der oben erwähnte Vulkan, in seiner Mitte, vermehrt seine interessante Schönheit. Seine Ufer sind überall bis auf $\frac{2}{3}$ der ihn umgebenden Berge angebaut. Er nimmt jedoch an den Stürmen des Ozeans theil, so wie eine Menge Flüsse ihm ihre Wasser zuführen. Die Schönheit des Genfersees ist in ganz Europa berühmt, er kann jedoch nur in jeder Rücksicht als ein Migniaturbild der erhabenen Naturerscheinungdes Nicaraguasees betrachtet werden, um welchen letztern sich alles vereinigt, was die Natur Schönes, Furchtbares und Erhabenes besitzt, denn die Umgebungen des Nicaraguasees bestehen aus Vulkanen, deren Flammen ihn nicht selten magisch beleuchten. Diese brennenden Gipfel erscheinen als eben so viele Altäre, auf denen Opfer zur Ehre des Schöpfers brennen, und diesen prachtvollen Naturerscheinungen, so wie der erhabenen Länderbildung mögen es diese Gegenden in alter Zeit verdankt haben, daß in ihnen sich die meisten heiligen Städte uralter Bildung erhoben, das Land selbst aber mit dem Titel: Teo-Chiapa, das göttliche Land, beehrt wurde.

Was jedoch den See von Nicaragua noch besonders wichtig macht, ist, daß aus ihm der merkwürdige Fluß San Juan gegen Osten eine starke Wassermasse, die große Schiffe zu tragen im Stande ist, nach dem Antillenmeere strömt. Es bleibt demnach nur die schmale, zwischen dem See und dem Meerbusen von Papagayo gelegene Landenge übrig, um eine Verbindung mit dem stillen Meere zu haben. Diese Landenge könnte durch einen Kanal durchstochen werden und die Verbindung beider Ozeane wäre bewerkstelligt. Die Regierung des Freistaates hat bereits viele Dokumente über diesen Gegenstand gesammelt, und Humboldt selbst hat sich sehr angelegent-

lich damit beschäftigt. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß man trotz aller Hindernisse, welche die seichte Mündung des Ulua und die hohen Bergrücken der schmalen Landenge entgegensetzen, mit der Zeit überwinden werde. Zuerst müssen jedoch die politischen Stürme beschworen werden, welche gewaltiger als die Papagayos auf dem See von Nicaragua jedes Werk des Gemeingeistes verhindern.

Wir haben schon oben erwähnt, daß der größte Theil der Republik den sogenannten Tieras templadas angehört. Die Regenzeit beginnt mit dem Junius und endigt im Oktober. Während dieser Jahrszeit erneut sich die Vegetation und die Luft wird von balsamischen Düften geschwängert. Es findet gleichsam eine Erneuerung der ganzen Natur statt, die dazwischen fallenden schönen Tage und Stunden, denn man muß sich keineswegs einen sechs Monate dauernden Regen vorstellen, gehören zu denen, wo auch der Hypochonder zu gestehen gezwungen wird, daß die Welt schön sei. Niemals herrscht hier auch in der trocknen Jahrszeit jene ermattende Hitze, jene erstickende Glut, welche andere Tropenländer zu einem Aufenthalte schwitzbadbedürftiger Menschen macht. Die vielen Flüsse, die reichen Schatten, die gesunde Bergluft und die Brisen beider Meere, machen beide Abhänge der Cordillere, welche die verbundene Hand eines guten Ehepaars darstellt, zu einem Aufenthalte, wie ihn die Griechen Homerischen Andenkens in Elysium träumten. Die Sage von der Schönheit des Mai ist hier entstanden, denn hier ist er wirklich schön und nicht wie bei uns, nur eine Fiktion. Der Himmel schaut mit dunkelblauem Auge auf das gesegnete Land herab und mit Freuden sieht man das Gestirn des Tags sich in die Fluten des großen Ozeans versenken, um im atlantischen nach einer hellen Nacht sich wieder zu erheben. Aber welche Nächte sind auch die Nächte von Guatemala? Gewiß der schönste Theil des Lebens! In dem Dufte einer blühenden Pflanzenwelt, wie sie nur die Tropen gebären können, vom Hauche der erquickenden Seewinde umfächelt, entfesselt sich die Brust und süße Phantasien aus besserer Welt durchbeben unsere Seele und verklären unsern Blick in eine Sternenwelt, deren leuchtende Globen mit einem ganz andern Lichte als in unserm Norden strahlen. Der Mond beleuchtet die Welt mit einem Zauberglanze, den wir nicht kennen, und in mondlosen Nächten ist die Venus und die leuchtende Straße der Ceres hinreichend, die schönste Mondnacht des Nordens vergessen zu machen. Außer in den heißen Ebenen am Antillenmeere und dem Strande

des stillen Ozeans athmet man überall Leben und Gesundheit. Nur die Oktoberstürme, bekannt unter dem Namen der Papagellos, lassen uns fühlen, daß wir auf Erden sind. Freilich sind Erdbeben vorhanden, und der in den Abgrund gekerkerte Riese, der böse Geist des Abydos aus der Apokalypse, wirft öfter die Häuser über dem Kopfe zusammen; wer sich jedoch mit der Hütte eines Indianers begnügen will, fürchtet den ungetreuen Boden nicht.

Auf die Naturprodukte dieses schönen Landes können wir mehr aus seiner physikalischen Beschaffenheit, seiner geographischen Lage und dem, was es bisher in den Handel geliefert hat, als aus einer wissenschaftlichen Kunde schließen. Kein Naturforscher im eigentlichen Sinne des Wortes hat es noch betreten, und es ist gewiß nicht wenig zu bedauern, daß es Herrn v. Humboldt und seinem Reisegefährten nicht gefiel, dieses Land zu durchreisen, welches so sehr die Mühe eines gebildeten Forschers zu belohnen verspricht. Schon der vulkanische Boden, das immer noch arbeitende Feuer unter demselben macht das Land in Verbindung mit der guten Bewässerung und der geographischen Lage zu einem der produktenreichsten der Erde, und begünstigt das Fortkommen alles dessen, womit die Natur ein Tropenland ausgeschmückt hat. Die Küste von San Salvador heißt die Balsamküste und führt diesen Namen mit der That, wie denn überhaupt alles, was dieses Land hervorbringt, von besonderer Güte, Feinheit und Kraft ist. Was wir in Mexico gesagt haben, von der stufenweise über einander geschichteten Vegetation am Cordillerenabhange, das gilt auch von Guatemala und zwar in einem erhöhten Maßstabe. Besonders zeichnen sich die östliche flache Küste und die nassen Wälder durch einen enormen Vegetationsreichthum aus. Vorzüglich sind die Forste auf der Mosquitoküste berühmt; sie liefern das beste und schönste Acajou oder Mahagonyholz, welches man kennt. Die Fällung dieses Holzes geschieht gewöhnlich kurz nach Weihnachten oder am Schlusse der sogenannten nassen Jahrszeit, wo denn gewöhnlich große Lebendigkeit an den Küsten Honduras herrscht. Es ist merkwürdig zu wissen, wie dieses Holz in die Werkstätte europäischer Ebenisten eingeführt wurde. Um das Jahr 1724 lebte zu London ein Arzt mit Namen Gibbons, dessen Bruder einen großen Planken dieses Holzes als Ballast aus Westindien mitbrachte und ihn damit beschenkte. Die Zimmerleute fanden das Holz für ihre Werkzeuge zu hart und warfen es bei Seite. Doktor Gibbons übergab es einem Tischler um daraus einen Kasten zu fertigen;

nur nachdem er eigene Werkzeuge von besonderer Härte sich verfertigen ließ, gelang es ihm das aufgegebene Werk zu vollenden. Dieser Schreiner, welcher den ersten Behälter aus Mahagony in Europa verfertigte, hieß Wollaston. Dieses Möbel war von solcher Schönheit, und fand so viel Bewunderung, daß von nun an die Nachfrage nach ähnlichem Holz allgemein wurde. Die industriösen Engländer ließen sich dies nicht zweimal sagen, und die Fällung dieses Holzes auf der Küste Honduras begann. Man bedient sich zu diesem Geschäfte der Neger, als der, welche die nasse Hitze am besten ausdauern. Man theilt sie in Haufen von 10 bis 30, denen der gewandteste zum Anführer gegeben wird. Gegen Anfang August wird dieser Neger ausgesandt, um eine Gruppe der schönsten Bäume in den Urwäldern zu suchen. Hat er einen solchen Platz gefunden, so beginnt das Fällen gewöhnlich 12 Fuß oberhalb der Bodenfläche. Der eigentliche Stamm wird für das beste Stück gehalten. Zur Zierarbeit taugen jedoch die Äste wegen des feinen Gewebes und der bunten Adern bei weitem besser. Die besten Stücke werden nun ausgesucht, die geringern benutzen die Neger zur Verfertigung kleiner Gegenstände für den häuslichen Gebrauch, was ihnen einigen Gewinn abwirft. Die Blöcke werden dann auf Rollwagen an den Landungplatz gebracht, was eine sehr mühsame Arbeit ist, da die Wege erst ausgehauen werden müssen. Das Mahagonyholz wird nun in Blöcke oder Bohlen geschnitten, die nach der Stärke des Zugthieres eingerichtet werden; je dicker der Baum ist, desto kürzer werden die Blöcke geschnitten. Es gibt Bäume, aus denen Bohlen von 300 Kubikfuß geschnitten werden, während andere dergleichen von 3000 Kubikfuß liefern. Die größte Bohle, welche bisher in Honduras geschnitten wurde, war 17′ lang, 57″ breit, und 64″ dick, hatte 5168′ Oberfläche und 15000 Pfund Gewicht. Die Bohlen werden viereckig zugerichtet, um das Abrollen von den Schlitten oder Wagen zu verhindern. Mit Eintritt der trocknen Jahrszeit muß das Holz weggeschafft werden, weil zu jeder andern Jahrszeit der Boden zu naß für die Rollwagen ist. Um dem Vieh die Arbeit zu erleichtern, geschieht das Fortschaffen bei der Nacht, weil die Hitze des Tages das Zugvieh ermatten würde. Diese Arbeit bis zur Einschiffung des Holzes dauert durch volle fünf Monate und ist mit sehr bedeutenden Kosten verbunden. Man muß sich indessen die Tropenwälder nicht so vorstellen, wie wir Wälder zu sehen gewohnt sind. Diese monotone Einförmigkeit ist in denselben nicht vorhanden. Außer dem Maha-

gonyholz schmücken diese Urwälder Cedern, Mangrovenbäume, der Guyacan mit seinem unzerstörbaren Holze, der Urucu, die Sapote, deren Früchte von den niedern Volksklassen dem Cacao beigemischt werden, Brasilienholz, Campecheholz, Mastix, eine unzählbare Menge von Gummibäumen, aus denen nach ihren verschiedenen Arten Drachenblut, Gummilack, Kopal und andere köstliche und wohlriechende Harze, wie auch Balsam ausschwitzen und in Fülle gezogen werden können. Viele Gattungen Bäume sind so sehr mit öligen und geistigen Harzen geschwängert, daß ihr Holz im Wasser zu Boden sinkt. Außer diesem Wenigen von den Forsten der Hondurasküste, ist uns der ganze natürliche Reichthum der Pflanzenwelt unbekannt. Nur die Kunde der unermeßlichen Fülle und Üppigkeit der Pflanzendecke, die von Mexico bei weitem übertreffend, ist in schwachen Lauten zu uns herübergekommen.

Dieser große Reichthum gibt sich uns mehr kund durch das Gedeihen derjenigen Gewächse, welche der Mensch zu Gegenständen des Anbaues gemacht hat. Auf den hohen Plateaus gedeihen europäische Cerealien, besonders Mais, Weizen und Gerste; der Mais ist heimisch und gibt hundertfältige Frucht, Kartoffeln, Kürbisse und Schminkbohnen wurden von Alters her gepflegt. Obst aller Zonen gibt Guatemala in besonderer Vollkommenheit und um die Hütten der Indianer gedeiht die segenvolle Musa, der Maniok, die Batate, Yams, und andere Knollengewächse, welche in der heißen Zone die Cerealien ersetzen. Die höhern Bergrücken lassen die Rebe trefflich gedeihen, obwol sie nicht gekeltert wird. Zucker, Pfeffer, Ingwer, Vanille, werden ausgeführt. Ein Hauptprodukt des Landes ist der vorzüglich köstliche Cacao. Jener von Soconusco, Suchiltepeque und Gualan wird vor allen Sorten geschätzt, welche man kennt, selbst die von Esmeraldes in Quito und von Uritucu und Capiriqual in Venezuela behaupten keinen Vorzug. Dieser kostbare Cacao kommt jedoch nicht in den auswärtigen Handel, indem er im Lande selbst verzehrt wird. Kleine Quantitäten davon wurden früher an den spanischen Hof gesandt. Diese köstliche Nahrungspflanze ist hier einheimisch und wurde längst vor Ankunft der Spanier zu einem Getränke, Chocolatl genannt, verwendet. Man unterschied vier Arten. Die Bohnen wurden gemalen, mit etwas Maismehl, Vanille und der Frucht einer Pfeffergattung gemischt, zu einem Teig geknetet und in Tafeln geformt. Diese Kunst ist samt dem Werkzeuge, dessen man sich bediente, um den Cacao zu zerreiben, nach

Europa verpflanzt worden. Die Spanier nannten den Chocolatl ein Getränk für Schweine; aber Cortez erkannte den ganzen Werth dieses köstlichen Nahrungsmittels, welches im engen Raume so viel Nahrungsstoff der besten Art vereinigt. Der Cacao von Guatemala ist die Frucht des Theobroma Cacao und gedeiht vorzüglich in nassen und heißen, von Wäldern geschützten Gegenden. Der Baum einmal gepflanzt bedarf nur die ersten Jahre sorgfältige Reinigung, wächst aber bei hinlänglicher Wärme und Feuchtigkeit so schnell, daß er schon nach fünf Jahren eine von Jahr zu Jahr steigende reiche Ernte liefert. Der Cacao von Guatemala ist so vorzüglich, daß Mexico dessen Anbau verwahrloste und seinen Bedarf von Soconusco bezieht. Die beste Chocolade wird in Mexico verfertigt. Von gleicher Qualität ist der Indigo und jener aus dem Staate San Salvador wird für den besten und schönsten in der Welt gehalten. Es werden jährlich gegen 2,000000 Pf. ausgeführt; das Pfund kostet gegenwärtig in Guatemala selbst 3 fl. unsers Geldes und bringen dem Staate eine jährliche Einnahme von 6,000000 Gulden. Der Indigo war zwar schon den alten Völkern bekannt, dennoch gehören manche Gattungen der Indigofera dem neuen Kontinente an. In Guatemala wird er gezogen aus der *Indigofera tinctoria, anil, disperma, argentea;* die Pflanzen werden mit Sorgfalt gepflegt, fordern häufige Bewässerung und einen hohen Grad von Temperatur. In Guatemala finden wol vier Indigoernten des Jahres statt; hat nemlich die blätterreiche Pflanze eine gewisse Höhe erreicht, so wird sie abgeschnitten und in Kuffen eingeweicht, deren gewöhnlich zwei übereinander angebracht sind. Jede dieser Kuffen hält 15 Quadratfuß und $2\frac{1}{2}'$ Tiefe. Die obern Kuffen nehmen die Pflanzen zur Fäulung auf und ergießen die Flüssigkeit auf die Batterien, zwischen denen die Wassermühle angebracht ist. Der große Radbaum geht durch beide Batterien und ist mit langgestielten zum Stampfen geeigneten Löffeln versehen. Dadurch wird aus der gegornen Substanz der Färbestoff ausgestampft, und in eine weite Abseihekuppe abgelassen, wo er sich zu Boden setzt. Dieser Bodensatz wird alsdann auf Breter von Brasilienholz in den Trockenkasten ausgebreitet, welche mit Rollrädchen versehen sind, um sie im Falle eines eintretenden Regens unter Dach zu bringen. 500 Kubikfuß Indigokraut geben gewöhnlich 40 Pfund Indigo. Seltsam genug, kursirt bei uns unter dem Namen Guatemala eine geringere Sorte von Indigo, die weniger geschätzt ist, und ein ganz anderes Va-

terland hat. Von eben so vorzüglicher Güte, wie der Cacao und Indigo, ist auch der Tabak. Färbehölzer liefern gleichfalls dem Handel reichen Stoff. Die Baumwolle ist vorzüglich. Sassaparilla und andere Arzneikräuter sind in Fülle vorhanden, aber noch keineswegs weder erforscht noch gewürdigt. In den nördlichen Provinzen sieht man auch Agavepflanzungen, woraus Pulque bereitet wird. Ein nicht geringer Schmuck des Landes sind aber die zahlreichen Geschlechter der Palme von 110 bis 160′ Höhe, welche ihre Kronen über den Urwäldern wiegen, mit deren Gipfeln sie durch schönblühende Lianen verbunden sind. Die neuere Zeit hat auch die Cochenille eingeführt, und ihre Pflanzungen übertreffen bereits die von Mexico. Was wäre auch auf Erden, dessen Pflanzung der dankbare Boden nicht lohnte?

Das Thierreich bietet einen eben so großen Reichthum und Mannigfaltigkeit, wie das Pflanzenreich dar. Affen bewegen sich herdenweise durch die Gipfel der Bäume, besonders sind die Brüll-, Schweif- und Seidenaffen häufig. Mehre Arten Beutelthiere, Waschbären, Hasen u. dergl. leben in den wenig bevölkerten Gegenden. Der Tapir ist in Herden zu finden; Faul-, Gürtel-, Knäuelthiere, Fleder- und Spitzmäuse und eine unzählige Menge von Mustelen durchgraben, klettern und kriechen alle Gegenden. Bären sind selten, aber der Zorilla, eine Viverrenart, ist hier heimisch; das Schrecken der Wälder ist aber der Jaguar, der Kuguar und die Tigerkatze, eben so wild und blutdürstig als schön. Mehre Arten von Robben hausen auf den zahlreichen Inseln, und der Australozean ist reich an Wallfischen und Delphinen, so wie das Antillenmeer an Ambra liefernden Cashelotten; das Geschlecht der Vögel ist unendlich mannigfaltig vom Geierkönig bis zum Kolibri herab. Einheimisch ist der Guezal in der Provinz Verapaz, welcher sonst nirgends angetroffen wird. Wir haben keine nähere Beschreibung von ihm, als daß er ein glänzendes smaragdgrünes Gefieder hat und seine prachtvollen langen Schwungfedern den Indianern zum festlichen Hauptschmucke dienen. Bei den alten Guatemalern standen diese Federn in so hohem Werthe, daß sie als kostbare Beweise einer hohen Achtung an fremde Könige als Geschenke gesandt wurden. Zwei Meere, unzählige Flüsse liefern eine ganze Naturgeschichte von Fischen; am reichsten daran sind die Binnenseen und besonders der Nicaragua. Natürlich fehlt es nicht an Amphibien; drei Arten von Schildkröten könnte man sich noch gefallen lassen; auch die Frösche wären in der Fasten-

zeit zu gebrauchen, aber die Kröten sind eine garstige Rasse, besonders diese Riesenarten, die an Größe und Gestalt mit ihren giftglühenden Warzen, wie eine Pastete aus Paris aussehen. Der Alligator bewohnt Seen und Flüsse, zeigt auch hier die Eigenheit, an manchen Orten wild und reißend, an andern zahm und unschädlich zu sein. Der Leguan wird trotz seiner häßlichen Gestalt gegessen. Sein dicker mit Schuppen besetzter Körper spielt grünlich blau und verändert die Farbe; die fünfzehigen Füße sind mit starken Nägeln bewaffnet, der Mund mit scharfen Zähnen. Im Zorn sträubt sich der zackige Rückenkamm aufwärts, die Halslappen schwellen zum Kropfe auf und das große funkelnde Auge erregt Entsetzen. Bei diesem einzigen Thiere, gewiß das gräulichste in der Schöpfung, begreife ich nicht, wie es jemals zur Speise der Menschen gewählt werden konnte. Viele giftige Schlangen nebst großen Riesenschlangen sind auch nicht anlockend, aber glücklicherweise sind die Insekten nicht so zahlreich, daß sie dem Menschen das Leben verbittern. Die Mosquitos sind hier nicht in so ungeheuren Schwärmen vorhanden, die vielen und mannigfaltigen Leuchtkäfer und Feuerfliegen erheben aber den Zauber der lieblichen Nächte; prachtvolle Schmetterlinge tragen zum Vergnügen bei, nur die Heuschrecken richten dann und wann Verheerungen an. Mehre Arten Bienen sind eine angenehme Zugabe zu dem Naturreichthume des Landes; die nußgroßen Spinnen dagegen sind weniger angenehm; furchtbar sind die Wespen, Ahorcadores genannt, deren Stich ohne ein schnelles Gegenmittel den unvermeidlichen Tod bringt. Beide Ozeane liefern die Perlenmuschel und die Auster, der Australozean auch die Purpurmuschel, die größte Menge giftiger Geschmeiße, hat jedoch die Provinz Soconusco.

Den animalischen Reichthum hat die Ankunft der Europäer noch vermehrt; der Hirsch hat sich in den Wäldern stark verbreitet; das Pferd ist zwar klein und harthufig, aber stark und behende und trefflich zum Ritt. Zum Lasttragen dient das Maulthier, welches bei dem Mangel an Straßen von dem größten Nutzen ist. Das Rindvieh ist in großen Herden vorhanden und würde auf den Hochbergen sich trefflich zur Milchwirthschaft eignen, diese ist jedoch bei den Spaniern nirgends beliebt. Schafe sind in großen Herden vorhanden und liefern Wolle und Käse. Das Schwein ist selten, was für die Gesundheit der Bewohner eben von keinem Nachtheile ist. Hund und Katze begleiten den Menschen überall hin. Bei diesem großen Reichthume aller

Arten von Naturerzeugnissen muß man doch nie vergessen, daß hier jede Art von Kultur noch in der Kindheit ist.

Die Mineralreichthümer des Föderativstaates sind bisher wenig bekannt. Von den Urgebirgen in Oaxaca wissen wir, daß sie reich sind an gold- und silberreichen Fahlerzen. Diese Gebirge setzen auch gegen Süden in die Staaten von Chiapa und Guatemala über. Vielleicht sind die vulkanischen Trachytkegel aus dem Granitgebirge selbst, das sich von diesen Kegeln östlich hinzieht, ausgebrochen. Herr von Humboldt findet es indessen wahrscheinlich, daß der Reichthum edler Metalle in Grünstein und Syenitporphyren enthalten sei. Bis zum Jahre 1787 prägte die Münze von Guatemala jährlich kaum 200000 Piaster aus; 1825 wurden bereits 600000 Piaster an Gold und Silber ausgeprägt und der Ertrag der Bergwerke blieb seitdem immer im Steigen. Besonders hat der Reichthum an gediegenem Golde, theils in Wäschen oder Seifenwerken, theils auf Gängen in Costarica seit 1822 immerwährend zugenommen. Bei Gelegenheit eines großen Erdbebens, wurden durch Niederstürzen ganzer Felsenschichten viele reiche Erzgänge entblößt. Im Staate von Honduras sind die alten Gold- und Silberbergwerke noch immer sehr ergibig. Bisher hat man nur Gold und Silber gesucht, es ist aber gewiß, daß es dem Staate weder an dem nützlicheren Eisen noch andern Metallen, eben so wenig als an köstlichen Materialien für Kunst und Manufakturen fehlt. Es ergibt sich demnach aus diesen Allem, daß Guatemala, so wie es zwischen beiden Festländern verbindend liegt, es auch die Vorzüge beider Festländer in sich vereinigt, ohne eine Menge ihnen eigenthümlicher Beschwerden zu theilen.

Geschichtliches.

Die scharfsinnigsten Naturforscher haben ihren Geist in Erfindung geologischer Hypothesen abgemüht, um das Dasein der antillischen Inselkette, der beiden Meerbusen und des großen Isthmus von Mittelamerika zu erklären. Die Mehrzahl, und unter denen Herr v. Humboldt selbst, sind geneigt anzunehmen, daß eine gewaltige Naturrevolution das mittlere Festland Amerika's zertrümmert habe; die Kette der Antillen und der Isthmus hätten allein dem Andrange der Gewässer widerstanden und wären daher als Reste einer Art von Weltzertrümmerung zu betrachten. Ich gestehe, daß mir die Nothwendigkeit einer solchen Annahme nicht recht einleuchten will, indem sich das Vorhan-

denſein ſowol der Inſeln als des Iſthmus auch ohne eine ſolche gewaltſame Zertrümmerung denken läßt. Da jedoch mehr an dem wirklichen Vorhandenſein, als an dem wie? gelegen iſt, ſo will ich die Hypotheſen über das letztere nicht vermehren, ſondern mich an das erſtere halten.

Nicht weniger als die phyſikaliſche Geſchichte des Gebietes von Guatemala, iſt ſeine politiſche Geſchichte bis auf die Ankunft der Spanier in das tiefe Dunkel der Vorwelt gehüllt. Keine Meinung kann irriger ſein als diejenige, welche ſo ziemlich die allgemeinſte iſt, daß nemlich vor Ankunft der Spanier Weſtamerika Jahrtauſende hindurch in einem wilden Zuſtande der Roheit und Unkultur gleichſam brach dagelegen ſei. Bei weitem wahrſcheinlicher iſt es, daß in Amerika eine ganze Geſchichte der Menſchheit untergegangen ſei. Sparſam ſind die Spuren, welche der menſchliche Geiſt den öſtlichen Theilen beider Kontinente eingedrückt hat. Die Hochländer des Weſten ſind dagegen reich an Zeugen, daß jenſeit der Meere auch vor Jahrtauſenden ſchon Leute gewohnt haben. Freilich iſt dieſes Blatt aus der Weltgeſchichte bis auf wenige Spuren ausgeriſſen, aber eben dieſe Spuren beweiſen die Größe des Verluſtes, und wie die Natur ihrer Wirkſamkeit erhabene Monumente in Vulkanreihen durch das ganze Land aufgerichtet, und eine ſteinerne Chronik ihrer mehre Weltalter hindurch anhaltenden Wirkſamkeit aufgethürmt hat; ſo war auch die Hand des Menſchengeiſtes keineswegs läßig, ſondern hat auf die Altäre der Natur die der Kunſt geſchichtet, um der Nachwelt in ſpäten Zeitaltern zu beweiſen, daß in fernen Zeiten nicht weniger erhabene Ideen hier Menſchenherzen bewegten, wie die waren; welche die Gräber der Pharaone an den Ufern des Nils entſtehen ließen.

Jede Zeitrechnung verſchwindet hier, aber ſo viel iſt gewiß, die Spanier fanden hier Völker vor, welche auf einen gewiſſen Grad und zwar einen bedeutenden von Civiliſation Anſpruch machen konnten. Dieſe Völker wandelten jedoch ſchon unter Trümmern einer Vergangenheit, die ſich einer Kultur erfreute, von welcher ihre Ahnen längſt herabgeſunken waren. Ich werde verſuchen, hier eine kurze Zuſammenſtellung jener Denkmale und geſchichtlichen Reſte der Vorwelt zu liefern, welche bis jetzt zu meiner Kenntniß gelangt ſind, in der gewiſſen und feſten Überzeugung, daß die Reihe derſelben von der Zukunft eine ſehr anſehnliche Vergrößerung zu erwarten hat.

Die merkwürdigſten Überreſte aus einer uns durchaus un-

bekannten Vorzeit sind die Ruinen der Stadt Huehuetlapallan, jetzt im Allgemeinen unter dem Namen der Trümmer von Palemque bekannt. Diese Ruinen liegen in der Nähe von Culhuahuacan in dem Staate Chiapa am Flusse Micol in der Provinz Tzendales nordwestlich von dem Indianerdorfe Palemque. Erst im Jahre 1786 erhielt man Kunde von diesen *Casas de pietra*, welche auf Befehl des Vizekönigs von Guatemala im folgenden Jahre, vom Kapitän del Rio untersucht wurden. Sein Bericht blieb liegen bis er 1822 sich nach England verlor, wo er dann von Bertoud bekannt gemacht wurde. Diese merkwürdigen Ruinen, welche sich auf einer Strecke von fünf deutschen Meilen längs eines Bergrückens hinziehen, scheinen eine ungeheure Stadt gewesen zu sein, jetzt sind sie mit Urwald überwachsen. Die vorzüglichsten Gebäude, dieser Stadt befinden sich auf den hervorragendsten Punkten; an allen waren Treppen angebracht; alles was noch vorhanden ist, besteht aus Stein und Gips. Das vorzüglichste Gebäude das man bis jetzt in dieser Trümmerwelt entdeckt hat, besteht aus mehren Quadraten, Hallen und Gallerien. Die übrigen Häuser sind unter einander durch acht Fuß breite Gallerien verbunden und zwei Reihen solcher Gallerien bilden ein vollständiges Haus. Alle Häuser sind mit Fuß breiten Steinen bedeckt; alle Steine, aus denen diese Gebäude errichtet sind, bestehen aus ungefähr 8″ langen, 9″ breiten und 2″ dicken ziegelförmigen Stücken mit Gipsmörtel zusammengefügt. Sie liegen alle horizontal, außer wenn sie ein Dach bilden, in welchem Falle sie schräg liegen. In den Hallen befinden sich eine Menge Thüren; man erkennt noch die Fuggen, in denen die Balken des Dachstuhls ruhten. Die Fenster bestehen aus nur kleinen, runden und viereckigen Öffnungen. Man sieht außerdem noch viele Öffnungen von 2′ Breite in der Gestalt eines römischen T, deren Zweck unbekannt ist. Die Fronte des obenerwähnten großen Palastes hat fünf hohe und breite Thore, durch Pfeiler getrennt, an deren jedem sich eine aufrechtstehende menschliche Figur in erhobener Arbeit findet. Das Haupt ist mit hohen Federn, die bloße Brust mit einem Halsbande, zuweilen auch mit einer Krause, und die nackten Arme mit Bändern geziert. Die Hüften werden von einem reichverzierten Tuche umgürtet, dessen fein gearbeitete Enden zwischen den Schenkeln herabhängen, die so wie die Füße ebenfalls nackt sind. Einige dieser Figuren zeichnen sich durch ungemeine Form und Höhe ihres Hauptschmuckes aus. Alle Köpfe sind im Profil und halten lange Stäbe in den

Händen, deren Knöpfe mit seltsamen Gegenständen verziert sind. Waffen bemerkt man auf diesen Basreliefs nicht; man findet indessen eine Menge anderer Figuren in hockender Stellung; sie haben Tücher ohne Zierrathen und tragen keinen Hauptschmuck. Unbekannte Schriftzüge umgeben sie. Der Widderkopf kommt mehrmals vor, so wie alles zeigt, daß es offenbar eine Hieroglyphenschrift war, welche noch deutlicher als das eben Gesagte an Egyptens und Nubiens Alterthümer erinnert. Man erkennt das unter dem Namen Nilschlüssel bekannte Kreuz wieder, das Weltauge, das weinende Auge, das Tau, die Hand, Köpfe, Vögel, Fische u. dgl. zeigen sich in langen Reihen über und um die Figuren, an denen man überall deutlich sieht, daß sie bemalt waren. Wenn uns dies alles nach Egypten führt, so finden wir in dem großen zirkelförmig gewölbten Haupteingange des Palastes eine Abweichung vom egyptischen Style. Dieses Gewölbe verbindet die ersten zwei Gallerien mit einander. Man gelangt in einen innern Hofraum, wo sich auf jeder Seite auf eingemauerten Steinen drei kolossale Büsten in erhobener Arbeit befinden. In einem andern Hofraume sieht man die Trümmer eines viereckigen Thurmes, die noch jetzt, da ihre Spitze eingefallen ist, 160′ Höhe haben. Rechtwinklige Treppen führen auf den Gipfel und eine Reihe Thüren und Fenster sind regelrecht angebracht. In einer andern Gallerie sieht man ein ovales Gemälde oder vielmehr Basrelief von 6′ Durchmesser; deutliche Spuren zeigen, daß es bemalt war. Eine Frau nach obiger Beschreibung gekleidet, sitzt mit gekreuzten Füßen auf einem Stuhle, den nach jeder Seite ein persischer Thierkopf mit einem Halsbande ziert. Eine andere in einen Überwurf gekleidete weibliche Figur überreicht der sitzenden Frau knieend, ein mit Federn gekröntes menschliches Haupt. Das Gesicht der Frau ist ernst. Sie hält die rechte Hand auf das Herz, während die linke auf dem Schenkel ruht. Eine viereckige mit Hieroglyphen beschriebene Tafel befindet sich im obern Theile des Gemäldes, so wie auch Hieroglyphenreihen am Karnies umherlaufen. In diesem Gemache befindet sich der Haupteingang zu einer langen Reihe unterirdischer Gewölbe, den Gemächern über der Erde ähnlich. Überall sieht man Bildwerke und Hieroglyphen angebracht und in den unterirdischen Gewölben, welche jetzt Fledermäuse bewohnen, befinden sich große Steine in Form von Ruhebetten. In der Nachbarschaft dieses großen Gebäudes liegt ein anderes mit fünf Eingängen, an denen man die Spuren hölzerner Thüren noch bemerkt. An den Pfeilern zwischen den Eingängen sind ebenfalls Figuren von

6′ Höhe, unter diesen fällt eine weibliche Figur in einem zierlichen Unterrocke auf, sie trägt auf dem rechten Arme ein nacktes Kind. Im Innern dieses Gebäudes stößt man auf drei große Wände, welche durch eingeschnittene Linien in 240 gleiche 6 Quadratfuß haltende Felder getheilt sind. Diese enthalten verschiedene Charaktere in erhobener Arbeit, z. B. ein gleichschenkliches Kreuz von einem Achteck umgeben, eine Arabeske ganz von der Gestalt der französischen Lilien. Höchst auffallend ist ein Tableau, in welchem ein Kreuz, ganz nach christlicher Weise, einen Hahn auf der Spitze, den Hauptgegenstand der Verehrung ausmacht. Es ist prachtvoll geschmückt, und ein Kind wird ihm vom Priester entgegen getragen. In der Nähe dieser eben erwähnten Gebäude, aber auf einem noch viel höhern Hügel, steht ein anderes wahrscheinlich religiöses Gebäude mit mannigfaltigen Gemächern und Darstellungen. Merkwürdig ist in diesem Raume eine kleine Kapelle mit flachem Dache, deren Vorder- und Rückseite mit schönen Basreliefs geschmückt ist. Auf der westlichen Mauer sieht man einen Mann, der nach dem Eingange schaut, sein Kopf ist mit Federn und Zweigen geschmückt, auf deren einem ein kleiner Kranich mit einem Fische im Schnabel sitzt. Er hat eine breite Halskrause, weite bis auf die halben Schenkel herabgehende Beinkleider, Bänder um die Waden und eine Art Sandalen, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt kauert hinter ihm eine Karrikatur, deren Beine in einem Schweife auslaufen. Gegenüber zeigt sich das Bild eines garstigen alten Mannes mit einem Aste im Munde. Innerhalb der Kapelle sieht man zwei kleine menschliche Figuren, beschäftigt den Kopf eines Mannes mit Federn geschmückt auf der Spitze eines Kreuzes zu befestigen. Eine andere Figur stellt ein Kind vor, das nach dem Kopfe blickt. Hinter jeder Figur befinden sich mehre Hieroglyphenreihen. Oberhalb dieser Kapelle erheben sich zwei parallele Mauern auf eine Höhe von 80′ empor. Treppen führen auf den Gipfel. 600′ unterhalb des Palastes kommt eine starke Quelle aus dem Felsen hervor, die 300′ weit überwölbt ist; indem die Wölbung allen Krümmungen des Baches folgt. Wo die Wölbung endigt, sieht man noch 150′ weit, Spuren verschiedener Gebäude. Diese ganze Masse von Ruinen ist von dichten Waldungen umgeben und würde Monate erfordern, um ganz durchforscht zu werden. Auch das benachbarte Land ist auf viele Meilen im Umkreise mit alten Bauresten bedeckt. Brücken, Wasserbehälter, Denkmäler mit Inschriften, unterirdische Gänge u. dgl. zeigen sich überall. Die erwähnten Ruinen waren jedoch gewiß die Hauptstadt

und für ein handel- und kunsttreibendes Volk sehr bequem gelegen.

Sehr bemerkenswerth sind jedoch die Physiognomien der Menschen, welche auf diesen Monumenten abgebildet sind. Die ganze Bildnerei ist von den spätern aztekischen Monumenten verschieden. Es ist offenbar, daß nicht nur die Kunst selbst auf einer bei weitem höhern Stufe der Ausbildung stand, sondern daß auch die Menschen von denen, welche die Teocalis erbauten, ganz verschieden waren. Sie bilden einen förmlichen Kontrast gegen einander. Die Figuren aus der mexicanischen Zeit sind roh gearbeitet, untersetzte kaum fünf Köpfe hohe Menschen, dagegen sind die Figuren von Palenque, schlanke zierliche Gestalten von ganz andern Verhältnissen. Besonders auffallend sind die langen Nasen, die zurückgedrückten hohen Stirnen, welche den jetzigen Stämmen ganz fremd sind. Aber auch der verwickelte Bausthl, die Mannigfaltigkeit der Gebäude, die kunstvolle Anordnung, die Anwendung vollendeter Gewölbe verrathen einen ganz andern Fortschritt in der Civilisation, als derjenige ist, welcher zur Aufthürmung plumper Pyramiden erfordert wird. Endlich darf nicht vergessen werden, daß man es hier im eigentlichen Sinne, mit schriftlichen Denkmalen zu thun hat, ganz verschieden von den malerischen Darstellungen des Geschehenen, welche zur Zeit der spanischen Landung üblich waren. Es sind hier wirklich Worte und Ideen in Schriftzeichen ausgedrückt, und wie in Egypten, unterscheidet man in den Hieroglyphen außer bildlichen Charakteren auch solche, welche als Buchstaben betrachtet werden müssen.

Alle diese Umstände weisen auf ein Volk hin, welches ganz verschieden war von dem, das die Spanier vorfanden. Wir kennen von diesen weitläufigen Alterthümern wenig mehr als ihr Vorhandensein; soviel ist jedoch gewiß: auf den Bergen des westlichen Amerika entfaltete sich die Civilisation nicht später als in der alten Welt, und so wenig wir es auch einzusehen vermögen, auf welche Weise es geschah, so fand doch in der Vorwelt eine Menschen- und Völkerverbindung statt, deren Verkehr älter ist als unsere Geschichte. Wir erinnern an die neuerlichst in Neuholland aufgefundenen Monumente um zu zeigen, daß bis jetzt kein Land aufgefunden wurde, in dem nicht Spuren einer ältesten Civilisation vorhanden wären.

An diese merkwürdigen Trümmer von Palenque reihen wir noch die Ruinen eines mit Bildsäulen gezierten von Copan und die Tempelhöhle von Tibulca im Staate Honduras

an. Man will an den Figuren Kostüme wahrgenommen haben, welche deutlich an die alte Welt errinnern. Genaueres ist mir von ihnen nicht bekannt. Auf der Grenze zwischen Verapaz, Chiapa und Yukatan liegt die Lagune von Itza, mitten in dieser Lagune erhebt sich eine Insel, die von den Spaniern befestigt wurde. Sie war die sehr merkwürdige Residenz der Itzaiks, einer alten, gebildeten Nation. Es haben sich Trümmer erhalten, deren genauere Beschreibung uns bis jetzt fehlt. Die Stadt Santa Cruz del Quiche ist auf dem Terrain erbaut, welches ehemals die Stadt Utatlan einnahm. Von letzterer sind gewaltige Bautrümmer geblieben, die nur mit denen von Mexico und Cuzco verglichen werden können. Der Palast des Königs von Quiche war 728 geometr. Schritte lang und 376 breit. Von den alten guatemalischen Festungen Pepan Guatemala, Mexico, Pararquin, Socoleo, Usvantlan, Chalchitan u. s. w. sind auch noch Trümmer vorhanden. Nach allem jedoch, was uns zur Kunde gekommen ist, gehören letztere einer spätern bei weitem minder civilisirten Epoche an und waren Werke jener Völker, welche die Spanier zur Zeit der Eroberung vorfanden. Cortez fand hier das Land unter mehre Völkerschaften getheilt, die zum Theil auf einer höhern Stufe der Civilisation standen als die Mexicaner, und theils von Königen, theils von Caziken, die man mit unsern Fürsten vergleichen konnte, beherrscht. Eine Regentenfolge von 17 Namen, die nach einander den Thron von Utatlan eingenommen haben, hat sich erhalten, und diese Fürsten thaten Alles, um nach Eroberung Mexico's durch Cortez, der ihnen drohenden Umwälzung vorzubeugen. 1522 kam eine Gesandtschaft nach Mexico, durch welche der Cazike von Cachiquel sich zum Vasallen des Königs von Castilla erklärte, allein Pedro Alvarado drang mit einem Heere von 300 Spaniern in Guatemala ein, eroberte die Königreiche der Quiches, Cachiquellen und Zutuillen. Man muß es den Guatemalern nachsagen, daß sie ihre Freiheit ruhmvoll verloren haben. Nicht Mangel an Muth, sondern Überlegenheit der spanischen Waffen raubte ihnen ihre Unabhängigkeit. Sie kämpften mit Muth am 24. Mai 1524 in einer großen Schlacht, wurden besiegt und Alvarado blieb Generalkapitän von Guatemala. Schon früher war eine Niederlassung im Staate Costarica durch die Spanier unter dem ahnungschweren Namen Cartago gegründet. Alvarado gründete nun im nördlichen Theile die Hauptstadt Guatemala. Das Land blieb den Spaniern

unterworfen; aber die Indier der Musquitoküste, der Wälder von Honduras und des östlichen Abhanges der mittlern Cordilleren, erwarben sich den Namen der Indios los bravos, was sowol tapfer als unbändig bedeutet. Wie die Mainotten Griechenlands haben sie ihre wilde Freiheit bis zur Befreiung des ganzen Landes von der spanischen Oberherrschaft behauptet, lebten jedoch in einer beständigen Fehde sowol mit den Ansiedlern als den Indios ladinos. Guatemala hat Spanien erst dann verlassen, als es von diesem verlassen wurde. Bis 1821 bewahrte es seine Treue. Erst als die Generalkapitanie vom Mutterlande gleichsam aufgegeben war, fing sie an für sich zu sorgen und für ihre Abhängigkeit und Freiheit zu streiten. Der Unabhängigkeitskrieg wurde hier am menschlichsten geführt und kostete nur wenig Blut, da die Spanier schnell aus dem Lande geworfen wurden. Sie vereinigten sich nun mit Mexico, doch konnte diese Abhängigkeit nicht lange dauern und am 21. Jänner 1823 erklärte sich die Generalkapitanie von Guatemala für gänzlich unabhängig von Mexico und jedem andern Staate der Erde. Chiapa blieb nun eine Zeitlang bei Mexico, doch hat sich auch diese Provinz 1825 wieder zu Mittelamerika geschlagen. Seitdem wurde Guatemala von Außen nicht beunruhigt. Im Jahre 1824 traten die konstituirenden Versammlungen in der Hauptstadt zusammen. Es wurde als Grundsatz der Regierung ausgesprochen, daß Mittelamerika eine Föderativrepublik bilden sollte, bestehend aus den fünf souveränen Staaten Guatemala, San Salvador, Honduras nebst der Mosquitoküste, Nicaragua und Costarica. Die Verfassung oder Konstitution des Staates ist die der vereinigten Staaten von Nordamerika, nur in manchen Punkten noch vollkommner. Jeder Staat wird von zwei Kammern regiert und sendet auf 15000 Seelen einen Repräsentanten zum Generalkongresse der Bundesrepublik. Die Einzelnheiten der Verfassung sind uns noch nicht zur Kunde gekommen, leider aber das Geräusch der innern Zerwürfnisse und der Bürgerkriege, durch welche diese junge Republik unkundig des Gebrauches der Freiheit, in ihrem eignen Eingeweide wühlt. Ein wahres Glück für diese Staaten ist es, daß sie das verderbliche Prinzip der Centralisation aufgegeben haben; denn dadurch bleiben doch die übrigen Staaten ruhig, wenn ehrgeizige Parteiführer in einzelnen Staaten Unruhen anzetteln. Es ist vergebens! so wie man nur das Übel durch innern Muth und Kraft zu ertragen vermag, so gehört auch nicht weniger Gewandtheit dazu das Gute zu benützen.

Glücklicherweise zählt Guatemala eine ziemliche Anzahl gebildeter Männer, auch wurden die Altspanier nicht aus den Staaten vertrieben, wodurch eine größere Masse von Bildung verblieb; und da für den Volksunterricht sehr viel gethan wird, so läßt sich erwarten, daß die Konvulsionen vorübergehen werden, einer festen Gesundheit des Staates Platz machend. Zudem ist dieser Staat berufen, der Mittelpunkt des Welthandels zu werden. Am 17. Juni 1826 wurde mit einer Gesellschaft von Kapitalisten aus Nordamerika ein Vertrag zur Eröffnung eines Kanals aus dem Nicaragua in den stillen Ozean abgeschlossen; und was gelänge den Angloamerikanern nicht?

Die Flagge der Republik besteht aus drei horizontalen Streifen, deren oberer und unterer blau, der mittlere aber weiß ist.

Industrie, Ackerbau und Civilisation überhaupt sind noch in der Kindheit, aber man rühmt: daß die Justiz prompt gehandhabt werde, alle Städte und viele Dörfer Elementarschulen besäßen, und die zwei Universitäten zu Leon und Guatemala die Versunkenheit der mexicanischen Anstalten dieser Art nicht theilten. Die römisch-katholische Religion ist Staatsreligion, die Indios bravos sind aber Heiden, und alle Völker ohne Unterschied der Religion und ohne deshalb der geringsten Beunruhigung ausgesetzt zu sein, sind eingeladen, sich als Kolonisten im Gebiete der Republik niederzulassen. Die Finanzen des Staats stehen wie bei allen diesen Republiken schlecht, da jedes Jahr ein bedeutendes Deficit ausweist. Nach dem Militärgesetze von 1828 besteht die zur Vertheidigung des Staates bereite Truppenmasse aus 1800 Mann stehende Truppen, 10750 Mann reguläre Miliz und 10000 Mann Landwehr, zusammen 22750 Mann. Da Spanien die Unabhängigkeit seiner ehemaligen Kolonien noch nicht anerkannt hat, so werden die Küsten beständig bewacht. Indessen ist von Seite Spaniens an eine Eroberung dieser ehemaligen Besitzung, welche durch die Natur selbst vertheidigt wird, wol nicht zu denken. Unübersteigliche Gebirge, bodenlose Küsten, unwegsame Pfade würden jeder fremden Armee Verderben bringen; gelang doch die völlige Unterwerfung des Landes selbst den Spaniern niemals.

In Hinsicht der Bewohner dieses Staates verweisen wir auf das, was wir in der Einleitung zu Mexico gesagt haben. Es sind hier dieselben Elemente der Bevölkerung wie dort, nur sind hier die Sitten milder, das Volk fleißiger und die geselligen Verhältnisse etwas geschmeidiger. Spanier, Kreolen, Misch-

linge aller Art und Neger, machen ein Drittel der Bevölkerung aus, $\frac{2}{3}$ bestehen aus mehr denn 20 Indianerstämmen, von denen wiederum $\frac{3}{5}$ angesiedelte, sogenannte lateinische Indianer sind, $\frac{2}{5}$ dagegen hausen unabhängig in den Gebirgen. Die lateinischen Indianer sind getauft und machen äußerlich alle Gebräuche des Christenthums nach, ohne vom Geiste desselben etwas zu ahnen. Indessen ist damit viel gewonnen, denn Volksschulen können in Kindern durch Unterricht das wahre Christenthum pflanzen, ohne die Vorurtheile der Eltern zu befürchten zu haben. Die kirchlichen Angelegenheiten stehen unter einem Erzbischofe und drei Bischöfen. Der öffentliche Unterricht liegt gänzlich in der Hand der Geistlichen, was eben nicht so schädlich ist, als man gewöhnlich glaubt, sobald die Geistlichen Schutz und Aufsicht vom Staate, in gleichem Maaße genießen. Der Volksunterricht wird in der Hand der Geistlichen immer in besten Händen sein, sobald der Staat darauf sieht, daß die Geistlichen ihre Pflicht thun und die nöthigen Ermunterungen dazu nicht mangeln. Man zählt in der ganzen Bundesrepublik 243 Pfarren, 4 Missionen, 44 Manns- und 6 Nonnenklöster mit 759 Kirchen; einzelne ausgenommen, sind sie bei weitem nicht so dotirt, wie in Mexico, und dieser goldne Mittelzustand zwischen erniedrigender Armuth und üppigem Reichthume, läßt sehr viel Gutes für die Zukunft hoffen.

Die Kasteneintheilung hat mit dem Entstehen der Republik aufgehört; die Sklaverei hat mit der Erklärung der Independenz ihr Ende erreicht; alle Sklaven mußten in Freiheit gesetzt werden, und der Staat faßte den edlen Entschluß: den Bürgern, welche durch dieses Dekret Verluste erlitten, den Kaufpreis für ihre Sklaven zu ersetzen. Nur die dürftigen Bürger haben dieses angenommen, alle aber, deren ganzes Vermögen nicht in dem Besitze der Sklaven bestand, haben jede Entschädigung edelmüthig abgelehnt und dadurch gezeigt, daß die Keime jener Tugenden ihnen nicht fremd sind, welche dazu gehören, um frei zu sein. Die Sitten der Indianer sind insofern von denen in Mexico verschieden, als es unter ihnen große Grundeigenthümer gibt, welche unter der vorigen Regierung den Namen Kaziken führten und alle Auszeichnung des castilianischen Adels genossen. Sie zeichnen sich durch Wohlhabenheit, geistige Lebendigkeit und eine malerische Tracht, von den übrigen Indiern aus. Ein baumwollnes Hemd, weite mit Fransen besetzte Beinkleider, über welche andere nur bis an das Knie reichende gezogen sind, lederne Sandalen und ein Gürtel von farbigem

Zeuge vollenden den Anzug. Ein weißer Mantel mit eingestickten Thieren verschiedener Art, bildet einen malerischen Überwurf; die ganze Kleidung, welche bei dem weiblichen Geschlechte dieselbe, nur daß Behufs des Säugens das Hemde vorne offen ist, ist äußerst malerisch und trägt einen gewissen Charakter von Züchtigkeit und Decenz an sich. Die gemeinen Indianer tragen keine Baumwollenstoffe, sondern Zeuge aus den Fasern des Maguey und andern Pflanzen gewebt. Vielversprechend ist die Sanftmuth, der Fleiß und die Kinderliebe dieser Stämme, welche jetzt, als Bürger des Föderativstaates, mit gleichen Rechten, wie die Weißen, ein großes Gewicht in die politische Wage legen. Sie erziehen ihre Kinder mit äußerster Sorgfalt, leben sehr einfach und behaupten auch hier, wie in Mexico den Ruhm, der ehrenwertheste Theil der Bevölkerung zu sein. Sie sind zudem wißbegierig, und keineswegs abgeneigt, bedeutende Fortschritte in der Kultur zu machen. Man rühmt besonders ihre Verschwiegenheit, Gastfreiheit und Wahrheitsliebe; ihr größter Fehler ist die Trunkenheit; nur mit den Negern wollen sie keine Gemeinschaft machen; dagegen lieben sie die Weißen, die sich an ihnen auch niemals so sehr, wie in andern Theilen Amerika's, versündigt haben.

1) Der Staat Guatemala.

Dieser Staat, welcher zugleich die Hauptstadt enthält, besteht aus der Hauptstadt und 15 Partidos oder Departements. Guatemala la Nueva wird als die Hauptstadt der ganzen Union betrachtet und liegt unter 14° 40′ nördl. Br. und 285° 48′ östl. Länge. Vor allen müssen wir über das Schicksal dieser Stadt einigen Bericht erstatten. Seltsam genug, hat sie bereits zum vierten Male ihre Stätte verändert, jedoch auf jeder eine Art Migniaturguatemala zurückgelassen. Um jeder geographischen Verirrung vorzubeugen, führen wir Folgendes an. Pedro de Alvarado, nachdem er den 14. Mai 1524 nach einer großen Schlacht Herr des Landes geworden war, wählte den Ort, welchen die Eingebornen Tyacuava nannten und gründete dort am 1. November 1527 die Hauptstadt nahe am Wasservulkane, unter dem Namen Santiago de los Cabelleros de Guatemala, welche jetzt aber Ciudad Vieja genannt wird. Am 11. September 1541 fand ein Wasserausbruch des Volcano del Agua statt, Felsen und Bäume mit sich reißend, und richtete entsetzliches Unheil an. Man verlegte nun die Hauptstadt eine Meile nordöstlicher, indeß blieb ein Theil der Einwohner in den alten Wohnungen

bis 1776 zurück, wo abermals ein Theil auswanderte und nahe bei Neu-Guatemala eine Ortschaft unter dem Namen Ciudad Vieja gründete. Gegenwärtig sind in Almolonga oder dem ersten Guatemala noch 2500 Indier übrig, die sich rühmen, von den Hülfstruppen der spanischen, den Mexicanern und Tlaskalteken, welche Alvarado begleitet hatten, abzustammen. Sie sind, wie die Eingebornen von Cholula und Tlascala, wegen ihres Ahnenstolzes berüchtigt.

Die zweite Hauptstadt wird jetzt der Zeitfolge nach Antigua Guatemala genannt, sie ist Hauptstadt der Provinz, nicht aber der Konföderation und liegt in einer herrlichen, überaus stark bewohnten Ebene, Valle de Panchoy genannt. Leider ist diese Ebene von schrecklichen Erdbeben heimgesucht, deren von 1565 bis 1773 zehn furchtbare gezählt wurden. Am 3. Juni 1773 trat das Meer aus seinen Ufern. Die zwei in der Nähe der Stadt liegenden Vulkane schienen zu sieden. Ströme von heißem Wasser ergossen sich aus dem einen, glühende Lavaströme aus dem andern, die Erde bekam überall Risse und Spalten und war in steter Bewegung. Fünf Tage lang dauerte dieser furchtbare Zustand, als endlich am 7. Juni sich der Abgrund öffnete und bis auf wenige Reste, die schöne Stadt mit allen ihren Reichthümern und 5000 Familien verschlang. Ströme von Schwefel und Koth stürzten über die Trümmer und entzogen sie für immer den Blicken der Menschen. Theils aus eigenem Entschlusse, theils in Folge eines königl. Befehls vom 21. Juli 1775, wurde die dritte oder jetzige Konföderationshauptstadt 4 Stunden westlicher, unter dem Namen la Nueva Guatemala de la Assumtion de nuestra Sennora (Neu-Guatemala von Mariä Himmelfahrt), gegründet. Sieben bis 8000 Einwohner blieben jedoch in der schönen Ebene der Zerstörung zurück, erhielten 1799 den Namen und die Privilegien einer Villa unter dem Namen Guatemala Antigua. Es wurde in dem Theile des Thales von Mirco, welcher Llanno de la Virgem genannt wird, 1776 noch ein viertes Nueva Guatemala gegründet. Die Gebeine des berühmten Conquistador Pedro de Alvarado blieben jedoch in der Guatemala Antigua zurück.

Neu-Guatemala, die Hauptstadt der Bundesrepublik, liegt unweit dem stillen Meere, am Flusse Bacas, in einem üppigen Thale von 25 Meilen im Durchmesser; es

scheint jedoch, daß diese arme Stadt keine bleibende Stätte finden soll, denn von vier Uhr Morgens am 21. bis 5 Uhr Abends am 22. April 1830 folgten sich abermal 52 Stöße eines gewaltigen Erdbebens. Am 23. April Nachts um 9 Uhr erfolgte ein so entsetzlicher Stoß, daß viele Häuser zerstört, Thürme zerbrochen und eine Menge Besitzungen verwüstet wurden. Dieses beweist wenigstens, daß die gegenwärtige Stadt ebenfalls nur von der Diskretion der innerirdischen Kräfte unsers Planeten abhängt. Indessen entschädigt das schöne Guatemala reichlich für diese Unannehmlichkeit durch seine prachtvolle Lage. 5000 Fuß über dem Meere gelegen, ist das Klima der Stadt und Umgegend wonniglich. Man kennt keinen Witterungswechsel, genießt eines ewigen Frühlings, wird von der labenden Kühlung der elastischen Atmosphäre erquickt und hat noch den Vortheil, innerhalb zehn geographischer Meilen um die Stadt, sich jedes beliebige Klima aussuchen zu können. Vier Meilen östlich von der Stadt erhebt sich der 14- bis 15000 Fuß hohe Wasservulkan, von dessen Gipfel die Stadt mit Eis versehen wird, während am Ufer des nur drei Meilen entfernten Ozeans die Glühhitze des Äquators herrscht. Diese Verschiedenheit des Klima versieht den Markt der Hauptstadt mit einheimischen Produkten aller Länder. Aber auch der Naturfreund findet sich angezogen, denn die Stadt liegt in einer der schönsten und interessantesten Gegenden der Erde. Was wir mühsam zusammensuchen und dessen Genuß durch große Reisen uns nur sparsam und einzeln verschaffen können, das findet sich hier auf einen Fleck zusammengedrängt. Ein prachtvolles, vom ewigen Frühling durchfächeltes Tropenthal, ein Amphitheater vulkanischer Hügel, über welche der Wasservulkan emporragt; diese vulkanischen Hügel heißen Mastraton und in ihrer Nähe erzittert die Erde beständig. Dennoch wird diese Gegend der köstlichen Heilquellen wegen häufig besucht. Die Nähe des Meeres trägt zur Schönheit der Lage bei und der ewig heitere Himmel blickt freundlich herab. Wahrlich, es muß etwas Köstliches sein, in einem so schönen Lande, selbst begraben zu liegen! Zudem ist die Stadt prächtig gebaut und von 40- bis 50000 Seelen bewohnt. Die Straßen sind 36 Fuß weit, gerade, gut gepflastert, und mit einem kleinen Bache, der durch die Mitte fließt, versehen. Der häufigen Erdbeben wegen sind alle Häuser, mit Ausnahme der Kirchen, nur ein Stockwerk hoch, aber bequem, schön geweißt, mit rothen Ziegeln gedeckt und mit Gärten, Höfen und Altanen versehen. Blumen, Orangen- und

Citronenbäume, tropische Prachtpflanzen, zieren Höfe und Gärten, von denen jeder mit ein und mehren Brunnen des köstlichsten Quellwassers versehen ist. Der Marktplatz ist ein rechtwinkliches Viereck, dessen Seiten 450 Fuß lang sind. Er ist gut gepflastert und mit Portikus umgeben. Eine Seite desselben wird von der Kathedrale eingenommen, die von einem italienischen Baumeister im reinsten und prachtvollsten Style erbaut ist. Ungefähr 40 Kirchen, alle herrliche Gebäude in bestem Style kirchlicher Baukunst vollendet, zieren außerdem die Stadt, welche 4 bis 500 Geistliche hat. Der Kathedrale gegenüber liegt der Regierungspalast, nahe dabei der Justizpalast und die Mitte des Platzes nimmt ein prächtiger Springbrunnen ein.

Ein schönes, steinenes Amphitheater ist zu Thiergefechten bestimmt, wo oft Kämpfe zwischen Jaguars und Büffel Statt finden. Man deklamirt zwar häufig bei uns gegen dieses barbarische Vergnügen, während man mit wahrem Seelenvergnügen die vorgefallenen Menschenhatzen, sonst Schlachten genannt, bekannegießert und sich wohl gar über die Leerheit der Zeitungen beklagt, wenn sich die Menschen eine Zeit lang nicht die Hälse brechen. Aber freilich, ein Jaguar und Büffel haben mehr Ansprüche auf unser Mitleid, als die verstümmelten Haufen eines Schlachtfeldes. Wäre doch dem Wahnsinne des Heldenthums eben so leicht, als einer Jaguarhatze zu steuern!

Guatemala besitzt auch eine Universität, wo Vorlesungen über Jurisprudenz, Theologie, Medizin, Mathematik und Naturwissenschaften gehalten werden. Die dazu gehörigen Gebäude sind zweckmäßig und schön und enthalten außer einer kleinen Bibliothek, die jedoch eifrig vermehrt wird, auch ein anatomisches Museum. Eine Akademie der schönen Künste, eine prächtig erbaute Münze; der erzbischöfliche Palast, das Rathhaus, die Gefängnisse, das Zollhaus und der Palast des Marquis Aizimema, tragen zur Verschönerung der Stadt bei. Nicht unerwähnt dürfen zwei Gymnasien und besonders drei Freischulen für den Volksunterricht bleiben.

Guatemala zeichnet sich überhaupt durch eine Nettigkeit, Reinheit und Bequemlichkeit aus, wie man sie in einer Stadt spanischen Ursprungs kaum vermuthen sollte.

Der Spanier von Guatemala ist ganz ein anderer Mensch als anderswo; das köstliche Klima, die erhabene und zugleich schöne Natur, die ihn umgibt, die wohlschmeckende Luft, welche er einathmet, läßt sein Blut heiterer rinnen, hebt seine

Brust leichter. Daher zeichnet auch den Guatemaler überhaupt eine leichte Fröhlichkeit aus. Er ist zutraulich, gesellig, gastfrei, mildthätig und arglos; dabei von lebendigem Geiste, geschickt und voll Industrie; man findet die geschicktesten Silberschmiede, Musiker und Bildhauer unter ihnen und sie übertreffen in diesen Künsten ganz Amerika, indem sie Waaren liefern, die selbst das kunstreiche Europa hochschätzt. In großen Baumwollenmanufakturen, so wie durch einzelne Weber, werden die feinsten Musseline und Gase nebst andern Baumwollengeweben geliefert. Besonders zahlreich ist die Zunft der Töpfer, welche köstliche Fayence, die dem Porzellain wenig nachgibt, in so großer Menge liefern, daß sie nicht nur die ganze Republik versorgt, sondern auch im auswärtigen Handel gesucht wird. Das Frauenvolk ist hier schön, und berühmt durch die Kunstfertigkeit in mannigfaltigen Stickereien, Verfertigung weiblicher Kleider, Federgemälden, künstlichen Blumen u. dgl. Außerdem gibt es hier noch Cigarrenfabriken, Pulquebrennereien, Zuckerraffinerien, Indigosiedereien, und alle Arten von Handwerken. Der Handel dieser Stadt ist außerordentlich lebhaft, freilich ist die große Entfernung von Honduras ein mächtiges Hinderniß. Indessen wird jetzt der Bacas schiffbar gemacht und seine Mündung unter dem Namen Puerto Libertad zum Hafen umgeschaffen. Der Handel mit dem wichtigsten Seehafen der Republik Omoa an der Bai von Honduras, wird auf äußerst mühsamen Pfaden durch die Cordilleren mit Maulthieren betrieben, deren jedes eine Last von 300 Pfund über die steilen Berge trägt. Überhaupt zeigt alles an, daß der Staat im raschen Aufblühen begriffen ist. Der Markt ist stets mit einer Fülle von Lebensmitteln versehen, die von der Menge der umliegenden Dörfer und Landgüter kommen.

a) Partido Chiapa ist die Grenzprovinz gegen Mexico von 14° 40′ bis 17° 30′ nördl. Br. und 281° 48′ bis 284° 18′ östl. Länge, mit einem Flächenraume von 1823 Quadratm. Es bildet eine Fortsetzung des Hochplateau und Berglandes von Oaxaca, besteht aus vulkanischem Erdreiche, mit noch tobenden Feuerspeiern. Herrliche Hochebenen, liebliche Thäler, bilden diese schöne Provinz, die ganz den templadas angehört, und sich in einer Höhe von 2000 bis 3500 Fuß über dem Meere erhält. Nur der gesegnete Distrikt von Soconusco steigt am westlichen Abhange zu einem schmalen Küstenstriche herab. Die reiche Bewässerung strömt meist dem mexicanischen Meerbusen zu, und in dieser östlichen Neigung liegt auch die

Lagune von Chiapa, der Itzasee und der an Denkmalen so reiche Distrikt von Palenque. Das Klima ist äußerst gesund, der Boden von Soconusco ist heiß, aber nicht ungesund, wird häufig von Erdbeben heimgesucht, dagegen aber sind seine Gaben feurig und der Mensch gewöhnt sich auch an einen bewegten Boden. Von dem trefflichen Cacao von Soconusco, dem köstlichen Indigo, der Cochenille u. s. w., war schon oben die Rede. Man zählt bei 150000 Bewohner, die sich freilich verzehnfachen können, ohne einander im Wege zu stehen. Von den Indianern werden verschiedene Sprachen gesprochen, doch herrscht die spanische vor. Das Wappen von Chiapa ist ein rother Schild mit zwei Bergen, zwischen die sich ein Fluß drängt. Auf dem einen Berge ist ein goldnes Kastell, auf dem andern eine fruchtbeladene Palme; über beide sind springende Löwen angebracht.

Hauptorte sind: Ciudad Real 16° 35′ Br. und 283° 18′ Länge. In den alten Karten heißt sie bald Villa Real, Villa Viciosa und Christoval de los Llannos. Sie wurde 1528 von Diego de Mazariegos auf der Stelle einer alten Indianerstadt gegründet, erhielt 1538 einen Bischof, dessen Andenken so lange in Ehren bleiben muß, so lange das Gefühl für Humanität und Seelenadel in dem Herzen der Menschheit nicht erstorben ist; ein Gefühl, von dem wir hoffen, daß es selbst dem Egoismus unsrer garstigen Zeit nicht gelingen soll, zu ersäufen. Wir dürfen nur den Namen nennen, um die Herzen aller guten Menschen freudig zu bewegen. Der erste Bischof von Chiapa war der edle Las Casas, 1474 in Sevilla geboren und von französischer Abkunft. Sein Vater Antonio war im Jahre 1493 mit Columbus nach Hispaniola gegangen und 1498 reich zurückgekommen. Aber edlere Schätze hatte während dem sein Sohn Bartholomäo zu Salamanca gesammelt, wo er mit Eifer seinen Geist ausbildete. Er hatte auf der Universität einen indianischen Sklaven zum Diener, den er entlassen mußte, als die schöngute Isabella befahl, daß alle indianischen Sklaven in ihr Vaterland zurückgebracht werden sollten. Auf Las Casas machte dieses Ereigniß tiefen Eindruck, er wurde von Mitleid für die armen Indianer ergriffen und sein Leben war von nun an ihnen geweiht. 18 Jahre alt, ging er 1502 nach Hispaniola; er sah mit eignen Augen die Grausamkeit, welche an den Eingebornen begangen wurde, und die ganzen 60 Jahre seines folgenden Lebens, bis in sein hohes Alter, versuchte er Alles, um

die Leiden der Eingebornen zu mindern. Mit apostolischer Milde durchzog er als Missionär die wilden Gegenden der neuen Welt nach allen Richtungen, versuchte die Eingebornen zu bekehren und zu civilisiren. Er reiste verschiedene Male nach Spanien um sie zu vertheidigen und zu beschützen, und that dieses nicht fruchtlos mit der Kühnheit und Beharrlichkeit, die eines Apostels würdig war. Er wußte selbst am Throne diejenige Sprache zu führen, die einem Manne der Menschheit geziemt. Er starb in einem hohen Alter von 96 Jahren und wurde zu Madrid in dem Kloster der Dominikaner von Atocha, welchem Orden er zugehörte, begraben. Im Heiligenkalender hat er zwar keinen Platz gefunden, aber in den Herzen der Indianer von Chiapa lebt er noch fort. Verdienstloser Neid hat zwar sein Andenken zu beflecken gesucht, indem man ihm Schuld gab, Urheber der Negersklaverei zu sein, deren Einfuhr er gerathen haben soll, um seine Indianer zu verschonen. Nichts ist jedoch gewisser als daß er geschehen ließ, was er nicht verhindern konnte, und daß die Negereinfuhr nach Westindien bereits ihren Anfang genommen hatte, als Las Casas noch zu Salamanca studirte. Es ist leichter große und edle Seelen zu verdächtigen, als ihnen gleich zu sein. Aber so viel ist gewiß, daß unter jenen ersten Missionären es mehre gab, welche wie Las Casas, den blutigen Spuren ihrer Landsleute folgten, und mit christlicher Liebe und Selbstaufopferung die Wunden heilten, welche barbarische Helden schlugen. Oder ist es eine Kleinigkeit, ein langes Leben und wie Las Casas that, 60 Jahre in Wildnissen, unter wilden Menschen, mit beständiger Lebensgefahr, ohne Aussicht auf schändlichen Gewinn, blos der Menschenliebe sich zu widmen, um das Schicksal barbarischer und leidender Völker zu erleichtern und ihre Seelen zu trösten? Wann wird man anfangen, wahres Verdienst zu ehren, und Männern die Palme zu reichen, deren stillem Verdienste an dem Lohn der Ewigkeit genügt? Möge dieser Same des ersten Bischofs von Ciudad Real zu einem Baume reifen, in dessen Schatten allen seinen Nachfolgern derselbe Geist zu Theil werde.

Fernando de Guadeloupe ist eine Indianerstadt in heißer Gegend mit ungefähr 1000 Einw. Es gehören 58 Dörfer und eine Villa zu dem Distrikte von Ciudad Real. Hauptort eines zweiten Distrikts ist Tuxtla mit 4000 Einw. und dem Sitze der Provinzialbehörden. Chiapa de los Indios, 1527 von Mazariegos am Tabasco gegründet, hat 2000 Einw., denen der schiffbare Fluß große Vortheile

gewährt. In den Gebirgen von Tuxtla hausen noch unabhängige Indianer. Die Namen der 33 Dörfer dieses Distrikts erlasse ich dem Leser. Im Distrikte Soconusco mit 20 Dörfern in 5 Kirchspielen ist San Domingo Escuintla der Hauptort. Der herrlichen Erzeugnisse des köstlichen Bodens haben wir bereits rühmlich gedacht. Nur ist die schwache Bevölkerung von 12000 meist indianischen Einwohnern nicht hinreichend, die schöne Wüste in einen schönen Garten zu verwandeln.

b) Das Partido Saccatepequez, 14° 10′ bis 14° 15′ nördl. Br. und 285° 48′ bis 286° 48′ östl. Länge. Ein ausgezeichnet schönes Land, voll Hochthäler und prachtvoller Berge, trefflich angebaut, aber der Boden ist ungetreu und in steter Bewegung, er entschädigt aber durch seine Kraft, denn es ist vulkanischer Boden, reich bewässert. Ewiger Frühling herrscht in diesen Thälern, möge auch ewiger Frieden darinen wohnen! Etwa 80000 Menschen bilden die Bevölkerung. Wir zeichnen hier aus.

Guatemala Antigua, Hauptstadt des Staates gleichen Namens und wol zu unterscheiden von der Hauptstadt der Bundesrepublik. Sie liegt im schönsten der schönen sechs Thäler, welche dieses Partido berühmt machen, am Rio de Esclavos und Guacalat, und besteht aus den Resten der ehemaligen prachtvollen Hauptstadt Mittelamerika's. Es ist gewiß merkwürdig, daß die Zerstörung nicht von der zermalmenden Art war, wie z. B. die, welche Caracas traf; die Stöße welche Guatemala zerstörten, konnten nicht in entgegengesetzten Richtungen sich kreuzen, es mußte mehr eine wellenförmige und verschlingende, als eine zerstörende Erschütterung sein. So z. B. wurde die prachtvolle Kathedrale in Caracas binnen wenigen Sekunden in einen so vollkommnen Schutt verwandelt, daß nur ein 12′ hoher Haufen zu sehen war, und besonders die großen Gebäude waren es, welche zerstört wurden. In Guatemala dagegen blieb die prachtvolle Kathedrale von 300′ Länge, 120′ Breite und 70′ Höhe, von 70 großen Fenstern erhellt, an jeder Seite mit drei Chören und acht Kapellen umgeben, vollkommen wohlerhalten stehen. Nicht einmal die Altarkuppel, von 16 Säulen getragen, stürzte ein. Auch mehre andre mit gleicher Pracht ausgeführte Kirchen stehen unversehrt, und der Verfall einiger Klöster ist mehr dem Verlassensein als dem Erdbeben zuzuschreiben. Dagegen liegen $\frac{9}{10}$ der alten Stadt unter einer Decke fetten vulkanischen Schlammes und Asche begraben, um vielleicht nach 2000 Jahren, wie Pompeji, für die

Antiquare wieder aufzustehen. Ungefähr 8000 Einw. haben sich in Antigua wieder zusammengefunden und genießen die Vorrechte einer Landstadt, welche sich durch die neuesten Ereignisse ausgedehnt haben. Sie ist der Sitz der Provinzialbehörden und ihre Bewohner sind wohlhabend. Freilich liegt vor ihr der Vulkan de Agua und der feuerspeiende Pacaya und Fuego, welche bald durch Feuer, bald durch Wasser neues Verderben drohen, aber die Umgebung ist so erhaben, das Thal so lieblich und schön, die Luft so köstlich und stärkend, der Boden so dankbar und ergiebig! Viele reiche Dörfer umgeben die Stadt, und sterben muß man überall, es ist daher kein Wunder, wenn sich Viele nicht entschließen können, diesen reizenden Aufenthalt zu verlassen, da doch eigentlich nirgends in diesem Staate ein Punkt ist, dessen Boden mehr Sicherheit gewährte. Östlich von Antigua liegt Ciudad Vieja, Dyacuava oder Almolonga, das älteste Guatemala, welches ehemals von Alvarado gegründet wurde und jetzt die obenerwähnten stolzen Indianer enthält. Ein viertes, aber später gegründetes Guatemala, Ciudad Vieja liegt in der Nähe der Guatemala la Nueva. Chinauta, Palencca, Amatitan, Mixco sind Hauptorte der verschiedenen Bezirke des Partido. San Catalina Pinnla ist bemerkenswerth wegen einer weiblichen Erziehungsanstalt, welche beweist, daß in Mittelamerika man anfängt zu fühlen, daß ein Frauenzimmer gebildet sein müsse um schön zu sein.

c) Das Partido Chimaltenango, auf dem Hochplateau zwischen 14° 38′ bis 15° 10′ nördl. Br. und 285° 8′ bis 48′ Länge, ungefähr 120 Quadratmeilen groß und gebildet durch eine Reihe schöner Hochthäler und Hochebenen, welche einen ewigen Frühling ohne die Beschwerden eines Winters genießen. Das Land ist durchaus vulkanisch, voll Krater und noch flammender konischer Berge. Der Vulkan de Pacaya mit seinen drei Spitzen, westlich davon der Vulkan de Agua gruppiren sich in diesem Partido; am Fuße des Pacaya sprudelt der heilsame Andreasbrunnen und mehre heiße Schwefelquellen hervor. Im Thale Mixco oder Xilotepeque befindet sich eine große noch nicht ergründete Tropfsteinhöhle, in der man Knochen urweltlicher Thiere gefunden hat. Das ganze Partido gehört zu den fruchtbarsten, reichsten und merkwürdigsten Gegenden der Erde; es wird gegenwärtig von 60000 Einw. in einer Stadt und ungefähr 30 Dörfern bewohnt. Die Indianer gehören zu den Nachkommen der einst gebildeten Ca-

chiquellen. Chimaltenango am Rio Grande, der in die Bai von Honduras mündet, ist die schön gelegene Hauptstadt des Partido mit 5000 Bewohn., darunter $\frac{4}{5}$ Indianer. Tecpanguatemala mit 3000 Einw., meist fleißige und betriebsame Cachiquellen. Acatenango und Comalapam sind volkreiche Dörfer und Mittelpunkte schöner Distrikte. Im Thale von Xilotepeque liegen die Trümmer einer entfernten Vergangenheit.

d) Das Partido Solola, ebenfalls auf dem Hochlande zwischen 14° 25′ und 15° 10′ nördl. Br. gelegen. Die Beschaffenheit dieser vulkanischen Hochländer mit ihren romantischen Thälern kennen wir aus dem bisher Gesagten. Keine Gegend auf Erden ist mehr geeignet sich in Gärten zu verwandeln, als diese schönen Provinzen, mit denen wir in der alten Welt nur einige Theile Unteritaliens vergleichen können. Es ist schwerer zu sagen, was diese Länder nicht erzeugen, als was sie darbieten; indem man auf gut Glück in das Füllhorn aller irdischen Gaben greifen kann, mit der gegründeten Zuversicht hier Alles zu finden. Indessen wäre in diesem schönen Lande für die Leser und mich noch Platz genug; denn auf der über 200 Quadratm. großen Oberfläche wohnen in 39 Ortschaften nur ungefähr 40000 Menschen, größtentheils von den Guiche, Cachiquellen und Zutukillen abstammende Indianer, ein sanftes, leicht zu regierendes und fleißiges Völkchen. Hauptort ist Solola de la Assumption, das alte Tecpanatitlan mit 5000 kunstfleißigen Einw. Guiché, auf dem Platze des alten Utatlan mit vielen Trümmern, vor der Eroberung die größte Stadt in Mittelamerika, welche Alvarado 72000 Streiter entgegenstellte. Jetzt ein Dörfchen mit 1500 Indianern. Eben so volkreich war einst Atitlan, das jetzt nur 2000 Indier hat, die sich mit Töpfereien und Baumwollweberei abgeben. Man sieht noch Trümmer der alten Festungswerke, welche die Spanier nur nach langer Belagerung eroberten. Der schöne See von Atitlan umgeben von zahlreichen Dörfern mit seinem krystallhellen Wasser wird nur vom Valenciasee übertroffen; an ihm liegt S. Pedro de Laguna.

e) Das Partido Totonicapan, ebenfalls eine Alpenprovinz zwischen 15° 12′ bis 17° 20′ nördl. Br. ganz ähnlich dem vorigen, besonders reich an Metallen aller Art, und mit großen Wäldern bestanden, aber leider auf 400 Quadratm. nur 50000 Einw., darunter $\frac{11}{12}$ Indianer. Hauptort ist Totonicapan mit 7000 Einw., meist stolze Tlascalaner, die sich

in ihren vielen warmen Quellen baden. Der Ort ist berühmt wegen seines köstlichen Obstes, worunter sich besonders die Äpfel und Birnen auszeichnen. Santa Maria Chiquimula mit 6000 Einw., verfertigt schöne Töpferwaaren und ist im Besitze eines Gnadenbildes.

f) Gueguetenango, ein Partido unter derselben Breite mit dem Vorigen, welches den östlichen Theil ausmachte, hat starke Schafzucht, große Blei-, Silber- und Queckſilberbergwerke und auf 300 Quadratm. etwa 40000 Einw. Gueguetenango mit ungefähr 2000 Bew. bildet den Hauptort. Das Gnadenbild unserer lieben Frau von Chiantla, das am 2. Februar und 8. September von einer Menge frommer Pilger besucht wird, ist um diese Zeit sehr lebhaft, hat aber sonst nur gegen 1000 Einw. Sacapulas und Pxtatan haben sehr ergibige Salzquellen. Motocinto liegt am gleichnamigen Flusse, der giftiges Wasser führt, dessen Genuß den Tod bringen soll.

g) Das Partido Guezaltenango unter 15° 25′ bis 16° 28′ nördl. Br., etwa 200 Quadratm. groß, ebenfalls eine Binnenprovinz mit ungefähr 50000 Einw., unter denen beinahe die Hälfte zu den Indios bravos gehören; reich an großen Jagden ist dieses Land, in dem die Natur sehr groß und mächtig, der Mensch aber klein und unbedeutend ist. Übrigens ein prachtvolles Land, dem zu einem üppigen Tropengarten nur 2,000000 rüstige deutsche Ackerbauern fehlen. Die Indios ladinos haben große Schafherden, sind Töpfer, Weber und Landwirthe. Espiritu Santo Guezaltenango ist merkwürdig durch die große Schlacht, durch welche am Vorabende des Pfingstfestes 1524 Pedro Alvarado das Geistesfest entweihte, aber dadurch zum Herrn des Landes wurde. Der Ort ist außerordentlich reich, zählt bei 12,000 Einw. und auf seinen Märkten werden große Geschäfte gemacht. Man muß überhaupt bemerken, daß diese Länder vor Mexico den Vorzug behaupten, in Hinsicht der Industriewaaren, von Europa so ziemlich unabhängig zu sein. Sacatepequez hat 3000 Einw. Tajamulco hat seinen Namen von dem Vulkan, der seine Bewohner fleißig einäschert, dafür aber ihnen erlaubt, eine unermeßliche Schwefelmenge aus seinem Bauche zu ziehen.

h) Das Partido Suchiltepequez, nördlich von dem vorhergehenden, zwischen 14° 50′ und 15° 58′ nördl. Br., eine Seeprovinz von ungefähr 240 Quadratm.; eine heiße schmale Küstenterrasse und ein prachtvoller amphitheatralischer Abhang im

Hintergrunde machen die Szenerie dieses Partido aus. 16 Küstenflüsse münden in die See, aber die Ufer haben keine natürlichen Hafen. Der Küstenrand ist sandig, das Land aber vulkanischer Natur und der Suchiltepeques brummt und raucht beständig, hat aber in neuerer Zeit es bei diesen Symptomen seines Zorns bewenden lassen. Das Stufenland hat Plantagenbau und man erntet hier zweimal des Jahres köstliche Früchte, unter denen die Bananen, Ananas und Annonen von vorzüglicher Güte sind. Ein vulkanischer Boden erzeugt durchaus Köstliches. Daher ist auch hier der Kakao von vorzüglicher Güte, die Baumwolle von ausgezeichneter Schönheit und der Zucker seines Geburtslandes würdig, um so mehr, da zwei Ernten den Anbau lohnen. Der Cordillerenabhang liefert außer reichen Ernten auch eine Menge köstlicher Arzneipflanzen und balsamischer Gummis. Der gewürzige Honig ist berühmt. Ungefähr 25000 Menschen bevölkern den 8 Quadratm. großen Raum, das Übrige ist eine Wüste, in welcher einige Stämme der Indios bravos hausen. Mazaltenango unter 14° 20′ Br. und 285° 8′ Länge ist Hauptort und hat 3000 Einw. Suchiltepeques am Vulkane ist die alte Hauptstadt des Landes, jetzt ein unbedeutendes Dorf mit einer prachtvollen Kirche.

i) Das Partido Escuintla, vor Alters Escuintepeque, von den Sincas bewohnt, einer tapfern Nation, welche die Spanier unter Alvarado mit blutigen Köpfen heimschickten, ihre Berge nach Schweizermanier vertheidigten und sich erst spät unterwarfen. Escuintla ist eine Seeprovinz von 14° 25′ bis 15° 3′ nördl. Br. am Australozean sich ausdehnend, 400 Quadratm. groß mit 40000 Einw., darunter die Hälfte spanisch redender Indianer. Die Landesbeschaffenheit ist die des vorigen Partido, nur hat die Küste an der Mündung des Flusses Guacalat eine gute Rhede, in welcher schon Alvarado eine kleine Flotte baute. Die beste Beschreibung von Guatemala, nemlich die des Spaniers Domingo Juarros, von 1809 bis 1818 erschienen, enthält folgende sehr glaubwürdige Geschichte, welche als Beleg dienen mag, wie ein armer Geograph mit seinen neuesten und besten Quellen daran ist. In diesem Partido gibt es nemlich unter andern nicht minder seltsamen Naturmerkwürdigkeiten auch eine Schlange Tepulcuat genannt, welche mit zwei Köpfen, nemlich einem vorn, dem andern hinten, einer eben nicht üblen Einrichtung, ausgestattet ist. Sie ist von silbergrauer Farbe, ziemlich groß, hat aber die Eigenschaft sich zu einem kleinen Spulwurme zusammen-

ziehen zu können. Sie beißt zwar nicht, ist aber der eben genannten Eigenschaft wegen furchtbar; denn läßt sich jemand beikommen, seine Nothdurft zu verrichten, so schlüpft sie ihm mit unglaublicher Geschwindigkeit durch den Poder in die Gedärme. Man wird sie alsdann nicht anders los, als daß man sich auf einen Kessel warmer Milch setzt, und sie durch den süßen Geruch derselben wieder herauslockt. Indessen ist die Erfindung nicht übel und würde bei uns der Straßenpolizei einen lästigen Dienst ersparen können. Übrigens würde man weniger erstaunen, derlei Dinge in den Reisebeschreibungen aus dem 14. als aus dem 19. Jahrhunderte zu lesen. Hauptstadt des Partido ist Escuintla, 14° 15′ nördl. Br. und 285° 48′ Länge mit 3000 Einw. und einer prachtvollen Metropolitankirche. Massagua hat ein wunderthätiges Gnadenbild, zu welchem am 1. Februar nach Escuintla, wohin man es zur Ausstellung bringt, gewallfahrtet wird. Unter die vorerwähnten Märchen rechnen wir auch die Hormiga guerrera, welche, in ungeheuren regelmäßigen Zügen von Hause zu Hause zieht, und diese von allen kleinen Ungeziefern, Schlangen, Kröten, Skorpionen und Ratten, Läusen, Flöhen und Wanzen reinigt. So etwas ist freilich in einem Lande nothwendig, wo die Schlange Tepulcuat wohnt, und ein ehrlicher Kerl ohne diese Hormigas entweder seine Hosen füllen, oder aus Furcht vor einem fremden Gaste zerplatzen müßte.

Guazacapan ist ein großes Dorf, und Chiquimula mit 8000 Einw., die Wasser- und Bergreis bauen, der bevölkertste Ort des Partido Chiquimula, welches unter gleicher Breite mit dem vorigen, nur etwas östlicher gelegen ist. Es gehört zu den innern Provinzen und liegt sehr schön am Cordillerenabhange und greift mit einem schmalen Streif in die Hondurasbai hinüber. Etwa 8000 Menschen bewohnen sie.

l) Partido San Augustin liegt in Nordwesten von Chiquimula an der Lagune oder vielmehr dem Meerbusen, in welchen der Rio Grande und Dolce mündet. Es ist nur wenig bevölkert. San Augustin, Zacapa, Gualan sind ansehnliche Orte, Puerto Thomas de Castillo ist ein Hafen in der Hondurasbai, der jetzt wieder in Aufnahme kommt. Übrigens sind diese Küsten reich bewaldet aber ungesund.

m) Partido Verapaz, unter dem 16° nördl. Br. auf dem östlichen Abhange der Cordilleren gegen die Hondurasbai, noch sehr wenig bekannt, voll Wälder, Indios bravos, und nach Juarros ausgezeichneter Thiere, von welcher Art

wir so eben ein Pröbchen gegeben haben. Etwa 50000 Einw. in einem Städtchen, 14 Dörfern und ungeheuren sumpfigen Hochwäldern bewohnen dieses Land; die Küsten sind verlassen, nur die gesündern Hochländer bewohnt. Coban ist Hauptstadt der Provinz mit 12000 Indianern.

n) Partido Salama ist von gleicher Beschaffenheit, eben so unbekannt. Salama, Tucuru, Cubulco und Veracruz am Polochik werden uns als Hauptorte genannt.

o) Partido Petten ein schöner Distrikt, der den großen See Petten oder Itza so ziemlich in seiner Mitte hat. Die Festung los Remedios mit den Alterthümern in der Mitte des Sees haben wir in der Einleitung erwähnt. Etwa 20000 Mayaindianer wohnen in ein Dutzend Dörfern dieses schönen Landes, dessen Berge meist aus Alabaster bestehen sollen.

2) Der Staat San Salvador.

Dieser Küstenstaat liegt am stillen Meere zwischen 13° 18′ bis 14° 44′ nördl. Br. und 287° 45′ bis 289° 54′ östl. Länge, der kleinste Staat des Bundes von nur 300 Quadratm. Oberfläche; eine schmale, flache Küste, die hier anfängt stark ausgezackt zu werden, bildet den südwestlichen Saum dieses Staates. Die Bucht von Jiquilisco, die Bai von Conchagua nebst mehren guten Rheden erlauben den Schiffen des stillen Meeres die Landung, nur sind die Papagellos, jene Stoßwinde, auch hier in der trocknen Jahrszeit dem Einlaufen der Schiffe entgegen. Unter mehren Küstenflüssen von schnellem Laufe zeichnet sich der Sesecapa durch seine Wasserfülle aus. Er ist auch weit hinauf schiffbar. Der Guixar ist ein malerischer Binnensee von 12 Quadratm. Oberfläche. Den Hintergrund dieser ansteigenden Küste bildet der Cordillerenabhang mit einer imposanten Vulkanenreihe, deren Thätigkeit sich von oben durch Ausbrüche, von Unten durch Erdbeben beurkundet. Aber die unruhigen Nachbarn der Menschen lohnen durch den fruchtbarsten Boden, den sie dem Ackerbau bieten, reichlich die vorübergehenden Schrecken, an die man sich am Ende auch gewöhnt. Das weibliche Geschlecht soll an den Küsten von einer Art Halsdrüsenanschwellung, die den Namen Guegutlan führt, geplagt werden, übrigens aber die Küste gesund sein. Das gelbe Fieber wüthet überhaupt an den Küsten der mittelamerikanischen Republik nicht. Man nennt die Küste von San Salvador auch die Balsamküste, da die Wälder eine Menge des köstlichsten Balsams der Erde liefern. Ich kann nicht ausfindig machen, aus

welchem Baume derselbe gezogen wird. Er ist eine Art Gummi oder flüssigen Harzes, das man sowol durch Einschnitte in den Baum, als auch durch Destillirung gewinnt. Die erste Art des Balsams ist die beste und wird der schwarze Balsam genannt; aus den Blüten zieht man Balsamgeist; aus der Nuß Balsamöl, und aus beiden durch Destilliren den Balsamito oder die Balsamessenz. Er ist außerordentlich wundenheilend und in Guatemala selbst sehr geachtet, als das einzige Mittel, den lästigen Sandfloh *(pulex penetrans)* los zu werden und die Wunden zu heilen. Außerordentlich häufig sind auch die Liquidamba und andere kostbare Harzbäume. Der köstlichste Indigo wird hier gezogen. Er wird sehr leicht gebaut, die größte Mühe ist, den Boden zu reinigen wegen des üppigen Pflanzenwuchses. Ist das Feld gereinigt und gelockert, so werden einen Fuß weit von einander Furchen gezogen, der Samen eingelegt und bedeckt. Dies geschieht im März. Drei Monate nachher ist die Pflanze drei Fuß hoch, wird geschnitten und treibt neue Ernten. Ein solches Feld gibt 3 Jahre lang gute Ernten, so daß eine englische Acre Landes jährlich 3 Centner Indigo gibt, wovon das Pfund an Ort und Stelle 3 Gulden gilt. Alles hat aber seine Feinde, und die Indigofliege zerstört nicht selten die Hoffnung des Pflanzers. Doch ist wieder beim Indigobau der Vortheil, daß ein Mensch hinreicht, eine bedeutende Pflanzung zu übersehen. Der Staat wird in vier Partidos getheilt.

a) San Salvador mit 70000 Einw. Große Pflanzungen von Baumwolle, Zucker, Kakao, ganz vorzüglich jedoch Indigo machen den Reichthum dieses Partido aus. Hauptstadt ist San Salvador unter 13° 36′ nördl. Br. und 287° 46′ östl. Länge. Sie wurde 1528 von Alvarado gegründet, liegt in einer schönen und weiten Ebene, eingeschlossen von den Chontalesbergen, und wahrscheinlich der Krater eines vormaligen gewaltigen Vulkans. Der Vulkan Chontales ist noch thätig und beständig in Rauch gehüllt. Es fanden auch im 16. Jahrhunderte heftige Ausbrüche statt. San Salvador steht auf dem alten Cuscatlan, ist eine schöne Stadt mit 25000 Einw., darunter $\frac{1}{3}$ Indianer. Eine schöne Hauptkirche, die Regierungsgebäude des Staates, mehre Kirchen und Klöster zieren sie. Die Häuser dieser schönen Stadt sind des unruhigen Bodens wegen niedrig, aber gut und zierlich gebaut. Chalatenango hat eine schöne Pfarrkirche. Guiscar liegt an einem schönen See gleichen Namens; auch die drei Dörfer Texacuango reihen sich an einen schönen Wasserspiegel

gleichen Namens, und S. Jacinto hat einen schönklingenden Namen in einer schönen Gegend.

b) Partido Sonsonate, ein recht kleines Partido am Australozeane zwischen 13° 20′ und 14° 50′ nördl. Br. und nur 80 Quadratm. groß. Der eigentliche Gebieter dieses Partido ist der Vulkan Izalco, der, so oft es ihm einfällt, Lava, Bimsstein und glühende Asche seinen 40000 Unterthanen wie ein grimmiger Tamerlan auf den Kopf wirft. Frau Erde dagegen sucht die Grobheit ihres Despoten wieder gut zu machen, indem sie außer dem Flusse Sonsonate mehre hundert kleine Flüßchen ausströmen läßt, um das Land zu kühlen und zu befruchten, das sich denn auch beeifert durch eine überschwengliche Schönheit und Fruchtbarkeit dankbar zu sein. Freilich wird sie dafür von ihrem garstigen Manne fürchterlich durchrüttelt, von dessen Schelten sie nicht selten ein Zittern befällt, das die Kartenhäuser ihrer Kinder oft über den Haufen wirft und mitunter einige Dutzend todtschlägt. Indessen gibt sie für die Verwundeten des köstlichsten Balsams in Fülle, für die Gesunden das mannigfaltigste Wildpret, vom Affen, der hier gegessen wird, und dem Hirschen bis zu den Waschbären. Was in Guatemala Schönes ist, findet sich auch hier. Santissima Trinidad de Sonsonate unter 13° 35′ nördl. Br. und 287° 8′ Länge ist die Hauptstadt. Sie liegt unweit der Mündung des Sonsonate am linken Ufer, von welchem eine schöne steinerne Brücke in die Vorstadt auf dem rechten Ufer führt. Die nahe Bai hat eine gute Rhede, die Stadt bei 10000 Einw. Aguachapan, von Zuckerpflanzungen umgeben, hat 4000 Einw., und was merkwürdig ist, die Produktion dieses süßen vegetabilischen Salzes hat sich seit Abschaffung der Sklaverei ansehnlich vermehrt. Es muß also doch Zucker wachsen, auch wenn der Boden nicht mit Sklavenblut gedüngt wird. Izalco hat es gewagt sich mit seinen 6000 Einw. unmittelbar an den Fuß des Vulkans gleichen Namens anzubauen, und hat schon öfter wie Torre del Greco den Zorn des alten Herrn empfunden, ohne sich vertreiben zu lassen.

c) Das Partido San Miguel ist das heißeste und ungesundeste des westlichen Mittelamerika, weswegen sich auch die Bevölkerung von beiläufig 36000 Menschen mehr an den Abhang der Cordilleren hinschmiegt. Indessen gewährt ihr die Bai von Jiquilisco gute Häfen. Die Stadt San Miguel unter 12° 50′ nördl. Br. und 258° 48′ östl. Länge liegt mit ihren 5000 Bewohnern in einer höchst ungesunden Gegend,

wo sie 1530 gegründet wurde. Alejo und Chapeltique sind auch schöne Flecken, außerdem zählt das Partido noch etliche 40 Dörfer und Pachthöfe.

d) Das Partido San Vicente in einem gesunden, gemäßigten Landstriche, der durch seine schöngruppirten Berge und fruchtbaren Thäler sich vortheilhaft auszeichnen würde, wäre nicht der Vulkan St. Vincent ein sonderbarer launischer Heiliger, der bei der geringsten Veranlassung Feuer und Flammen speit, und dessen Quellen sogar heiß sind. Die 20000 Bewohner dieses Partido haben daher großen Respekt vor ihrem Schutzheiligen, dessen Namen auch die Hauptstadt führt. Sie hat 4000 Einw., schöne Kirchen, und bereichert sich durch den Anbau des Tabaks, der der beste sein soll; leider halte ich auch den besten für ein Unkraut. Die übrigen Ortschaften haben schwerklingende Namen, wie Titigualpa, Sacatecoluca am Fuße des heil. Vincent, womit er oft stampft und die 5000 Einw. schreckt. In den nahen Höhlen sprudeln heiße Quellen. Apastepeque hat eine Pfarrkirche und einen lebhaften Markt. Ein Dutzend ähnlicher Namen wird der geneigte Leser gern entbehren.

3) Der Staat Honduras.

Dieser Staat ist der größte des Bundes, indem er sich von 12° 15′ bis 16° 30′ nördl. Br. und von 287° 32′ bis 294° 46′ östl. Länge ausdehnt. Er umfaßt 6000 Quadratm. und kommt mithin an Ausdehnung dem Königreich Ungarn so ziemlich gleich. Wir kennen diesen Landstrich unter dem Namen der Honduras- und Mosquitoküste, welche letztere eigentlich Moscosküste von den Indianern gleichen Namens heißen sollte. Es umfaßt dieser Staat die warmen Ebenen, in welche sich die Andeskette gegen das Antillenmeer hin verliert, die Hauptkämme der Cordilleren liegen tief im Lande und reihen sich an den steilen Küsten des Ozeans hin. Die Ländereien der Moscos und Honduras ziehen sich daher als ein Tiefland weit gedehnt von den westlichen Abhängen herab; indessen laufen von den Cordilleren mehre Bergäste aus, welche das Land nach allen Richtungen durchziehen, so daß der größte Theil mit Bergen und Hügeln bedeckt ist. Hieher strömen auch die bedeutendsten Flüsse des ganzen Staates, und rollen aus den Hochgebirgen von Neu-Segovia sternartig dem Antillenbusen entgegen. Im Innern ist das Land schön und abwechselnd, die breiten nassen und flachen Küstenstriche sind mit jenen Hondu-

raswäldern bedeckt, deren Holzreichthum in der Einleitung nicht übergangen wurde. In diese Wälder stürzen sich von den Berghöhen die bedeutendsten Flüsse von Mittelamerika, und öffnen dadurch die beinahe unzugänglichen Urwälder. Die Ulua macht mit ihrer Mündung die westlichste Grenze des Staates Honduras, auf sie kommen der Leones, Honduras, Guayapa, auch Grande genannt; der Tinto und der große Gracias a Dios und endlich der Blewfield oder Yara, auch der Fluß von Neu-Segovia genannt. Zwischen diesen rollen überall noch eine Unzahl von Küstenflüssen in das Meer. Zwischen ihnen liegen an der flachen, mit Klippen umgebenen Küste die Vorgebirge Trespuntas, La Cruz, Honduras, Gracias a Dios, der östlichste Punkt des Staates. In dem Antillenbusen bricht sich die Gewalt des Golfstromes; es ist daher unmöglich, daß sich nicht eine Menge Rehrungen, Barren und Bänke vor demselben bilden sollten. Die eingeschlossenen Haffe führen auch hier, wie an den Küsten von Veracruz, den Namen Lagunen. Doch sind die Barren hier vielfach durchbrochen und gestatten eine leichte Einfahrt in die Häfen von Omoa, Bello, Sal, Triumpho de la Cruz, Truxillo und Puerto Carthago; auch an der Moscosküste sind gute Häfen. Natürlich ist die nasse Küste heiß, das innere Bergland gemäßigt und gesund. Was wir bisher von der Beschaffenheit des Landes gesagt haben und in der Einleitung besprochen wurde, paßt im ganzen Umfange auf diesen Staat. Wir enthalten uns daher die Produkte von der Ceder bis zum Ysop, die hier in reicher Mannigfaltigkeit vorkommen, noch einmal zu beschreiben; bemerken jedoch nur in Hinsicht des Klima, daß es zwei Regenzeiten gibt nach den beiden Nachtgleichen. Die erste bringt wenig Regen, desto mehr aber die Herbstnachtgleiche, nach welcher gegen Ende Oktober die eigentlichen Regengüsse oder vielmehr Ströme anfangen. Der animalische Reichthum ist eben so mannigfaltig und in dem Schooß der Berge sind unermeßliche Schätze eingeschlossen, die, obwol nur hin und wieder bearbeitet, schon jetzt einen größern Reichthum als das ganze übrige Guatemala versprechen. Der Boden ist von solcher Güte, daß die aufgebrochenen Savanen erst durch Indigobau erschöpft werden müssen, um für das Zuckerrohr und den Kaffeestrauch, welche außerdem vergeilen würden, tauglich zu sein. Was immer der Mensch in diesem Lande beginnt, so gedeiht ihm alles; aber noch ist die Natur hier in voller Kraft und den dünngesäeten Menschen, die im ganzen

Staate etwa 100000 betragen, keineswegs unterthan; vielmehr erscheint der Herr der Erde hier nur als geduldeter Fremdling. Von den 100000 Menschen, die wir angegeben haben, müssen etwa 60000 auf die freien Indianer der Moscos, Poyais und Taukas abgerechnet werden. Die 40000 bestehen aus Indios ladinos, Farbigen und weißen Kolonisten. Jede der Indianernationen spricht ihre eigene Sprache, die Ladinos oder lateinischen Indianer sprechen jedoch größtentheils spanisch. Zwölf Partidos bilden die Eintheilung dieses Staates.

a) Comayagua mit der Hauptstadt gleichen Namens, unter 13° 50′ nördl. Br. und 289° 20′ östl. Länge, Sitz des Bischofs und 12000 Einw. Sie liegt auf dem Hochlande von schön gruppirten Bergen umgeben, selten beunruhigt von Erdbeben, die auf dieser Seite des Landes weder häufig, noch gefährlich sind. Schön ist dieses ganze Land, es ist daher kein Wunder, wenn alle Städte eine schöne Lage haben. Nur ist zu bedauern, daß diese reichen und prachtvollen Städte durch keine Straßen verbunden sind, diese letztern sind nemlich hier zu Lande noch durchaus unbekannt. Laniani, Cururu, u. s. w. sind bedeutende Ortschaften.

b) Tegucigalpa mit dem Hauptorte gleiches Namens in einem heißen, aber höchst fruchtbaren Thale, hat 8000 Bewohner.

c) Xeres de la Frontera, unter 12° 50′ nördl. Br. und 289° 48′ Länge, bildet den Hauptort des Partido von Choluteca und ist sehr schön gelegen in dem lieblichen Thale und am Flusse Choluteca. San Francesco, Goaimaca, San Martin und Texiquet gehören ebenfalls in dieses Partido.

d) Nacaoma ist ein Partido, dessen Hauptort am gleichnamigen Flusse denselben Namen führt, 2000 Einw. hat und Goldminen bebaut. Pespire gehört auch dazu.

e) Das Partido Cantarranos ist ebenfalls goldreich. Cantarranos, Guascoran, Cedros und Orica, alle auf dem Hochlande gelegen, bevölkern nebst noch einigen Niederlassungen und einigen Dutzend Indianerfamilien dieses schöne Gebiet.

f) Juticalpa bildet ebenfalls ein Partido in den goldreichen Distrikten des Hochlandes.

g) Gracias ist auch ein Partido des Hochlandes mit der Hauptstadt Ciudade de Gracias am Fuße eines hohen

Berges gebaut, mit etwa 2000 Bewohnern in einer sehr fruchtbaren Gegend.

h) Partido los Llannos mit der Stadt gleichen Namens in einem reizenden Thale am Guayape, wo bedeutende Goldwäschereien sind. Quesailica, St. Jago nebst noch ein paar Dutzend Ortschaften liegen in der Nähe umher.

i) Partido de Santa Barbara, zwischen dem Uloa und dem Rio dolce. Santa Barbara ist der Hauptort, in dem reichen und stark angebauten Thale von Naco, in welchem auch San Pedro Zula liegt. Ein anderes Thal ist Copan, worinnen eine alte Indianerstadt mit bedeutenden Alterthümern aus einer frühern Vorzeit geziert. Puerto Cabello liegt an zwei Baien, die sehr gute Hafen darbieten. Omoa ist ein befestigtes Fort unter 15° 23′ Br. und 288° 38′ Länge, an einer breiten und sichern Bai mit sehr gutem Hafen, gilt für den Schlüssel von Honduras.

k) Partido Truxillo mit der Hauptstadt gleichen Namens, unter 15° 20′ nördl. Br. und 291° 28′ Länge, Stadt an einer Bai, die sich gegen Nordnordosten öffnet, von den beiden Spitzen Castillo und Quemara, wie auch dem dazwischen liegenden Eilande Blanca beschützt. Diese Punkte gehörig befestigt sichern Truxillo gegen jeden Angriff von der Seeseite. Sie war einst im Aufblühen begriffen, wurde jedoch 1643 von den europäischen Chinesen, ich meine, den Holländern, zerstört und hat jetzt kaum 1000 Einw. Olanchito ist ein bedeutender Ort in der Mitte des Partido und kann als der wahre Hauptort angesehen werden.

l) Partido Yoro mit der sehr bedeutenden Stadt gleiches Namens, die 400 Mann Milizen stellen kann; endlich

m) Partido Segovia, ein großer Distrikt am Ufer der Yare; Somoto ist der Hauptort; Ticaro, Pueblo Novo, nebst noch einigen andern sind auch Theile dieses Partido. Ob die kleine Stadt Segovia la Nueva unter diesem Namen wirklich noch vorhanden ist und auch hieher gehört, kann ich nicht genau ermitteln. Die Nachrichten über diese Gegenden sind überhaupt so äußerst dürftig und verwirrt, daß man nur mit einiger Unsicherheit der Einzelheiten Erwähnung thun kann.

4) Der Staat Nicaragua.

Auch dieser Staat hat eine bedeutende Ausdehnung und erstreckt sich von 9° 55′ bis 13° 55′ nördl. Br. und 289° 20′

bis 294° 5′ östl. Länge. Er erstreckt sich von einem Meere zum andern. Die Cordilleren, welche in Panama zu Hügeln herabgesunken sind, haben schon in Costarica sich erhoben, und thürmen sich in Nicaragua zu einer majestätischen Berggruppe empor, wodurch der ganze Staat zu einem förmlichen Gebirgslande wird. Obwol keine der Spitzen gemessen ist, so irrt man dennoch nicht, wenn man annimmt, daß die höchsten Spitzen bis auf 12000 Fuß ansteigen. Unter ihnen kochen die furchtbaren Mächte der Unterwelt jene entzündbaren Stoffe, die sie von Zeit zu Zeit durch die zahlreichen Feuerspeier auf die Oberfläche der Erde ausgießen. Der Masaya, Tenaco, Virga, Orosi, Wambocho, Papagayo, Tlica, Nindiri, Viejo, Cocibina und eine Menge andere bilden die drohenden Schlünde der eingekerkerten Cyklopen. Ein halb Dutzend dieser Vulkane stehen um den großen und prachtvollen Alpensee von Nicaragua gereiht. Dieser See, nur durch einen 5 Meilen breiten Wall vom Golfo de Papagayo im Australozean getrennt, verspricht eine Verbindung beider Meere zu gestatten, von der wir schon in der Einleitung gesprochen haben. Zahllose Flüsse durchströmen dieses Land; der größte darunter ist der San Juan, der die Wasser des Nicaragua, dieses Verschlingers so vieler Ströme, in das Antillenmeer führt. Sein ganzer Lauf beträgt etwa 24 deutsche Meilen, auf welchem er viele Raudales oder Stromschnellen bildet, und endlich durch 3 seichte Mündungen, San Juan, Taure und Colorado in das Meer stürzt. Das Bergland von Nicaragua ist ungemein heiß, und unsere Cerealien vergeilen sogar auf dem Hochlande. Die Bewohner suchen daher so viel möglich das Bergland auf. Der wohlbewässerte Boden ist jedoch keineswegs sumpfig, daher das Klima gesund; alle Produkte der heißen Zone gedeihen im vulkanischen Boden. Die Volksmenge belauft sich auf etwa 180000 Menschen, unter denen die Hälfte den fünf einheimischen Indianerstämmen der Choroteken, Choribika, Chonda, Orotina und Wulwa angehört. In neuerer Zeit wurde der Staat in acht Partidos getheilt.

a) Das Partido von Leon, mit der Hauptstadt gleichen Namens, 12° 20′ nördl. Br. und 291° 18′ östl. Länge, am Flusse Tolsza und an dem schönen See gleichen Namens, der mit dem Nicaragua in Verbindung steht. Diese Stadt zählt 32000 Einw., ist ein Bischofsitz und nach Neu-Guatemala die prachtvollste Stadt der ganzen Union. Sie wurde schon 1523

gegründet; ist zwar klein und gut befestigt, aber mit schönen regelmäßigen und weitläufigen Vorstädten umgeben. Die Kathedrale ist ein schönes Gebäude, vier andere Kirchen zieren die Stadt. Seit dem Jahre 1812 besitzt sie auch eine Universität, die freilich mit unsern Universitäten besonders in Deutschland nicht verglichen werden darf. Schon die Lage an dem schönen Alpensee macht die Umgegend angenehm, aber die umliegende Gruppirung vulkanischer Berge und himmelanstrebender Kegel, welche die Ebene einschließt, schmückt das fruchtbare Land mit allen Reizen einer prachtvollen Natur, und schon dadurch eignet sich diese Stadt zu einem Sitze der Musen und künftiger Gelehrsamkeit. Auf vulkanischem Boden und in einer erhabenen Natur sind auch die Geister aufgeregt, und feurig wie ihr Boden. Flaches Land hat immer flache Seelen, und dahin sollte man keinen Musensitz verlegen. Leon ist übrigens in einem erstaunenswerthen Aufblühen begriffen, und wenn eine kürzlich erhaltene Nachricht sich bestätigen sollte, so wäre es gerade der Tolsza, der sich am leichtesten mit dem Leonsee und dadurch mit dem Antillenmeere verbinden ließe; dann würde Leon ein Löwe werden, des Löwen an der Themse würdiger Genosse. Nagarote, Sause, Somotillo sind bedeutende Orte dieses Partido, nebst denen noch eine Reihe Ortschaften die Hauptstadt des ganzen Staates umgeben.

b) Granada liegt auf dem Isthmus, der die Seen Nicaragua und Leon vom stillen Meere trennt, ein hohes Gebirgsland, dem jedoch auch der schmale Küstenstrich am Antillenmeere angehört. Hauptstadt ist Granada unter 11° 30′ nördl. Br. und 291° 13′ Länge, am nordwestlichen Ende des großen See von Nicaragua, mit 10000 Einw., reich durch die Fischereien, welche im See außerordentlich ergibig sind. Eine Menge Inseln liegen in diesem See, die aber alle bis auf Ometepet unbewohnt sind. Bedeutende Orte dieses Partido sind: Labicisca, Chamoapa und Boaco.

c) Partido Managua am gleichnamigen See und dem Hauptorte gleiches Namens. Masaya liegt an der Litapa, ein Flüßchen, das den See Managua mit dem Nicaragua verbindet, hat 6000 Einw. Der Vulkan Masaya tobt oder ihren Häuptern. Der nahe gelegene Nindiri ließ 1775 eine solche Menge Lava ausströmen, daß der See kochend wurde, und wenn auch nicht gebratene Tauben, doch gesottene Fische den Bewohnern von Managua ins Maul schwammen.

d) Partido Realesco, ein kleines Partido am Australozean; Hauptort Realesco in der großen und weiten Bai gleiches Namens, 12° 25′ Br., 290° 28′ Länge. Nach der Havannah enthält die weite Bai von Realesco den schönsten und sichersten Hafen im spanischen Amerika; alle Flotten der Erde hätten darinnen Platz, auch ist er gegen alle Winde geschützt und wohlbefestigt; da die Natur noch die Insel Cardon vorlegte, ist er auch unbezwingbar. Die Republik hat hier Schiffswerfte angelegt, Seilerwerkstätten eingerichtet, und es ist ganz und gar nicht zu bezweifeln, daß bei der Fülle des Schiffmaterials, welches die nahe Küste liefert, der wichtigen Lage des Hafens für den Verkehr mit Westamerika, dem stillen Ozean und Asien, Realesco eine der bedeutendsten Seestädte werden wird. Viejo liegt unweit Realesco, hat Schiffswerfte, aber noch wichtiger ist das Gnadenbild, welches am 2. Februar und 8. Dezember unzählige Pilgrime herbeiführt. Die 3000 Bewohner leben am Fuße eines Vulkans, der jedoch erloschen scheint.

e) Partido Subtiava zwischen Realesco und Nicoya; das Dorf gleiches Namens ist der Hauptort mit 5000 Einw., die sich mit Baumwollenweberei beschäftigen und sehr gesuchte Baumwollendecken liefern. Das Dorf Telica liegt am Fuße des Vulkans. Nicoya hat 3000 Einw., treibt Plantagenbau und wird nach der neuen Eintheilung auch nach Subtiava gerechnet.

f) Masaya, der Distrikt um den Vulkan gleichen Namens. Guinotepet, Diria, Nindiri sind die vorzüglichsten Ortschaften.

g) Nicaragua liegt mit dem Hauptorte gleichen Namens an der Südseite des Sees, hat ausgebreitete Plantagen von freien Händen bearbeitet und große Fischereien, auch sind die Bewohner von Nicaragua berühmt durch künstliches Flechtwerk, das sie mit großer Geschicklichkeit aus den Zweigen einer Weidenart verfertigen.

h) Matagalpa, am Ausflusse des San Juan, meist Savanenland, hat daher ungesunde Luft, aber starke Viehzucht. Matagalpa ist Hauptort; San Carlos eine kleine Festung, die den Fluß beherrscht.

5) Der Staat Costarica.

Dieser Staat nimmt die Länderstrecke von 8° 20′ bis 11° 27′ nördl. Br. und 292° 16′ bis 295° 36′ östl. Länge ein. Er

ist die südlichste Provinz der Föderation, wenig bekannt und noch wenig bevölkert. Die Anden aus Veragua kommend steigen hier bereits zu einer Höhe von 2000 bis 3000′ an. Das Land ist daher uneben und bergig, was von gebirgig unterschieden werden muß, da man unter letzterer Benennung billig nur ein Land verstehen sollte, dessen Berggipfel 5000′ absoluter Höhe überschreiten. Nasse Savanen, nebliche Urwälder, heiße Hochebenen bilden das Terrain dieses Staates. Für das Auge ist das Land schön geschmückt, denn ein reicher, üppiger Pflanzenteppich, der in ewiger Blüte über ein unebnes Land gebreitet ist, macht dieses allezeit anmuthig und schön. Reiche Bewässerung gewährt auf dem vulkanischen Boden große Fruchtbarkeit, selbst die Küsten sind äußerst fruchtbar, aber eben hier an den Küsten beider Meere ist es, wo die Luft, welche die verhältnißmäßig breiten Küstensäume überschwebt, vom giftigen Pesthauche geschwängert ist, und durch die Ausdünstungen aus den Lagunen, Savanen und mit Wurzelbäumen verwachsenen Bäumen vor jeder Reinigung bewahrt wird. Die gemäßigtern Höhen sind dagegen gesund und die Gipfel der Berge eigentlich der wahre Aufenthalt für Menschen. Die natürlichen Erzeugnisse theilt dieser Staat mit den übrigen Bundesstaaten, nur ist der Metallreichthum bis jetzt nicht bauwürdig erfunden worden, daher denn auch die eröffneten Minen sämtlich aufgelassen sind. Einst blühte hier der Handel von Portobello, jetzt sind aber die Hafen verödet, weil der südamerikanische Handel andere Wege eingeschlagen hat. Der Meerbusen von Salinas und der Golf Dolce nebst andern Buchten am stillen Meere gewähren gute Hafen. Auch leidet die Küste des Antillenmeeres keine Noth daran. Acht Partidos bilden diesen Staat.

a) Partido San Jose liegt in einem herrlichen Thale, das äußerst fruchtbare Distrikte enthält. Die Hauptstadt gleiches Namens ist zugleich Hauptstadt des Landes und Sitz der Behörden, hat 20000 Einw. und ist wie alle spanischen Städte des neuen Kontinents schön und regelmäßig gebaut. Sie zerfällt in die Villa Nueva und Villa vieja, oder die Alt- und Neustadt. Curidaba, Aserri nebst einer Menge anderer Dörfer und Landgüter umlagern die reiche Stadt.

b) Partido Carthago, in demselben Thale wie die Hauptstadt gelegen, fruchtbare Thäler öffnen sich nach allen Seiten und eine fruchtbare Thalebene umgibt die Stadt Carthago. Sie ist die älteste Stadt in Mittelamerika, und in ihrem Archive werden Dokumente von 1520 aufbewahrt; eine große Sel-

tenheit in Amerika, wo Termiten die Archivare sind. Cartha-go liegt 9° 10′ nördl. Br. und 204° 48′ Länge mit 8000 Einw., ist aber nicht die Hauptstadt des Staates, wie die meisten geographischen Lehrbücher angeben, sondern nur die Hauptstadt des Partido. Die Stadt muß hoch über dem Meeresspiegel liegen, da sie kälter als Guatemala sein soll und doch bedeutend südlicher liegt.

c) Ujaras mit dem Hauptorte gleichen Namens, ein großes, volkreiches Dorf.

d) Iscan, e) Alajuela, f) Eredia, g) Bagasu, h) Boruca, sind die Partidos von Costarica, von welchen wir nichts als ihr Dasein kennen und daher keine Worte machen wollen über eine Sache, die wir nicht wissen.

Die Küsten von Mittelamerika, welche sich im Antillenmeere baden, sind von unzähligen Inseln umgeben, unter denen wir hier nur die größern benennen wollen. Utila liegt in der Honburasbai unter 16° 4′ nördl. Br. und 289° 49′ Länge, es ist ein stark bewaldetes Eiland, aber unbewohnt, und bildet die Hauptinsel eines kleinen Archipels kleinerer Inseln, nur 6 Meilen von der Küste entfernt. Nordöstlich davon liegt Roatan, eine große 16 Quadratm. haltende Insel, heiß, trocken, und daher gesund, gut bewaldet, bergig und von westindischer Fruchtbarkeit. Die Bewohner, etwa 4000 an der Zahl, bestehen aus dem schönen Volkerstamme der Cariben und aus Negern. Auch diese Insel ist von kleinern Inseln umgeben. Eben so bedeutend ist die noch weiter östlich liegende Insel Guanaja nördlich vom Cap Honduras, der östlichsten Spitze der Honburasbai unter 16° 30′ Br. und 291° 11′ Länge. Sie wurde von Columbus selbst 1502 entdeckt und nach den vielen Pinien, womit sie bedeckt war, Isla de Pinos benannt. Sie hat an der Südseite einen prächtigen Hafen, war ehemals stark bewohnt von den schönen Cariben, deren jetzt nur noch wenige vorhanden sind. Die berüchtigten Flibustier hatten auf dieser Insel ihre Niederlagen, und führten die meisten Bewohner als Sklaven hinweg.

Die Islas Viciosas, Tiburones, Mosquitos, bilden einen Klippenarchipel unfern der Mosquitoküste, sind jedoch alle unbewohnt. San Catalina liegt 20 Meilen östlich von der Mündung des Yare, und ist von Felsen und Klippen umgeben, im Innern stark bewaldet, aber unbewohnt; eben so das südlich davon liegende Eiland San Andres, an die sich eine ganze Kette von Inseln anschließt,

deren südlichste den Namen Albuquerque führt. Die Perleninseln sind nur von Robben und Wasservögeln bewohnte Dutzendinseln, an der Küste von Nicaragua.

Im Ganzen gewährt die Republik von Mittelamerika ein sehr erfreuliches Bild, indem nicht nur die Natur für sie alles gethan hat, was in ihren Kräften stand, sondern auch die wackern Völker, die dieses schöne Land bewohnen, auf der Bahn der Civilisation rasch vorwärts schreiten; und nicht zweifeln lassen, daß: ist nur erst die böse Gegenwart vorüber, sie ihren Platz, den ihnen die Natur angewiesen hat, würdig ausfüllen werden.

Der
columbiſche Archipelagus
oder
Weſtindien.

Wir kommen nun zur Beſchreibung eines Inſelarchipels, der durch ſeine Lage, Schönheit, Fruchtbarkeit und ſeinen Einfluß auf das Volksleben unſtreitig der wichtigſte der Erde iſt. Es iſt dieſes jene gewaltige Inſelreihe, die ſich von der Oſtküſte Florida's und der Nordoſtſpitze Yukatans ſüdöſtlich und zuletzt ſüdlich an die Nordküſten Columbiens hinabzieht, und als eine unterſeeiſche Gebirgskette betrachtet werden muß, welche den Damm des amerikaniſchen Mittelmeeres gegen den atlantiſchen Ozean bildet. Daß dieſe ganze Inſelreihe mit zum Syſteme der großen Cordillerenkette gehöre, kann keinem Zweifel unterworfen werden, ob jedoch hier eine gewaltſame Erdrevolution einen Theil des amerikaniſchen Kontinents vernichtet habe, oder vielmehr zur Zeit der Gebirgserhebungen auf Erden in dieſen Gegenden wegen der mangelhaften Erkaltung der Erdrinde eine nur unvollkommene Aufſteigung der Berge möglich war, iſt ſchwer zu entſcheiden. Soll, wie dieſes viele ſehr geachtete Forſcher über den Bau der Erde annehmen, hier wirklich eine Zertrümmerung ſtattgefunden haben, ſo kann ſie nicht theilweiſe geweſen ſein, ſondern man muß annehmen, daß ein Länderſtrich, der von der Bank von Neufoundland bis Pernambuco auf der Oſtküſte Braſiliens reichte, mithin ein Länderſtrich ſo groß wie ganz Südamerika in den Waſſern begraben worden ſei. Wir ſehen jedoch alsdann nicht ein, wie der in Vergleich mit dem Gebirgſtocke der großen Antillen nur ſchwache Damm von Panama bei einem Stoße ſolcher Art widerſtehen konnte. Ein ähnlicher Archipel großer und prachtvoller

Tropeninseln zeigt sich uns zwischen Asien und Neuholland, der, obwol bei weitem kolossaler, genau dieselbe Richtung von Nordwesten nach Südosten an beiden Seiten der Halbinsel Malacca nimmt. Auch hier glaubt man zertrümmerte Länder zu erblicken. Daß enorme Katastrophen die Gestalt der Erdrinde mannigfaltig verändert haben, ist wol nicht zu bezweifeln. Es läßt sich jedoch noch eine andere Hypothese denken, als die der Zertrümmerung, welche das zerrissene Ansehen der Erdrinde zwischen den Wendekreisen erklärt. Die Erdrinde erkaltete unter dem Äquator am spätesten, blieb daher zwischen den Tropen lange weich und elastisch, und gestattete den sich anhäufenden Gasarten des Innern unsers Planeten weniger gewaltsame Ausgänge, als in den bereits erkalteten Theilen gegen die Pole zu. Daher wurde auch die gewaltsame Erhebung großer und ausgedehnter Massen weniger möglich und nur einzelne Ebullitionen erhoben nach und nach jene Berggruppen und Kuppeln über die See, unter denen die Bauchung von Anahuac wol die größte ist.

Hätten wir ein getreues Bild der vom Wasser entblößten Oberfläche unseres Planeten in allen seinen Theilen und Zügen, so würde sich die Bergkette des columbischen Archipels als ein Bestandtheil der Cordilleren und zwar im vollen Zusammenhange mit diesem deutlich zeigen. Übrigens beurkundet sich die Verwandtschaft dieser Bergkette mit den übrigen Bergästen der südamerikanischen Cordilleren schon durch die gewaltigen Erschütterungen, welche sie mit den Ländern nördlich vom Amazonenstrome theilt, und die sich auf dem nordamerikanischen Kontinente nur als schwache Vibrationen verspüren lassen. Wir glauben daher, daß die Länder nordwärts vom Amazonenstrome bis nördlich der Havannah und der Halbinsel Yukatan einen im innigsten Zusammenhange stehenden Erschütterungsbezirk bilden, und daß demnach dieser ganze Theil als ein vulkanischer Herd betrachtet werden müsse, auf welchem die Berge und Berggruppen als Gibel und Schlotte aufgesetzt sind.

Die columbische Inselkette knüpft daher die südlichen Länder Amerika's an die nördlichen, und bildet gegen Europa schauend ein prachtvolles Portal zu der großen Rennbahn der Völkerindustrie und des Völkerverkehrs, als dessen Arena das amerikanische Mittelmeer betrachtet werden kann.

Diese Inselkette erstreckt sich von 10° 15′ bis 27° 30′ nördl. Br. und 293° bis 318° östl. Länge. Sie ist eine Berg-

kette, deren Knoten Hayti ist, von wo aus sie sich gegen Nordwesten in drei Äste theilt, deren nördlicher durch die Lucayen, der mittlere durch Cuba, der südliche durch die langgestreckte Halbinsel Hayti's und Jamaica gebildet wird; Portorico mit dem Bogen der kleinen Antillen bis Trinidad hinab bilden den in Südamerika wurzelnden Stengel, auf dem Hayti den Fruchtknoten, die dreifache Zerästelung aber die Blumenkrone bilden; ein Vergleich, der in mehr als einer Hinsicht wahr ist.

Man kann von diesem großen Inselarchipel unmöglich sprechen, ohne an die Geschichte desselben erinnert zu werden. Es ist wahr, es sind kaum 3 Jahrhunderte verflossen, seitdem diese Inselgruppen in das Gebiet der Völker- und Länderkunde eintraten; dennoch gibt es keinen Punkt auf Erden, der einen größern Einfluß auf das Leben und die Schicksale der gesamten Menschheit gehabt hätte. Noch viel weniger darf sich ein Land rühmen, durch sein bloßes Entdecktwerden eine so rasche und gewaltsame Umgestaltung aller menschlichen Dinge hervorgebracht zu haben, als die Entdeckung dieses Archipels, den die Franzosen mit dem ihnen eigenen Gefühle des Schicklichen sehr glücklich den columbischen benennten. Der Name Westindien ist wol üblich, aber gewiß unpassend, und rührt daher, weil der große Columbus in seiner liebenswürdigen Selbsttäuschung bei der Entdeckung der zweiten Erdhälfte seine Phantasie von Indien zu trennen nicht vermochte, und den östlichsten Theil Asiens entdeckt zu haben glaubte, da beinahe zur selben Zeit die Portugalen das eigentliche alte Indien auf ihrer Fahrt gegen Osten entdeckten; die fixen Ideen der Völker aber von schönen gold- und gabenreichen Ländern den Namen Indien zu trennen nicht vermochten; so wurde das columbische Westindien im Gegensatze des portugalischen Ostindiens benannt. Auch würdigte man die wichtige Entdeckung der Antillen, welche Benennung sich ebenfalls von einer fixen vorgefaßten Meinung vom Dasein einer Inselgruppe im atlantischen Meere herschreibt, so wenig, daß die Ansiedlung beinahe aller seefahrenden Nationen Europa's von Spanien aus mit so wenig Ernst gehindert wurde, als ob es sich um ein Linsengericht handelte. Die neueste Zeit hat jedoch die größte Wichtigkeit dieser Länder hinlänglich dargethan.

Da wir bei der Beschreibung der Einzelheiten manche historische Erinnerungen nicht übergehen können, so erinnern wir den Leser hier nur daran, daß es am 11. Oktober 1492 war,

als Columbus auf der Insel Guanahani in der Lucayenkette landete, Cuba und Haiti wurden auf derselben Fahrt entdeckt. Die zweite Fahrt des großen Entdeckers enthüllte Portorico, Jamaica und beinahe die ganze Gruppe der westindischen Inseln. Auf der dritten Entdeckungsreise wurde Tabago, Grenada und Trinidad in den Mündungen des Orenoco gelegen enthüllt. Der damalige Zustand dieser Inseln war ganz derselbe, in welchem wir den größten Theil der Südseeinseln noch heutzutage finden. Seltsam genug zeigte sich auch hier jene doppelte Menschenart, die wir in Australien wiederfinden, nur im umgekehrten Verhältnisse. In Australien ist es der dunklere Menschenstamm, der sich als Urstamm ankündet. Der braune Menschenstamm, welcher in den Australgewässern als der spätere Ankömmling herrschend und unterdrückend auftritt, war hier derjenige, welcher die allgemeine äußerst zahlreiche Bevölkerung bildete. Das Bild von diesen Völkern, wie es uns Columbus und einige menschliche Gefährten malen, stellt uns dasselbe Gemälde einer gemüthlichen Kinderwelt auf, wie wir es in den Beschreibungen der Südseefahrer wiederfinden. Der schwarze Stamm, Cariben oder Caraiben genannt, war wenige Jahrzehende vorher als mächtiger erobernder Fremdling eingebrochen, mit kriegerischem Muthe über die weichen, kindlichen und friedfertigen Inselbewohner hergefallen, und hatte sich furchtbar gemacht im ganzen Archipel. Als eine Eigenheit muß jedoch bemerkt werden, daß der dunklere Menschenstamm hier der gebildetere war, Waffenwerk, Schiffahrt und Handel trieb und sowol durch den Muth seiner Söhne als durch einen feurigen, umsichtsvollen Charakter und Heldensinn die braunen Völker für sich zur Arbeit zwang.

Die Eingebornen beides Stammes lebten unter Kaziken, deren Bezirke und Grenzen genau abgetheilt waren. Sie trieben Ackerbau, waren mäßig, nüchtern, zutraulich und kindlich. Die Cariben waren wilder, kriegerischer, und selbst Eroberer durchschauten sie die Gefahr, welche die spanischen Fremdlinge brachten. Sie leisteten den ersten Widerstand und unterlagen nur der Überlegenheit europäischer Waffen. Besonders zeigte sich auch hier jener gewaltige Unterschied zwischen den Gebirgsmenschen und den Bewohnern der Ebene. Wie auf der ganzen Erde war auch hier der Bewohner der Flächen flach, indolent, beschränkt und gleichgültig wie das Land, das er bewohnte, dagegen die Bewohner der Berge ein kühnes, tapferes, freiheitliebendes Geschlecht, schwer zu unterjochen wie die Berge, die sie bewohnten.

Man hat die Caraiben zu Menschenfressern gemacht und ich will mir keine Mühe geben um sie nach dem Beispiele vieler Schriftsteller von diesem Vorwurfe zu reinigen. Ihr Unglück war, daß ihnen diese unter wilden Völkern beinahe allgemeine Sitte zu einem Verbrechen gemacht wurde, auf welches man das Recht ihrer Ausrottung gründete. Die Völker dieser Inseln hatten auch Religion; wie sie solche Völker nur immer zu haben pflegen. Sie glaubten an ein höchstes Wesen, das im Himmel wohne, unsterblich, allmächtig und unsichtbar wäre. Sie legten ihm einen Ursprung bei, und gaben ihm eine Mutter, aber keinen Vater. Sie dachten sich ihn erhaben über jede unmittelbare Gemeinschaft mit den Menschen, mit welchen er nur durch die Zemis, einer Art Zwischengeister, wie unsere Engel, verkehrte. Jeder Kazike hatte seinen Zemi, welchen er um Rath fragte, anrief und dem er samt seinem Volke mit der größten Verehrung zugethan war. Wie auf den Südseeinseln gab es eigene Häuser, in denen das Bild des Zemi, gewöhnlich eine scheußliche groteske Figur aus Holz, Stein oder Thon, aufgestellt war. Jede Familie und jedes Individuum hatte wieder seinen besondern Zemi oder Schutzgeist. Man erblickte sie in allen Theilen des Hauses, auf allen Hausgeräthen, ja sie wurden in Gestalt ganz kleiner Bilder auf dem Körper getragen, in der Schlacht an die Stirne gebunden und ihnen eine besondere Wirksamkeit zugeschrieben. Die Zemis glücklicher Menschen waren sogar Gegenstände der Eifersucht und des Verlangens, indem man glaubte, daß die Tugenden des Zemi mit diesem auf den jedesmaligen Besitzer übergingen. Sie wurden darum oft gestohlen, und um sie diesem Schicksale zu entziehen, versteckte man sie bei Ankunft der Spanier sehr sorgfältig, was bei diesen wieder den Irrthum veranlaßte, daß sie es mit Atheisten zu thun hätten. Die Zemis waren dasselbe, was die Laren und Penaten bei den Römern, die Fetische bei den Afrikanern, die Untergottheiten bei den Indiern sind. Es ist sonderbar, daß unter allen Menschen auf der ganzen Erde, wenn nicht unmittelbare göttliche Offenbarung hinzutritt, sich überall dieselben Formen, derselbe Ideengang in Bezug auf die Religion darstellt, nur die Art der Verehrung ist bald blutig, bald unblutig; die Grundidee immer dieselbe. Wie bei den Griechen und Römern, bei den Indiern und Negern waren Berge und Thäler, Wälder und Flüsse, Himmel und Erde mit Geistern und überirdischen Wesen bevölkert. Priester, Mysterien, Orakel und der ganze Kram des Aberglaubens, zu dem leider das

menschliche Gemüth so sehr sich hinneigt und von dem nur der auf der höchsten Stufe der Humanität stehende Geist sich losmachen kann, trieb auch hier sein Unwesen. Charlevoix erzählt uns: Der Kazike (es geschah dieses auf Haiti) machte eines Tags bekannt, daß er seinem Zemi zu Ehren ein Fest feiern wollte. Seine Unterthanen eilten von allen Seiten herbei und bildeten eine feierliche Prozession. Männer und Frauen waren köstlich geschmückt, mit ihrem ganzen, ihnen zu Gebot stehenden Staate. Die Mädchen waren völlig nackt. Der Kazike ging an der Spitze und schlug eine Art Trommel, setzte sich am Eingange des Tempels nieder und trommelte so lang, bis der ganze Zug im Tempel war. Die Weiber trugen unter Gesang Körbe, mit Kuchen gefüllt und mit Blumen geschmückt. Die Butios nahmen diese Opfer mit großem Geschrei in Empfang, zerbrachen sie, weihten sie dem Zemi und vertheilten sie an die Familienhäupter, die sie als sichere Schutzmittel gegen jeden Unfall auf ein ganzes Jahr betrachteten und verwahrten. Nach der Vertheilung traten die Weiber hervor und sangen Hymnen, deren Inhalt das Lob des Zemi, die Waffenthaten ihrer Vorfahren und der Nationalhelden waren. Zum Schlusse wurden Gebete an den Zemi gerichtet, in denen man ihn anflehte die Nation zu bewachen und zu beschützen. Heilige Grotten, Haine u. dgl. boten Gelegenheit zu Wallfahrten. Kranke Kaziken erdrosselte man aus Ehrerbietung, sterbende Unterthanen stellte man aus, oder erdrosselte sie mit Erlaubniß des Kaziken ebenfalls. Die Todten dörrte man, verbrannte sie, oder setzte sie in einer Höhle bei. Sie glaubten an eine Fortdauer der Seele, hatten eine Vorstellung von elisäischen Gefilden und einen Ort der Strafe; Tänze, Spiele, Gesänge, so wie allerlei Zeitverkürzungen waren eingeführt. An musikalischen Instrumenten fand man nur eine Art Trommel.

Dieses war der Zustand und die Kulturstufe, auf welcher sich die Völker dieser Inseln befanden, als ihre Schicksalsstunde schlug, und sie von den Spaniern entdeckt wurden. Sie hatten wenig Bedürfnisse, führten ein einfaches glückliches Leben, bauten das Land, das geringe Mühe mit reichem Überflusse lohnte. Ein ewiger Frühling umfächelte sie, Mangel an Jagd verminderte die Veranlassungen zur Wildheit, Überfluß an vegetabilischer Nahrung begünstigte ihre Vermehrung, wie denn jedes Volk in dem Maße sich vermehrt, als der Überfluß vegetabilischer Nahrung über die animalische überwiegend ist. Ohne die Ankunft der Spanier hätte sich hier eine eigenthümliche Kultur

entwickelt; allein jetzt ist die Bevölkerung, die damals mehre Millionen betrug, auch bis auf die letzte Spur vernichtet. Alle Nationen Europa's, denen Schiffahrt eigen ist, und die auf den Welthandel Anspruch machen, haben sich mit Ausnahme der Portugallen hier niedergelassen, und Beiträge zu der neuen Bevölkerung geliefert, in deren Adern sich nur insofern einiges Blut der Ureinwohner bewegt, als die antillischen Schönen in den Augen der Sieger Gnade fanden. Die Vertilgung dieser großen Bevölkerung der Vorzeit ist ein garstiger Schandfleck in der Geschichte der Menschheit, den diese durch einen eben so häßlichen wieder gut zu machen suchte. Denn die jetzige Bevölkerung besteht aus $\frac{4}{5}$ afrikanischer Neger, deren Übersiedlung aus ihrem Vaterlande nicht weniger Entsetzen erregt, als die Vertilgung der Ureinwohner. Das Bild des Völkerlebens in diesem Archipel ist seit der Entdeckung ein fortwährendes Zucken, einem Fieberparoxysmus vergleichbar. Ausrottung, Unmenschlichkeit, Bürgerkrieg, Klirren der Sklavenfesseln und das Knallen der Peitschen ihrer Treiber, Empörung, Blutvergießen und alle Gräuel, womit die thörichte Menschheit sich zu besudeln pflegt, bilden die einzigen Elemente der Geschichte der Antillen. Man kann daher mit Recht sagen: der Boden dieses Archipels ist eine große Grabstätte der Menschen dreier Welttheile; denn Millionen unglücklicher Kinder Europa's, Afrika's und Amerika's haben mit ihrem Blute den Boden gedüngt, um hier ein Grab zu finden. Selbst in diesem Augenblicke, wo wir dieses schreiben, ist jener Archipel der Schauplatz des Mißtrauens, der Thorheit und des Wahnsinns. Eine große Bevölkerung in Ketten, diese mit Murren tragend, ist jede Minute bereit, über die kleine Anzahl thörichter Europäer herzufallen, denen zu Engeln Alles, zu Teufeln aber die Klugheit des Höllenfürsten mangelt. Das künftige Schicksal kann nicht zweifelhaft sein; hier fallen die Farben in die Wagschale; Cuba wird der weißen Bevölkerung, und wenn Spanien klug ist und Vernunft annimmt, diesem verbleiben, eine Besitzung köstlicher als das Mutterland; der übrige Theil des Archipels gehört der Negerbevölkerung an, die bald genug Haiti's furchtbares Beispiel wiederholen wird. Nur ein Mittel gibt es, das schrecklichste Schicksal von den weißen Pflanzern abzuwenden, nemlich vernünftige Maßregeln in Bezug auf die Überzahl der schwarzen Bevölkerung; die allmälige, aber in möglichst kurzem Zeitraume, völlige Befreiung und ernstliche, wahrhafte Erziehung derselben zur Humanität.

Von der physischen Beschaffenheit des columbischen Archipels läßt sich nur so viel sagen: Es sind mit Ausnahme einiger wenigen kleinen Inseln sämtlich aus dem weiten Spiegel des Ozeans sich erhebende Berggestalten, zwischen und um welche sich reizende Thäler, fruchtbare Ebenen und lachende Küstensäume gelagert haben. Die geographische Lage zwischen dem 10. und 25. Breitengrade gewährt einen ewigen Frühling, da kein Gipfel der prachtvollen Berge, die ihre Umrisse in den Äther zeichnen, bis in die Grenze des ewigen Schnees steigt, und die beständigen Seewinde die Tropenhitze hinlänglich mildern. Die starken Ausdünstungen des Ozeans erfüllen die Luft mit einer hinlänglichen Menge von Dünsten, welche die Berggipfel sammeln und in der geeigneten Jahrszeit als Ströme tropischer Regen auf das Land senden, selbst die heitern Nächte durch reichliche Thauniederschläge wohlthätig machen, wie auch die zahlreichen Quellen nähren, die nach allen Seiten dem Ozean erquickende Waldbäche zusenden. Schiffbare Flüsse hat zwar nur Trinidad, aber hinlänglichen Wasserreichthum beinahe jede Insel. Der vulkanische Boden der meisten Inseln dürstet daher nicht, die Folge davon ist ein Vegetationsreichthum, der nur mit der Insularvegetation des indischen Archipels verglichen werden kann. Leider hat der unbesonnene Egoismus der Kolonisten, der immer das Huhn schlachtet um die Eier zu bekommen, den größten Theil der prachtvollen Tropenwälder vernichtet und besonders die schönen Wälder der großen Antillen entholzt. Aber selbst der Ackerbau der Tropenländer hat das Eigene, daß er das Land wirklich verschönert; daher sind denn auch diese Inseln in die schönsten Pflanzenformen schön gekleidet und bilden mit ihren prachtvollen Berggestalten, schönen Umrissen, herrlichen Thälern und reichen Pflanzungen ein liebliches Bild. Dem ankommenden Nordländer erscheint Westindien als ein Paradies, mit dem es jedoch nur in so fern Ähnlichkeit hat, als ja die Pforte des Paradieses für uns die Pforte des Todes ist. Der columbische Archipel kann mit Recht das Grab der Europäer genannt werden. Giftige Fieber zerstören gar bald den Keim des Lebens und der Gesundheit; die heftigen Tropenregen, stagnirenden Sümpfe, die Beschäftigung selbst, entwickeln Keime der Zerstörung. Furchtbare Stürme drohen die Inseln selbst in das Meer zu begraben und der Europäer hilft durch seine Lebensweise, seine Brantweingifte, seine Üppigkeit und Genußsucht, als ein getreuer Verbündeter des Todes fleißig nach und gräbt sich sein eigenes Grab. Der reiche Ertrag des Bodens, die Fülle aller

Naturgaben, die Schönheit des Landes selbst lockt jedoch immer neue Opfer und man muß gestehen, die Antillen sind so schön, daß sie selbst als Grab einem nordischen Winter von $\frac{3}{4}$ Jahren Länge und $\frac{1}{4}$ Jahr schlecht Wetter vorzuziehen sind.

Das Areal der Antillen beträgt 8300 Quadratm., 20 auf einen Grad gerechnet, $\frac{9}{10}$ dieses Areals gehören den sogenannten vier großen Antillen: Cuba, Haiti, Jamaica und Portorico an, die zusammen 7200 solcher Quadratm. enthalten. Auf dieser Oberfläche, wo jede Quadratm. 5000 Menschen leicht ernähren könnte, da die Fruchtbarkeit des Bodens unermeßlich ist, wohnen nur 2,843000 Menschen, unter denen 1,147500 Sklaven, 1,212000 freie Schwarze und Mulatten und nur 482000 Weiße sind. Also von 100 Menschen sind 40 Sklaven, 43 freie Schwarze und nur 17 Weiße; diese Zahlen stehen nicht umsonst da, sondern geben zu ernsten Betrachtungen Anlaß. Die gelindeste Sklaverei ist bei den Spaniern; die härtesten Sklavenherren sind die Holländer.

Über die fernere physische Beschaffenheit dieser Länder läßt sich im Allgemeinen nichts weiter sagen, da die einzelnen Inseln und Inselgruppen so verschieden sind, daß ihre Charakterisirung den Einzelnheiten vorbehalten werden muß. Nur ein Gegenstand ist es, der hier in einer Erdkunde nicht fehlen darf und in diesem Augenblicke um so weniger, als die Augen von ganz Europa auf diesen Punkt gerichtet sein müssen, es ist nemlich:

Eines der schwärzesten Kapitel der Erd- und Völkerkunde, der Negerhandel, ein Wort, bei dessen bloßem Klang der Menschenfreund schaudert. Weech in seinem neuesten Werke: Reise nach Brasilien betitelt, spricht zwar beschönigend von einer Sache, die jeder gebildete Mensch nur mit Erröthen erwähnt. Er vergleicht den gefesselten Neger mit dem leibeigenen Bauer im nördlichen Europa und findet den Zustand des letztern weit unter dem des erstern; indem der erstere von seinem Herrn gefüttet werde, Arzneien erhalte, keine Abgaben bezahle und den Schutz menschlicher Gesetze genieße; welches Alles der leibeigene Bauer entbehre. So viel Wahres an diesem Vergleiche sein mag, so folgt daraus doch nur so viel, daß das Schicksal beider Menschenklassen, die hier genannt sind, einem Zeitalter zur Schande gereicht, welches sich mit seiner Aufklärung, seiner humanen Gesetzgebung und seiner Kultur brüstet. Indessen so elend das Schicksal des nordischen Bauern sein mag, so lebt er doch in seiner Familie von seinen Kindern umgeben, in sei-

ner Krankheit von liebenden Händen gepflegt und von der Zeit ein besseres Schicksal erwartend. Ganz anders ist das Schicksal des Negers. Entrissen seiner Heimat, gemartert, gebrandmarkt wie ein Verbrecher, getrennt von allem, was ihm lieb und theuer ist auf Erden, eingepöckelt in dem giftigen Raum eines Sklavenschiffes, mit ungewohnter schlechter Speise kärglich genährt, langt er in dem amerikanischen Hafen an, wenn ihn Elend, verpestete Seeluft und Ungemach nicht unterwegs vertilgt haben. Hier dem Viehe gleich ausgesetzt auf dem Sklavenmarkt, wird er verkauft, unmenschlicher als man bei uns Pferde verkauft und ganz nach derselben Methode. Hier ist er nun gleich in der ersten Zeit der Gefahr ausgesetzt, dem tödtlichen Klima zu erliegen; hat er sich endlich akklimatisirt, so ist er ganz der Willkür seines Herrn preisgegeben und die Behandlung desselben hängt durchaus von den Launen seines Gebieters ab. Am schlimmsten ist er daran, wenn er in die Zuckerpflanzung geschickt wird, da hier die schwerste Arbeit mitunter bei einer Temperatur abzuthun ist, wo das Tropenklima durch die erforderlichen Heizungen der Gebäude noch erhöht wird. Weniger aufreibend ist die Arbeit in den Caffetals, den Tabakspflanzungen, aber höchst ungesund beim Indigobau, der Baumwolle und dem Cacao. Am besten befinden sich diejenigen Neger, welche in den Städten bleiben und zur Bedienstung oder zum Luxus des Hauses verwendet werden. Bedenkt man, daß in ganz Amerika 5,000000 Neger in diesem Zustande leben, berechnet man die Leiden, denen diese große Anzahl von Menschen ausgesetzt war und noch ist, so wird man versucht, den Luxus zu verwünschen, der zu diesem entsetzlichen Verbrechen an der Menschheit Anlaß gegeben hat.

Wir hatten bei Gelegenheit der Beschreibung von Afrika zahlreiche Veranlassungen, über den Sklavenhandel und die empörende Art, wie er betrieben wird, zu sprechen und wollten hier jene Abscheulichkeiten nicht noch einmal wiederholen. Afrika ist das Vaterland der Sklaverei; indessen ist der afrikanische Sklave keineswegs unglücklich, da er mehr ein Hausgenosse als ein Sklave ist und außer seiner Freiheit mit seinem Herrn Alles gemein hat. Ganz anders ist sein Loos, wenn er in die Hände gebildeter Völker fällt. Hier wird er gänzlich als eine Waare betrachtet; und um sich mit einem Worte ein Bild von dem Schicksale der Neger auf den Antillen zu machen, möge folgende Stelle aus des Herrn v. Humboldt Reise einen Platz finden. „Dem Reisenden, welcher Augenzeuge von dem war, was die mensch-

liche Natur quält oder entwürdigt, ziemt es die Klagen zu den Ohren derer zu bringen, welche Linderung zu gewähren vermögend sind. Ich habe den Zustand der schwarzen Menschen in Ländern beobachtet, wo die Gesetze, die Religion und die Nationalgewohnheiten ihr Schicksal zu erleichtern bestrebt sind, dessen ungeachtet hat sich mein Abscheu vor dem Sklaventhume, den ich von Europa mitgebracht hatte, bei meiner Abreise aus Amerika nicht vermindert. Ich habe kaltblütige Erörterungen der Frage gehört: ob es für den Pflanzer vortheilhafter sei, die Sklaven nicht übermäßig zur Arbeit anzustrengen, um somit dieselben seltener zu ersetzen; oder aber in wenig Jahren den möglichst großen Vortheil aus ihnen zu ziehen und sie dann öfter durch neuen Ankauf von Negros bozales zu ersetzen. So rechnet die Habsucht, wo der Mensch den Menschen als Lastthier gebraucht."

Die ersten Neger wurden zum Behufe des Bergbaues im Jahre 1521 durch die Spanier aus Afrika eingeführt. Der Handel mit diesen Unglücklichen zeigte sich so vortheilhaft und gewinnreich, daß bald alle Nationen, welche Schiffe hatten, daran unbedenklich theilnahmen. Man fand, daß die Neger stärker, dauerhafter und zur schweren Arbeit in einem heißen Klima bei weitem geeigneter seien als die Indianer oder Eingeborne Amerika's, welche nur zu schnell unterlagen. Die westindischen Ansiedler sahen sich in ihren Erwartungen von Gold und edlen Metallen getäuscht; dagegen brachte die Anpflanzung des Zuckers, Kaffee, Indigo u. s. w. sichern und großen Gewinn. Die Nachfrage nach Negern vermehrte sich, die Sklavenhändler befriedigten dieselbe, und da man nur männliche Neger forderte, der weiblichen aber sehr wenige einführte, so konnte eine Vermehrung der Neger auf den Antillen selbst um so weniger stattfinden, als die Neger ehelos zu leben gezwungen waren, eine für diesen Stamm um so größere Marter, je stärker bekanntlich der Geschlechtstrieb des Afrikaners ist. Die Antillen bedurften daher eine jährliche Zufuhr von Negersklaven, und so sehr waren die Gewissen erschlafft, daß sich selbst in Britannien kaum eine Stimme gegen den gräßlichsten der Industriezweige zu erheben getraute. Die Neger der Antillen wurden indessen ein Gegenstand der Gesetzgebung jener Regierungen, die auswärtige Kolonien besaßen, und diese Gesetzgebung kann ein Maßstab sein für das Schicksal der Sklaven. Mild und menschlich sind die Sklavengesetze der Spanier; sie gehen ins Einzelne, bestimmen

die Arbeitstage und die Stunden für jeden Theil der Beschäftigung, die den Negern obliegt, die Pflege der Neger, die Strafen, die Zahl der Streiche, die ihnen ertheilt werden dürfen. Sie begünstigen die Freilassung und schützen die freien Neger vor neuer Sklaverei. Der Sklave kann seinen Peiniger belangen und findet er einen Käufer, sich sogar von einem neuen Herrn, von welchem er menschlichere Behandlung erwartet, kaufen lassen. Der fromme Sinn vieler Sklavenherren bestimmt diese zu testamentalischer Freilassung ihrer Sklaven, ja die Freilassungen sind so häufig, daß auf Cuba die Zahl der freien Schwarzen jener der Sklaven nur wenig nachsteht. Die Menschheit entehrend ist dagegen das schwarze Gesetzbuch der Franzosen, die Sklavengesetze der Holländer, der Britten und der Dänen und Schweden. Auf Jamaica wird die Freilassung so sehr erschwert, daß der Sklavenbesitzer für jeden Neger, den er freiläßt, eine bedeutende Summe an den Kronfiskal zu erlegen hat. Man darf sich daher über die neuesten Ereignisse auf Jamaica keineswegs wundern.

Um sich einen Begriff zu machen, wie in den brittischen Besitzungen d. h. in den Besitzungen der Nation, die uns so schöne Dinge über Freiheit, Menschenwürde, Abschaffung des Sklavenhandels u. dgl. vordeklamirt und an deren glänzenden Parlamentsreden wir uns in den Zeitungen für unser theures Geld erbauen, die Sklaven behandelt werden, mag folgende Stelle aus Herrn Bolingbroke's Reise nach Demerary hier stehen: „Am Bord eines brittischen Kriegsschiffes werden Ruthenstreiche bei weitem öfter ertheilt, als in den Pflanzungen der brittischen Kolonien. Überhaupt werden die Neger nur selten mit Ruthen gezüchtigt, indem andere sehr vernünftige Strafmittel angewandt werden, als da sind: die Suppe siedend heiß und stark gepfeffert, oder eine Auflösung von Glaubersalz mit einem ganz heißen Löffel essen zu machen.“ Man weiß nicht, soll man die Naivität oder die Unverschämtheit des Schriftstellers mehr bewundern. Soviel ist indessen gewiß: der Zustand der Sklaven auf den Antillen ist entsetzlich, ihre Anzahl ungeheuer und überwiegend, die Hartnäckigkeit der Sklavenherren gegen jede bessere Einrichtung und menschlichere Gesetzgebung unüberwindlich und daher auch nichts als eine Wiederholung der Szenen auf Haiti zu erwarten.

Je gebildeter ein Volk ist, desto härter haben es seine Sklaven, desto kaltblütiger werden sie hingemordet. Man staunt und traut seinen Augen kaum, wenn Weech, ein gebildeter

Deutscher, der so liberale Gesinnungen affektirt, geradezu behauptet: „der Negersklave in Brasilien habe es gut und die Schläge die er bekäme, seien für ihn eine Nothwendigkeit, indem der Neger gepeitscht werden müsse.“ Zudem werden diese armen Mitmenschen geistig gänzlich verwahrlost und auch hier sind es zur Schande des Christenthums, gerade die gebildetsten Nationen, welche Missionäre und Geistliche, die den Armen das Evangelium predigen wollen, offenbar verfolgen und feindselig behandeln. Es sind die brittischen, holländischen und dänischen Pflanzer, welche der Civilisation der Neger und ihrer Erleuchtung durch das Christenthum die feindseligsten Hindernisse entgegensetzen, und mehr als einer der Missionäre ist von ihnen ermordet worden.]

Durch die Wiener Kongreßakte ist der Sklavenhandel verboten. Auch Brasilien erschreckt durch die Überzahl seiner schwarzen Bevölkerung, hat sich endlich darein gefügt. England hat den meisten Eifer gezeigt und sogar bedeutende Geldopfer gebracht, um dem entehrenden Menschenhandel zu steuern. Es wäre jedoch zu wünschen, daß reinere Motive als die Furcht vor der schwarzen Bevölkerung und kaufmännische Interessen, denn das ist Englands Humanität, einen Schandfleck der Menschheit vertilgten, der die schrecklichsten Folgen als gerechte Strafe auf die Häupter christlicher Unmenschen herabziehen muß. Das Verbot des Sklavenhandels hat bis jetzt keine andere Folge gehabt, als die Sklavenhändler vorsichtiger und grausamer zu machen. Er wird fortdauern, so lange noch ein Sklave den amerikanischen Boden entweiht. England meint es indessen aufrichtig; denn die Vernichtung des Sklavenhandels ist in seinem Interesse. Es tritt nemlich durch den Mangel an Sklavenzufuhr ein höherer Preis für die Sklaven der westindischen Inseln ein. Die Pflanzer bedürfen ein größeres Betriebskapital, ohne größern Gewinn hoffen zu dürfen. Die Roherzeugnisse für die englischen Manufakturen wird diesemnach das sklavenlose Indien bei weitem wohlfeiler als Amerika zu liefern im Stande sein. Die englischen Fabriken werden wegen Wohlfeilheit der indischen Erzeugnisse trotz des hohen Arbeitlohnes wohlfeilere Manufakturwaaren als jede andere Nation liefern und die Folge davon wird sein, daß Amerika's Schätze in Englands Kassen fließen. Für den Augenblick haben daher die amerikanischen Pflanzer Recht, wenn sie behaupten, daß die Abschaffung des Negerhandels ihre Industriezweige vernichte und die Pflanzer zu Grunde richte. So bedarf es z. B. um 32000 Aroben Zucker zu erzeugen, 300 Neger, von denen

jeder während des Sklavenhandels ungefähr 1000 Guld. C. M. kostete. An Nahrung, Kleidung und Arznei bedurfte ein Neger jährlich 100 fl. so daß er täglich samt den Interessen des Ankaufkapitals 30 bis 34 kr. C. M. kostete. Eine Pflanzung mit 300 Negern bedurfte eines Kapitals von 1,000000 Guld. Zu 6 Prozent gerechnet machen die Zinsen 60000 Guld. jährlich; der Unterhalt der Neger samt Auffehern, Reparaturen u. s. w. fordert ebenfalls einen jährlichen Aufwand von 40000 fl. Der Ertrag einer solchen Pflanzung beläuft sich ungefähr auf 120000 fl., vorausgesetzt, daß kein Orkan oder sonst ein Unglück die Pflanzung verheere. Der Gewinn von 20000 fl. rein, ist daher bei der Gefahr des Verlustes von einer Million sehr gering. Durch Abschaffung des Negerhandels ist aber der Preis eines Negers bereits auf das Doppelte gestiegen; mithin bedarf der Ankauf von 300 Negern um 300000 fl. mehr als früher, und der Pflanzer hat Recht, wenn er behauptet, mit dem Negerhandel sei sein bisheriger Erwerb selbst abgeschafft. Man könnte freilich sagen: man schaffe die Sklaverei samt dem Negerhandel ab und lasse durch freie Hände für Taglohn in den Pflanzungen arbeiten. Man setze den Taglohn durch Gesetze fest, strafe wie einst die alten Egypter die Müßiggänger und der Pflanzer wird mit 300 Taglöhnern, bei einem geringern Betriebskapital, ohne Gefahr des Verlustes mehr erzeugen, als mit 300 Sklaven. Solche Vorstellungen sind aber jetzt wol noch zu früh, denn um vernünftigem Rath zu folgen, müßte der Mensch durch etwas Anderes als Schaden zu bessern sein. Jetzt ist der westindische Pflanzer von der Nothwendigkeit der Negersklaverei so fest überzeugt, daß er geradezu behauptet: keine Sklaven, keine Kolonialwaaren. Daher denn auch der schreckliche Zustand, in welchem sich gegenwärtig die Sklaven und ihre Herren befinden. Diese wenden Strang und Schwert an um die Negerbevölkerung in Fesseln zu erhalten, die Sklaven dagegen Mord, Brand und alle Gräuel, deren ein wildes entfesseltes Volk fähig ist; um sich an denen zu rächen, bei welchen das Zerschlagen der Fingerspitzen, das Essen heißer, gepfefferter Suppe mit heißem Löffel u. dgl. höllisch-witzige Marter! sehr vernünftige Strafen sind. Das Ende davon kann schwerlich zweifelhaft sein. Die schwarze Bevölkerung wird die Herrschaft auf den Antillen erringen und die Sklaverei auch hier dasselbe Ende nehmen, welches von Anfang der Geschichte an, das Ende jeder Ungerechtigkeit war.

Um die Gefahr der weißen Bevölkerung auf den Antillen desto augenscheinlicher darzustellen, fügen wir folgende Tabelle bei:

Eintheilungen.	Gesamtbevölkerung.	Schwarze und weiße Mulattensklaven.	Schwarze u. Mulatten Freie.	Weiße.
Span. Antill.	943000	281400	319500	342100
Haiti	820000	— —	790000	30000
Britt. Antill.	776500	626800	78350	71350
Franz. Antill.	219000	178000	18000	23000
Holl., dän. u. schwed. Antill.	84500	61300	7050	16150
Summa	2,843000	1,147500	1,212900	482600

Diese Berechnung zeigt, daß, die spanischen Besitzungen ausgenommen, die weiße Bevölkerung bei fortdauernder Sklaverei, früher oder später ein Opfer der Sklaven werden muß.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß es auf den Antillen weder eine große noch eine kleine Jagd gibt, mithin für die Müßiggänger Europa's, so wie die Nimrode hier nichts zu machen ist. Das hochgeschätzte Vergnügen der Thierhaze kann man hier höchstens an Fledermäusen, Stinkthieren, Eidechsen, Schlangen u. dgl. üben; indessen ist ein Thier dennoch vorhanden, das einem englischen Fuchsjäger ein Nabobsvergnügen gewähren könnte. Wir meinen die Krokodille mit spitzer und die Kaimans mit stumpfer Schnauze; diese sind wirklich auf Cuba, Jamaica und Haiti so wie überall vorhanden und zwar in sehr großer Anzahl, wo sich süßes Wasser findet. Sie sind außerordentlich wild und gefräßig und werden der weißen und schwarzen Bevölkerung nicht selten gefährlich. Schildkröten sind besonders für die Fasttage gut und in Jamaica, wo indessen nur die Cholera einen Fasttag macht, außerordentlich wohlschmeckend. Das Wasser des Meeres ist in diesen Gegenden außerordentlich durchsichtig, so daß man in tiefem Grunde alles wahrnehmen kann, was sich da befindet. Der Meergrund erscheint wie ein versunkener Garten, wo zwischen Schilf Muschelwerk, Fische, Korallen und andere Seeprodukte glänzen. Der Strand und das Wasser wird von einer Unzahl prachtvoller Wasservögel belebt, und zwar in einer solchen Menge, daß sie jede Vorstellung übersteigt; aber auch schöne Papageien, niedliche Kolibris zieren das Land und die Damen der Antillen tragen diese kleinsten Vögel-

chen ausgedörrt und gespießt wie Diamanten auf Haupt und Busen. Sogar eine kleine, aber äußerst schöne Schlange dient in der Havannah zum Hauptschmuck der Frauen. Es ist immer eine seltsame Erscheinung, daß sich die zarten Damen so gerne mit Schlangen befreunden. An Insektenschaaren fehlt es natürlich nicht. Die Bienen sind aber aus Europa eingewandert.

Das Pflanzenreich bietet große Schätze dar, und die schönsten Formen finden sich hier in üppiger Fülle und Mannigfaltigkeit. Die Bananen verschönern das Land und nähren die Menschen. Der Baumwollenbaum oder Bombyx Ceiba erreicht eine kolossale Größe. Die verschiedenen Palmenarten wiegen ihr Haupt auf einem 180′ hohen Säulenschafte, Kampechebäume umgeben Pflanzungen; Cedern, Eisenholz, Sebestenbäume, Cecropien liefern Bauholz und sind mitunter wie der Tamarindenbaum durch ihre Früchte nutzbar. Pomeranzen, Zitronen, Feigen, Granatäpfel, Achras, Perseen, Anonen, Spondien und jetzt auch der aus den Südseeinseln eingeführte Brotbaum gewähren eine Fülle der gesundesten Nahrung. Die köstlichen Ananas, das nahrhafte Johannisbrot, in höhern Gegenden europäische Obstarten und die süße Traube, verbreiten überall hin Freude und Segen. Von weitem schon fühlen die Ankommenden, daß sie glücklichen Inseln nahen; denn weit in die See hinein duftet die Würze der tausendfachen Blüten. Höhen und Thäler sind mit Blumen und Sträuchen bedeckt, von denen unsere Glashäuser nur eine geringe Idee geben. Das virginische Sepidium bedeckt die Wiesen, das amerikanische Basilienkraut, die Cleomen, Turneren u. dgl. schmücken die Savanen. Die bescheidene Seepflanze verbirgt sich an den Bergabhängen im Schatten der Sammtpappel oder der zahlreichen, strauch- und baumartigen Mimosen. Besonders zeichnet sich unter diesen die Acacia farnese durch die Zartheit ihrer Blätter und den Wohlgeruch ihrer kleinen gelben, wie Ringe angereihten Blüten sehr vortheilhaft aus. Die Ruelien bilden einen Schmuck der Wälder, deren Riesenbäume mit dem Traubenkraute, Passionsblumen, Bignonien und einer Fülle schöner Lianen durchschlungen sind. Der Anblick eines westindischen Waldes hat etwas Festliches, Feierliches. Die baumartigen Farrenkräuter ähneln den Palmen. Der unechte Zimmt (*Wintera canella*), das Franzosenholz oder der Guajacbaum, so wie die caraibische Fieberrinde (*Cinchona caraibea*) dienen als Arzneipflanzen. Wo aber der Boden dürre, trocken und steinig ist, erheben die Cactusarten ihre abenteuerlichen, schönblumigen Gestalten. Einzelne Inseln ha-

ben auch noch eigenthümliche Erzeugnisse z. B. Jamaica die Vanilla; die Pimentmyrthe auf den größern Inseln u. s. w.

Höchst wichtig für die Antillen ist der Plantagenbau. Zu ihm gehören als Hauptprodukt der Zucker. Das Zuckerrohr, welches angebaut wird, ist von dreierlei Art. Die sogenannte Canna Creolia wurde 1606 von den canarischen Inseln nach den Antillen gebracht, und San Domingo oder Haiti war es, wo durch einen gewissen Aguillar das erste Zuckerrohr gepflanzt ward. Seitdem hat es sich außerordentlich verbreitet und die Masse dieses süßen Produktes, welche die Antillen jährlich an Europa abliefern, beträgt nicht weniger als 7,000000 Centner. Da der Zucker von besonderem Einfluß auf das Völkerleben ist, und nicht mehr unter die Luxuswaaren, sondern unter die unentbehrlichen Bedürfnisse eines civilisirten Volkes gehört, so müssen wir hier etwas ausführlicher sein.

Das kreolische Zuckerrohr wird auf den Antillen sowol, als auf dem das amerikanische Mittelmeer umgebenden Festlande, nach und nach durch eine unter dem Namen tahitisches Rohr aus der Südsee eingeführte Art, verdrängt. Die Canna de Otahiti hat ein lichteres und angenehmeres Grün, so daß man eine Plantage dieses Rohrs von weitem von jeder andern unterscheiden kann. Es hat aber auch außerdem noch köstliche Eigenschaften, denn es ist viel saftreicher als das gewöhnliche Rohr und gibt auf gleicher Oberfläche um ein Drittel mehr Zucker als das kreolische, dessen Rohr dünner und gegliederter ist. Zudem liefert das tahitische Rohr auch mehr Holz, hier Bagasse genannt, was von ungemeiner Wichtigkeit ist, da die unbesonnene Ausrottung der Wälder, und die Schwierigkeit, in straßenlosen Ländern, aus entfernten Wäldern Brennmaterial herbeizuschaffen, die Kolonisten zwingt, ihre Siedkessel mit Orangenholz zu heizen. Endlich ist ein nicht geringer Vorzug des tahitischen Rohrs der: daß es bei weitem weniger Bewässerung fordert als das kreolische, ja sogar in einem dürren Boden salzreichern Saft, hier Vezou genannt, liefert. Alle diese Eigenschaften machen das tahitische Rohr für den Anbau auf den columbischen Inseln ganz besonders geeignet. Cook und Forster haben dieses Schilf zuerst bekannt gemacht; Bougainville hat das Verdienst, dasselbe nach Isle de France verpflanzt zu haben; von hier aus wurde es nach Cayenne gebracht, und 1792 nach Martinique, Haiti und den übrigen kleinen Antillen. Der düstere Kapitän Bligh verpflanzte es nebst dem Brotfruchtbaume nach Trinidad,

von wo es nach Caracas überging. Die Revolution von Haiti zerstörte daselbst die Zuckerpflanzungen und machte daher die Einführung des tahitischen Rohrs auf den übrigen Inseln doppelt nothwendig.

Außer diesen beiden Rohrarten wird auch eine dritte Art, die Canna de Guinea gebaut, die zwar weniger saftreich, aber zur Fabrikation des Rums besonders geeignet ist. Das afrikanische Rohr hat eine röthliche Farbe, wird jedoch selten gepflanzt. Merkwürdig ist, daß das tahitische Rohr in sehr fettem und sumpfigem Lande zwar mehr Saft, aber weniger Zucker liefert; es liebt mehr mageres und trocknes Land, und auch hier haben wir Gelegenheit, die Weisheit des Schöpfers zu bewundern, die jedem Lande das gab, was es bedurfte: den trocknen Inseln der Südsee das saftreiche Rohr.

Um eine Zuckerpflanzung anzulegen, wird auf den Antillen vorzüglich derjenige Boden gewählt, welcher ein röthliches Ansehen hat. Eine der größten Pflanzungen, die man auf den Antillen sieht, wird gewöhnlich Yngenio genannt und umfaßt ungefähr 1500 Morgen Landes; die Hälfte dieses Bodens wird der eigentlichen Zuckerpflanzung gewidmet, die andere Hälfte dem Anbaue der Nahrungspflanzen und den Viehweiden. Das Land ist um so theurer, je näher es an einem Seehafen gelegen ist. Dazu gehören 300 akklimatisirte Neger zu einer Yngenio: diese werden mit gedörrtem Fleisch, Tassajo genannt, das aus Buenos-Ayres und Caracas eingeführt wird, mit gesalzenen Kabliau, Kürbissen, Munnatos, Bataten und Mais ernährt. Zuerst wird der Boden für das Zuckerrohr gerodet, aufgelockert und dann mit Stecklingen des Zuckerschilfes bepflanzt. Diese Stecklinge werden auf den Antillen im Anfange der Regenzeit gelegt; schon nach 14 Tagen treiben die Knoten der Stecklinge junges Rohr aus, das nach Jahrsfrist oder auch in einem Alter von 18 Monaten geschnitten werden kann. Die Reife des Rohrs hängt sehr von der Ortlichkeit ab, indem es in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten reift. Auf den Antillen findet die Zuckerernte zwischen dem Monate Dezember und Mai statt; es ist dieses die Zeit, wo die Neger am meisten zur Arbeit angestrengt werden, aber zugleich auch die gesündeste Jahrszeit, welche im Vereine mit dem Genusse des Zuckersaftes, die Kräfte ungemein stärkt. Das Rohr, welches kurz vor der Reife einen bezaubernden Anblick gewährt, wird nahe an der Wurzel abgeschnitten; bald treiben junge Sprößlinge hervor, die in Jahrsfrist abermal reifen. Eine Pflanzung in fri-

schem Aufbruche liefert durch 20 bis 23 Jahre Ernten; dann muß jedoch der Boden gedüngt oder ein paar Jahre mit Knollengewächsen, die den Grund locker und fett machen, bepflanzt und alle drei Jahre die Pflanzung des Zuckerrohrs erneut werden. Auf den Antillen werden die Ableger aus den saftlosern, noch mit Blättern besetzten Gipfeln des Rohrs und nicht wie in Brasilien, aus der Mitte desselben geschnitten. Die Tiefe, in welche man die Stecklinge legt, hängt von der Güte und Feuchtigkeit des Bodens ab. In der trocknen Jahrszeit müssen auch Bewässerungen vorgenommen werden.

Das geschnittene Rohr wird nun auf Walzenmühlen gebracht und zwischen Cylindern ausgepreßt. Das Rohr, welches das erstemal durch die Walze geht, wird umgebogen und so zum zweitenmal durchgegeben, damit der Saft vollständig ausgepreßt werde. Bei manchen Pressen, die entweder durch Wasser oder durch Maulthiere getrieben werden, sind eigene Vorrichtungen zu diesem Zwecke angebracht. Das ausgepreßte Rohr oder die Bagasse wird als Brennmaterial verbraucht, der Saft oder Vezou in das Sudhaus geleitet, wo die Abkochung und Reinigung des Zuckers stattfindet. Dieses Abkochen und Reinigen ist für die damit beschäftigten Sklaven eine schwere, aufreibende Arbeit. Der abgesottene Zucker wird alsdann durch dicke baumwollne Tücher filtrirt, geklärt, aus dem Sudhause in das Formenhaus geleitet, und daselbst bis zur Darstellung des Zuckers behandelt. Der Abfall des Zuckersaftes wird Melasse genannt und in den Rumbrennereien vortheilhaft verwendet. Der Zucker wird theils als Zuckermehl, theils raffinirt ausgeführt. Der ausgepreßte Zuckersaft liefert nach dem bessern oder schlechtern Lande, auf dem er gewachsen ist, 12 bis 16 Prozent reinen Zucker und eben so viel zu Brantwein tauglichen Abfall, dessen Werth 4 Pfund Zucker gleich kommt. Der Saft des Zuckerahorn in Nordamerika gibt $2\frac{1}{2}$ Prozent reinen Zucker; eben so viel geben die Runkelrüben. Man hat berechnet, daß, um Frankreich mit seinen 30,000000 Menschen mit Zucker zu versorgen, man 9 bis 10 Seequadratmeilen mit tahitischem Rohre bepflanzen müsse; viermal so viel Land mit Runkelrüben bepflanzt, würde dieselbe Quantität liefern. Die Zuckerfabrikation auf den Antillen hat in neuerer Zeit große Verbesserung erfahren; Wasserräder wurden an die Stelle der Ochsenmühlen eingeführt und in neuester Zeit durch Dampfmaschinen ersetzt, welche die Arbeit unendlich erleichtern. Neue Arten von Siedkesseln und Reverberiröfen wurden eingeführt. Sie erleichtern bei unendlich

geringerm Holzaufwande die Darstellung des reinen krystallinischen Zuckers, erschweren aber die Arbeit der Neger durch die stärkere Hitze in den Siedhäusern. Indessen hat die Behandlung der Neger, besonders in den spanischen Antillen, in neuerer Zeit große Verbesserung erfahren, und auf dem Kontinente hat man sich überzeugt, daß es keineswegs nöthig sei, mit Freilassung der Sklaven die Vertilgung der Zuckerpflanzungen zu verbinden; indem gerade die Bearbeitung der Pflanzungen durch Taglöhner das einzige Mittel ist, den Pflanzern diejenigen Vortheile zu gewähren, welche es ihnen möglich machen, mit dem ostindischen Zucker der Britten auf den europäischen Märkten die Konkurrenz auszuhalten.

Ein zweiter Gegenstand der Kolonialindustrie auf den Antillen ist der Kaffee. Der Kaffeebaum stammt ursprünglich aus dem glücklichen Arabien und war lange Zeit ein beneidetes Eigenthum jenes Landes. Man verpflanzte nach manchem mißlungenen Versuche zuerst den Kaffeestrauch nach Batavia, von da nach Amsterdam und Paris, und seltsam genug empfingen die Antillen aus diesen Treibhäusern, den tropischen Strauch, der seitdem eine so ungemeine Wichtigkeit erlangt hat. Der Kaffeebau hat besonders seit der Befreiung von Haiti im ganzen columbischen Archipel ungemein überhand genommen. Etwas hohe, kühle tropische Thäler, gegen heftige Nordwinde geschützte Lage, häufiger Regen mit schnell verrinnendem Wasser sind dem Gedeihen des Kaffeebaums zuträglich. Die Pflanzen läßt man gewöhnlich an feuchten und schattigen Örtern zwischen Pisangblättern keimen und setzt die jungen Pflanzen in verschobenen Quadraten, 7 bis 8 Fuß weit aus einander. Schon im dritten Jahre erreichen die Bäume eine Höhe von 5 bis 6 Fuß. Es werden ihnen alsdann die Gipfel abgeschnitten, damit sie Kronen treiben. Auf einem Morgen Landes stehen gewöhnlich 800 Sträuche. Sie werden jährlich beschnitten, da man ihnen blos die Tragknoten läßt. Schon im dritten Jahre gewährt die Pflanzung eine Ernte, die jedoch erst im 5. Jahre reichlich wird, und immer zunimmt. Mit dem 15. bis 20. Jahre nimmt jedoch die Ernte wieder ab, und hört gewöhnlich mit dem 25. Jahre gänzlich auf, wo dann die Pflanzung von neuem vorgenommen werden muß. Wo der Boden fett ist, gibt eine Staude wol 6 bis 8 Pfund großer Kaffeebohnen. In einem trocknen, sandigen Boden nur 2 bis 3. Der letztere ist jedoch von kleinerem Korne und ungemein aromatischer. Die Kaffeeernte muß des Jahres dreimal vorgenommen werden, da der

Strauch zugleich reife, halbreife Früchte und Blüten trägt. Eine solche Pflanzung gewährt einen zauberischen Anblick, da die Unzahl schöner rother Blüten auf hellgrünen Sträuchen, mit glänzendem Laube und über eine weite Strecke verbreitet, sich ungemein lieblich ausnimmt. Man erkennt die Reife der Früchte an ihrer dunkelrothen Kirschenfarbe. Sie werden dann gepflückt, an der Sonne gedörrt und in eigens dazu eingerichteten Stampfen, von der Hülse, in welcher die Bohnen liegen, abgesondert. Die fleischige Hülle der Kaffeebohne wäre ganz geeignet, zu Alkohol gleich der Melasse benutzt zu werden. Bis jetzt zieht man es jedoch vor, sie der Fäulniß in freier Luft zu überlassen und dadurch die schädlichen Miasmen zu vermehren. Die Güte des Kaffee's hängt von der Beschaffenheit des Bodens, der Kraft des Klima und der Reinigungsart ab. Die Arbeiten in den Kaffeepflanzungen sind für die Sklaven weniger als die der Zuckerpflanzungen beschwerlich, bedürfen einer geringern Anzahl von Sklaven und bei weitem weniger kostspielige Vorrichtungen. Da das Betriebskapital zu einer Kaffeepflanzung unendlich geringer ist, so wirft sie gewöhnlich einen reinen Gewinn von 25 Prozent ab, welcher Gewinn jedoch nach Beschaffenheit der Kaffeebohne und der Jahresernte, bald größer, bald geringer ist. Auf den Antillen liefert Martinique den besten Kaffee. Auch wird der von Dominica und Trinidad gerühmt. Man nimmt an, daß aus den Antillen 40,000000 Pfund Kaffee ausgeführt werden, von denen Frankreich allein $\frac{3}{5}$ verbraucht, so wie England über $\frac{1}{3}$ alles nach Europa eingeführten Zuckers verzehrt. Das brittische Westindien allein liefert bei 40,000000 Pf., Cuba 20,000000, Haiti 30,000000 Pf., Martinique und Guadeloupe bei 150,000 Centner, Portorico 30000. Die dänischen Niederlassungen liefern wenig Kaffee. Auch bei diesem Produkte fängt das Festland an sich zu überzeugen, daß es durch freie Hände zweckmäßiger und für den Unternehmer vortheilhafter gebaut wird. Der Kaffee hat eine Verbreitung erfahren, die um so mehr bewundert werden muß, da er nicht, wie z. B. der Zucker, einen unmittelbaren Genuß gewährt, und noch immer mehr als ein Reiz, denn als ein Nahrungsmittel betrachtet werden muß. Der beste Kaffee auf Erden wächst auf der Insel Bourbon, denn der mit vulkanischer Asche und Sand gemengte Boden ist ihm am zuträglichsten; daher auch die Kaffee der Insel Java sehr geschätzt sind, und in Westindien selbst diejenigen Inseln den besten Kaffee erzeugen, welche brennende Vulkane haben.

Nach dem Kaffeebau ist der Tabakbau in Westindien unstreitig von sehr großer Wichtigkeit. Besonders ist der Tabak der Insel Cuba in ganz Europa berühmt. Zur Zeit der Entdeckung fand man die garstige Barbarensitte des Tabakrauchens nur bei den eingebornen Wilden auf Haiti vor. Von da verbreitete sie sich unter den sogenannten gebildeten Völkern leider über den ganzen Erdboden, und wurde zu einer Unsitte von dem größten und nachtheiligsten Einflusse auf das Gesamtwohl der Menschheit. Die meisten Regierungen haben durch Monopole eine sehr wohlthätige und starke, aber noch immer viel zu geringe Abgabe auf den Tabak gelegt. Auf Cuba allein werden jährlich an 400000 Aroben zu 32 Pfund erzeugt, von denen die Hälfte auf der Insel selbst, als Cigarre verbraucht wird, die andre Hälfte wird ausgeführt. Verhältnißmäßig wird auf allen Antillen häufig Tabak gepflanzt. Er saugt den Boden gewaltig aus und trägt zur Indolenz der Tropenbewohner unermeßlich viel bei, wie es denn schwerlich eine Unsitte gibt, die den Menschen indolenter und träger machen könnte, und mehr zur Versäurung seines Geistes beitrüge, als das Tabakrauchen. Es ist eine wahre Völkerentnervung, und nebst dem Brantweingifte ein wahres Ausrottungsmittel des geistigen Lebens.

Nach den dreien Erzeugnissen der Antillen von hoher Wichtigkeit ist noch von der Baumwolle, dem Indigo, Weizen und Cacao Einiges zu erwähnen. Die Baumwolle ist zwar schön, gewährt aber auf den Inseln der gewaltigen Stürme und in die Ernte einfallenden Schlagregen wegen, geringen Ertrag. Eben so unsicher ist die Ernte des Indigo, weshalb besonders bei der Nachbarschaft von Guatemala die Indigopflanzungen unsichern Ertrag liefern. Der Cacao liebt nasse, dumpfige, von Urwäldern eingeschlossene Strecken und ist daher auf den Antillen nicht recht in seiner Heimat. Noch weniger vortheilhaft ist der Anbau des Weizen, ob er wol auf einigen hochgelegenen Feldern gedeiht. Wichtig dagegen ist das Wachs, welches die große Menge Bienen, die über Florida aus Europa eingebracht wurden, erzeugen. Dennoch war in frühern Zeiten der Ertrag bei weitem größer; mit Überhandnahme der Zuckerpflanzungen werden die Bienen immer weniger, da nemlich sehr viele in den Zuckersiedereien zu Grunde gehen, wo sie sich durch Übernaschen an der Melasse, die sie sehr lieben, den Tod holen. Die Erzeugnisse des Wachses nehmen überhaupt im Verhältnisse der Zunahme des festen Landes ab. Haupterzeugniß Westindiens wird immer Zucker und Kaffee bleiben. Es wird indessen auch

Piment oder Jamaicapfeffer gebaut; er wächst zwar überall wild in großer Menge, will man jedoch eine Plantage anlegen, so pflegt man gewöhnlich ein Stück Wald niederzuhauen, halbweg auszuroden und dafür zu sorgen, daß Pimentsame darauf komme. Nach einem Jahre schon ist der ganze Fleck mit Pfeffersträuchen bedeckt; man säubert im zweiten Jahre das Land und läßt nun die schönsten und kräftigsten Pfeffersträuche stehen, die sich denn bald in schöne und reizende Gebüsche verwandeln, und malerische Partien im Lande bilden. Im Monat Juli und August blühen die Bäume; die Beeren werden bald nach der Blüte gesammelt, weil das feuchte und klebrige Fleisch, wenn es auf dem Baume reif wird, schwer zu trocknen ist. Die Beeren werden an der Sonne getrocknet, und sobald dieses geschehen ist, ist der Pfeffer für den Handel fertig. Hundertfünfzig Pfund trägt oft ein einziger Baum und diese geben einen Centner trocknes Gewürz. Sonderbar erträgt der Strauch die Verpflanzung in solche Länder, wo er nicht einheimisch ist, nicht.

Der Ingwer wurde aus Ostindien hieher verpflanzt und wächst jetzt allenthalben wild. Er wird ungefähr wie die Kartoffeln gebaut und gepflegt und ein Morgen Landes gibt wol $1\frac{1}{2}$ Centner trocknen Ingwers. Sehr beträchtlich ist auch der Anbau des Orlean oder Roucu; ein niedriger Baum, dessen Samenkapseln 30 bis 40 Körner in einer fleischigen, hochrothen, stinkenden Substanz eingehüllt enthalten. Man kocht diese Kapseln in reinem Wasser, die rothen Theile lösen sich ab und sinken zu Boden. Nach diesem Geschäfte wird das Wasser abgegossen, der Bodensatz in flache Gefäße vertheilt, später in Tafeln oder Kugeln geformt, getrocknet und in den Handel gegeben.

Der Gartenbau, so wie der Anbau tropischer Nahrungspflanzen, ist auf den verschiedenen Inseln, je nachdem die Kulturstufe der Bewohner beschaffen ist, bald mehr, bald minder bedeutend. Eben so ist auch der Handel nach der Macht des Mutterlandes, welchem diese oder jene Insel zugehört, verschieden; überall aber höchst blühend und bedeutend. Die Kette der Antillen zeigt sich auch durch den metallischen Reichthum mit den Cordilleren verwandt. Die großen Antillen sind reich an Gold sowol im angeschwemmten Lande, als auf den Gängen der Gebirge. Haiti hat reiche Silberadern, goldhaltiges Kupfererz, Zinn, Blei, Quecksilber, Eisen und andere Halbmetalle. Auch auf den kleinen Antillen finden sich Kupfer, Zink, Eisen und Wasserblei. Indessen ist der Bergbau, dem die Spanier unmit-

telbar nach der Entdeckung die einheimische Bevölkerung geopfert hatten, jetzt ganz vernachläßigt und aufgelassen, da die reichen Minen des Festlandes schnellern Reichthum gewährten. Die Hauptbergkette besteht aus Granit, die verwandten Urgebirgsarten schließen sich an und parallele Kalkberge laufen nach allen Seiten aus. Die kleinen Antillen können als eine Vulkanreihe betrachtet werden, die Bahamas als eine Kalkreihe, die großen Antillen als ein Granitknoten. Die Vulkanreihe gibt viel Schwefel, auch Quellen von Steinöl und Asphalt finden sich in Trinidad und Barbados. Salz wird aus den Lagunen der Küsten in hinlänglicher Menge überall ausgeschieden. Cuba und Haiti haben wirkliche Salzquellen, letzteres auch Steinsalz, welches ganz unbenutzt liegt. Heiße Schwefelquellen sind besonders auf den kleinen Antillen häufig; aber auch die großen Antillen leiden keinen Mangel, und die warmen Mineralquellen im Kirchspiele St. Thomas auf Jamaica besitzen eine Temperatur von 50 Centigraden.

Was sich noch immer als allgemeine Einleitung sagen ließe, würde mit mehr oder weniger Einschränkung gelten, wir müßten denn die unzählbare Menge Ratten und Mäuse, Krabben und Krebse anführen, die Millionenweise überall vorhanden sind. Seit 300 Jahren hat sich hier physisch und moralisch alles umgestaltet. Als Columbus seine große Entdeckung vollbrachte, hatte man mit einer Insel den ganzen Archipel geschildert. Jetzt ist es anders; die verschiedenen Völker haben sich nach ihrer Weise hier heimisch gemacht und jedes den Geist seiner Nationalität und den Stempel seiner Kultur und Denkweise, seinen westindischen Besitzungen aufgedrückt. Es ist demnach eine doppelte Eintheilung möglich: eine geographische und eine politische; beide sind von einander ganz verschieden. Geographisch zerfallen die Inseln dieses Archipels

I. in die kleinen Antillen; diese zerfallen wieder in zwei Gruppen, nemlich: a) die kleinen Antillen unter dem Winde, als: Curaçao, Margarita, Trinidad, Tabago; b) die kleinen Antillen über dem Winde von Grenada bis St. Thomas. Hierauf folgen

II. die vier großen Antillen: Cuba, Portorico, Jamaica und Haiti, mit einer Unzahl kleiner Inselchen umgeben, die bei Cuba den schönen Namen Jardinillos führen.

III. Die Bahamasinseln oder Lucayen, in zwei Nebenreihen, tief an die Ostküste Florida's hinreichend und ungefähr 700 an der Zahl.

Eine zweite Eintheilung ist die politische. Dieser Eintheilung zufolge zerfällt der columbische Archipel:

1) in das spanische Westindien: Cuba, Portorico, Passage und Schlangeninsel;

2) das freie Westindien oder Haiti;

3) das brittische Westindien: Jamaica, die Bahamainseln und der beste Theil der kleinen Antillen;

4) das französische Westindien: Martinique, Guadeloupe, Desirade, Marie Galante und les Saintes;

5) das dänische Westindien: St. Croix, St. Jean und St. Thomas;

6) das niederländische Westindien: St. Martin, Eustach, Saba, Curaçao, Buen Ayre, Aves, Orua u. s. w.;

7) die kleine schwedische Insel: St. Barthelemy.

Wir werden die vorzüglichsten dieser Inseln in ihrer natürlichen Ordnung aufführen.

I. Die kleinen Antillen.

A) Unter dem Winde.

1) Curaçao. 2) Aruba und 3) Buen Ayre. Diese drei Inseln, unter denen die erste als die vornehmste in der Mitte liegt, bilden den Theil der holländisch-westindischen Besitzung unter dem Winde. Curaçao liegt im caraibischen Meere unter 12° bis 12° 27′ nördl. Br. und 308° 9′ bis 309° 12′ östl. Länge. Curaçao selbst hat einen Flächeninhalt von 29 geogr. Quadratm. mit 11000 Einw., darunter 7000 Sklaven.

Diese Besitzung ist die bedeutendste unter den niederländischen Antillen und nur 12 Meilen vom festen Lande Südamerika's entfernt. Der Boden dieser Insel samt den Appertinenzen ist von Natur ein unfruchtbarer Felsen, um den sich daher die Spanier, welche seit 1527 hier hausen, wenig bekümmerten, als ihn die Holländer 1634 in Besitz nahmen. Die Holländer, mit Recht die Chinesen Europa's genannt, sind das einzige Volk, welches reich wurde, ohne üppig zu werden, und fleißig blieb mitten im höchsten Wohlstande. In allen Theilen der Erde hat dieses stille thätige Volk seine Rührigkeit erprobt. Auch die

nackten Felseninseln Westindiens, welche hie und da kaum einige Zoll hoch mit Erde belegt sind, hatten sich des holländischen Fleißes zu erfreuen. Dieser verwandelte die nackten Felsen von Curaçao in einen Garten. Auf der ganzen Insel ist nur eine einzige Quelle und ein kleiner Bach vorhanden. Man baute Cisternen, sammelte das Regenwasser sorgfältig und half dem Wassermangel ab. Bleibt jedoch manches Jahr der Regen ganz aus, so entsteht freilich Noth. Curaçao ist flach, nur der östliche Theil etwas hügelig. Mais, Yams, Cassave, Manioc, Bananen wurden gezogen, die Früchte des glücklichen Himmels erquickten die Bewohner; europäische Gemüsarten fanden Gedeihen, Zucker, Tabak, Baumwolle, Cacao trugen dazu bei, den Kolonisten zu bereichern. Holländische Nettigkeit und bescheiden genossener Wohlstand zeichnet die Insel aus. Besonders bequem gelegen zum Schleichhandel, zogen die Niederländer aus dieser Lage großen Vortheil; es waren hier immer große Niederlagen ostindischer Waaren. Diese wurden theils von den Niederländern selbst, in die spanischen Kolonien und die südamerikanischen Freistaaten eingeschwärzt, theils von den Kontinentalen selbst abgeholt und mit Gold- und Silberbarren, Cacao, Vanille, Chinarinde und Cochenille bezahlt. Indessen ist diese blühende Kolonie in den neueren Zeiten sowol durch politische Ereignisse, als durch die harte Verwaltung sehr herabgekommen und die neuesten Nachrichten, die wir von Curaçao haben, schildern den Zustand außerordentlich beklagenswerth. Seit 1795 folgte das Unglück Schlag auf Schlag. Eine verheerende Empörung der Neger machte den Anfang, 1800 erlitt die Insel eine Verheerung durch die Franzosen, 1805 wurde durch die englische Blockade der Wohlstand der Insel zu Grunde gerichtet; die Herrschaft der Britten bis zum Sturze Napoleons ließ diese fleißigen Kolonisten empfinden, was der Spruch: „wehe dem Überwundenen“ zu bedeuten habe. Curaçao ist eine von denen europäischen Kolonien, welche im allgemeinen Frieden an das Mutterland zurückgegeben wurden. Allein die Klagen, welche auf diese neue Veränderung folgten, sind Mitleid erregend. In einer Bittschrift vom 14. Februar 1825 heißt es: „Jetzt, unter der Regierung unsers vielgeliebten Königs, wird diese Kolonie in den Abgrund des Verderbens gestürzt, und durch wen? durch die holländischen Statthalter, die zum Übermaße des Elends noch den öffentlichen Schatz verschwenden. Die Kolonie ist am Rande ihrer Vernichtung, die Einwohner ohne alle Subsistenzmittel; der Handel nach dem Mutterlande besteht nur noch in

einigen Käsen und etwas Wachholder. Seit fünf Jahren haben wir keinen Regen, kein Getreide, kein Wasser, keine Nahrung, weder für Menschen, noch Vieh. Die Bäume sind verdorrt, und angenommen, daß wir endlich Regen bekommen, so hat doch die Vegetation auf 20 Jahre gelitten. 20000 Einw. müssen von Fremden ernährt und gekleidet werden; folglich wird alles Geld aus der Insel gezogen. Dazu kommen noch die Steuern, welche auf der Einfuhr der Nahrungsmittel lasten, die persönlichen Taxen und übrigen Abgaben." Nach neuern Berichten kam am 26. April 1828 ein königl. niederländischer Generalkommissär auf Curaçao an, um die Kolonie zu reorganisiren; wie es jedoch mit entfernten Besitzungen gewöhnlich geht; das Übel wurde noch ärger gemacht, und die Kolonie gänzlich in das Verderben gestürzt.

Hauptorte sind die einzige Stadt auf der Insel, Wilhelmsstadt genannt, nach holländischer Art regelmäßig, reinlich, und gut gebaut, von mittelmäßiger Größe mit 5000 Einw. Die Gebäude sind fest und äußerst nett. Gewöhnlich sind im Erdgeschoß die Waarenmagazine, in den Stockwerken die Wohnungen. In dieser schönsten und nettesten Stadt Westindiens gibt es viele schöne Gebäude. Der Sitz des Gouverneurs zeichnet sich aus, eine schöne holländisch reformirte Kirche, eine evangelische, eine katholische Kapelle und eine Judensynagoge sind ehrenvolle Zeugen der Eintracht, in welcher hier verschiedene Glaubensgenossen mit einander leben. Das Fort Amsterdam vertheidigt den Hafen der Stadt, der durch die St. Barbarabai gebildet wird, sehr sicher ist, und stets zu passirende Einfahrt hat. Im nördlichen Theile der Insel bildet San Pedro eine nette Küstenniederlassung und im westlichen Theile, der Insel Aruba gegenüber, befindet sich der kleine Hafen Sta. Cruz mit einem schönen Dorfe.

An der Südspitze von Curaçao liegt die Insel Klein-Curaçao westlich unter 12° 30′ nördl. Br. und 307° 34′ östl. Länge, westlicher davon Aruba; beide Inseln sind unbewohnt und dienen als Weideplätze für die Hauptniederlassung, an welche sie Vieh und Holz abgeben. Buen Ayre liegt 6 Meilen südöstlich von Curaçao, und wird von einigen schwarzen und weißen Familien bewohnt, die Ackerbau und Viehzucht treiben, und sowol Fleisch als tropische Nahrungspflanzen nach Curaçao ausführen. Diese Insel ist auch berühmt wegen einer Art köstlicher Fische, Albatraces genannt, so wie wegen des Überflusses an Salz. Nur von einigen wenigen holländischen Fischern

sind die große und kleine Vogelinsel bewohnt; sie zeichnen sich durch eine große Menge und Mannigfaltigkeit von Vögeln aus. Die kleine Vogelinsel hat auch schöne Orangen- und Zitronenbäume.

4) Orchilla, 5) Tortuga, 6) Margarita. Diese Inseln gehören zur Republik Venezuela und werden hier nur erwähnt, weil sie einen Theil der Antillen unter dem Winde bilden. Die Insel Tortuga ist von aller Vegetation entblößt, flach und nur wenig über dem Meerspiegel erhaben. Margarita hat ihren Namen nicht etwa von irgend einer schönen Margarethe, sondern diese vielmehr von den schönen Perlen, welche bald nach der Eroberung in diesem Theile des caraibischen Meeres entdeckt und so unsinnig gefischt wurden, daß es gegenwärtig mit der ganzen Perlenfischerei ein Ende hat. Aber zur Zeit, da diese Perlen in großer Menge gefunden wurden, waren diese Inseln Orchilla, Margarita, Cubagua, Coche u. s. w. nicht nur berühmt, sondern auch äußerst wichtig, bevölkert und wohlhabend. Die Insel Coche lieferte allein monatlich 1500 Mark Perlen, und das königliche Fünftel betrug 15000 Dukaten. Bis zum Jahre 1550 betrug der Werth der nach Europa geschickten Perlen jährlich 1,600000 Gulden. Kaiser Karl V. schickte fünf Caravellen an die Küste von Cumana mit dem Privilegium Perlen zu fischen. Sie wurden aber von den Kolonisten mit der kecken Antwort zurückgeschickt: der Kaiser sei zu freigebig mit dem, was ihm nicht gehöre, und er habe kein Recht über das zu verfügen, was im Grunde des Meeres läge. Nach der Zerstörung der Schwalbenmuscheln verfielen die reichen und üppigen Städte, die sich auf diesen Inseln erhoben hatten. 1812 machte man einen neuen Versuch zum Perlenfang auf Margarita in der Hoffnung: daß zwei Jahrhunderte den Perlenreichthum wieder hergestellt hätten. Der Erfolg entsprach den Erwartungen nicht, und die schöne Margaretha ist verblüht, ohne Hoffnung einer baldigen Wiedergeburt. Man gibt dieser Insel 4000 Bew. in verschiedenen Ansiedlungen, unter denen das kleine Städtchen Pampatar im Hafen gleichen Namens.

7) Trinidad. Bei weitem wichtiger ist die in der Boca del Dragon oder dem Drachenschlunde außerhalb der Mündungen des Orenoco gelegene Dreifaltigkeitsinsel zwischen 10° 8′ und 10° 51′ nördl. Br. und 315° 54′ bis 316° 56′ östl. Länge, 80 Quadratm. groß. Die Insel Trinidad genießt die Ehre von Columbus selbst im Jahre 1498 am

31. Julius auf seiner dritten Reise entdeckt worden zu sein. Spanien hat das Unglück, die ihm mit Gewalt an den Hals geworfenen Gaben der Vorsehung niemals zu erkennen. Auch die Insel Trinidad, deren Wichtigkeit schon Columbus erkannte, wurde von Spanien bis 1783 verkannt. Erst in diesem Jahre erlaubte die spanische Regierung, daß alle Fremden katholischer Religion sich auf Trinidad niederlassen dürfen, und bereits 1789 besaß die Insel 2200 Weiße, 4400 Farbige, 10000 Neger und 2000 Indianer, zusammen bei 20000 Bew., mit 150 Zuckerplantagen, 130 Kaffee- und 60 Cacaopflanzungen. Die Britten sind zu schlau, als daß ihnen irgend ein Vortheil auf Erden entginge; sie eroberten daher 1797 Trinidad, ließen sich im Frieden zu Amiens den durch das Recht des Stärkern erworbenen Besitz auch papierlich bestätigen, und beherrschen seitdem diese äußerst wichtige Insel.

Als Columbus auf Trinidad landete, schloß er aus der Menge süßen Wassers, welches in den Golf von Paria strömte, daß sich hier ein ungeheures Flußgebiet entleeren müsse. Er nannte daher diesen Golf Bocca del Dragon, auch das Meer des süßen Wassers und schloß auf das Vorhandensein eines großen Kontinents. Mittelst dieser Insel beherrscht Britannien die Mündungen des Orenoco und damit das Innere dieses ungeheuren Flußgebietes. Erlangen die Republiken Amerika's früher oder später einen gewissen Grad von Entwicklung, so wird diese Insel eine Veranlassung zu blutigen Kriegen werden, da sich das Orenocogebiet nur durch die Wiedereroberung derselben von der lästigen Vormundschaft Britanniens befreien kann. Die Trinidad ist eine Fortsetzung der Küstenkette von Venezuela, von dieser, wie es scheint, durch die Fluten des Orenoco getrennt. Besonders der nördliche Theil ist bergig, aber nicht gebirgig. Schieferberge und mehre Gruppen von Hügeln durchziehen sie. Diese Schieferberge sind von eisenschüssigen, quarzigen Sandsteinen überlagert, der höchste Punkt der Insel ist der Tamana, bei dem ein kleiner See auf der Höhe liegt. Im Ganzen zeigt die Insel sanft gewellte Umrisse, ist mehr flach als bergig und schöne Savanen erlauben reiche Viehzucht. Die Dammerde ist tief und fruchtbar, die Thäler nicht pittoresk, aber anmuthig, und brittische Industrie hat diese für Kulturschönheiten empfängliche Insel verschönert.

Es gibt vielleicht keine Insel auf unserm Planeten, welche im Verhältnisse zu ihrem geringen Umfange eine so große Anzahl schiffbarer Flüsse, Quellen und Bäche, die sie nach allen

Richtungen bewässern, aufzuweisen hätte. So ergießen sich in den Golf von Paria, der Laroni, Chaguanas, Barrantones, Couva, Guaracara und Siparia, alle für größere Fahrzeuge mitunter sehr tief landeinwärts schiffbar. Zwischen ihnen sind noch ein Dutzend, welche von den Kolonisten mit Kähnen und Piroguen beschifft werden. Der Oropuche, Nariva und Guataro fließen gegen Osten. Der Oropuche könnte sehr leicht mit dem großen Laronifluß durch einen Kanal verbunden werden, und würde alsdann die Insel in zwei ziemlich gleiche Hälften trennen. Eine solche Fülle an Binnenschiffahrt in einer brittischen Kolonie, ist von unberechenbarem Vortheile. Zudem sind diese äußerst fischreichen Flüsse mit Wäldern der köstlichsten Holzarten eingefaßt. Leider gibt es aber auf der Insel bei dem großen Wasserreichthum auch viele Sümpfe, darunter der bedeutendste ein Asphaltsee ist, 50 Fuß über dem Meere liegt, eine Quadratseemeile groß und mit Asphalt angefüllt ist. In der Mitte des Sees, so wie an mehren Stellen finden sich Inseln, deren Grundlage verhärtetes Erdpech ist. Auf ihnen wachsen köstliche Ananas wild in ungeheurer Fülle. Die Menge des Erdpechs ist unerschöpflich, und man findet es von der Flüssigkeit des Steinöls bis zur Festigkeit mineralischen Peches, dessen Bänke bis an das Meer fortlaufen. Sie bestehen aus einem löcherigen Thonstein sehr stark mit Pech geschwängert. In einiger Entfernung südlich vom Cap Brea kocht es im Meere auf, und jede Ebullition wirft eine bedeutende Menge dieser Naphta auf die Oberfläche der See, und verbreitet weit umher einen starken Geruch. Im östlichen Theile der Insel in der Bai von Mayaro ist ein ähnlicher Schlund, wo im Monat März und Juni Detonationen dem Knalle einer Kanone ähnlich stattfinden; man sieht wol auch Rauch und Flammen aufsteigen, worauf nach einigen Minuten Stücke von schwarzem Erdpeche mit glänzendem Bruche an den Strand geworfen werden. In den Waldungen von Icago befindet sich eine Art Schlammvulkan, um welchen eine Menge kleiner Kegel aufsteigen, aus denen schwefliges Wasserstoffgas hervordampft. Auf dem Gipfel des Hügels befindet sich ein 5 Fuß hoher Kegel, der beständig eine weißliche Materie von alaunartigem Geschmacke auswirft. Nicht weit davon befindet sich ein kleiner Krater mit derselben Substanz angefüllt. Der ungetreue Boden zittert unter den Füßen, und ein unterirdisches Geräusch erfüllt den Beobachter mit Schaudern.

Die Insel Trinidad nimmt an den tropischen Regen der

Orenocoländer Theil. Vom Julius bis Dezember regnet es fast immer, der übrige Theil des Jahres ist jedoch ziemlich trocken. Das umgebende Meer, die Orenocomündungen und die zahlreichen Flüsse lassen es jedoch nie an starken Nachtthauen fehlen. Jene Orkane, welche die übrigen Antillen verwüsten, verschonen Trinidad; das Klima ist feuchtes Tropenklima und viele Manglebäume, welche ihre Wurzeln in den Gewässern baden und unzähligen Weich- und Schalthieren zum Aufenthalt und zum Grabe dienen, vermehren die Miasmen und bedrohen den nicht akklimatisirten Europäer mit dem Tode. Das Thermometer sinkt am Tage nie unter 20° Reaum., fällt aber bei der Nacht auf 12, sogar auf 8°; eine neue Veranlassung zu den Tropenfiebern; gesund aber sind die höhern Gegenden, wo ein ewiger Frühling herrscht.

Alle europäischen Hausthiere haben sich auf Trinidad heimisch gemacht, Ochsen, Schweine und Pferde sind verwildert; der Jaguar nebst andern amerikanischen Waldbewohnern gewährt dem jagdlustigen Engländer Zeitvertreib. Schaaren von Affen, Stachel-, Gürtel- und Faulthieren füllen die Wälder, das Krokodill die Flüsse. Unser europäisches Geflügel gedeiht in Unzahl, der tropische Truthahn gibt einen Braten, der sogar unsere ausgezeichnetsten Schmecker befriedigen würde. Aber unermeßlich ist die Zahl der einheimischen Vögel vom Geierkönige bis zum Kolibri. Man muß überhaupt sich hüten hier ein Bild der Stille und Einsamkeit zu träumen; denn in einem wohlbewässerten pflanzenreichen Tropenlande ist alles Leben, und mit Staunen sieht man, daß sogar das Erdreich nichts anders als eine millionenfach belebte animalische Substanz ist.

Und wo lebt diese Thierwelt? In einem tropischen Pflanzenreichthume, der die Fülle vegetabilischen Lebens mit Südamerika theilt, dem er angehört. Nicht nur bedecken einheimische Waldungen die Höhen, Schilfmeere mit tausendfach brennenden Liliaceen geschmückt die Savanen, der Mensch hat den natürlichen Reichthum durch tropische Kulturgewächse noch mannigfach zu verschönern gewußt. Alle Gartengewächse Europa's schmücken die brittischen Gärten. Das tahitische Zuckerrohr verschönert die Flächen, die Banane reiht sich an die prachtvollen Palmen. Einheimisch ist die köstliche Mauritiuspalme, der Kolonist hat die Kohl- und Kokospalme hinzugefügt und glühende Orangen und Granatäpfel umgeben seine Wohnung. Der Cacaobaum verschönert die Wälder, der Kaffeestrauch macht die schöngebohrten Thäler zu Wiegen der Engel. Natur und Kunst

haben sich vereinigt, Trinidad mit einer Pflanzendecke zu schmücken, die diese Insel zu einer der anmuthigsten auf Erden macht, und lieblich genug ist, um an die Güte des Dreieinigen zu erinnern. Und zwischen diesen Pflanzengestalten ist es, wo sich die Menge lebendiger Wesen freut und das Bild vergegenwärtigen hilft, welches wir uns vom Paradiese aus der Kindheit her bewahren. Die Engländer, welche alles zu berechnen wissen, schlagen den Gesamtwerth des Eigenthums auf dieser Insel auf 6,000000 Pf. St. an. Es wäre mir ein Leichtes nach Anweisung unserer Zahlenliebhaber bis auf 1 anzugeben, wie viel Mäuse und Ratten, wie viel Spatzen und Papageien, wie viel geborne und ungeborne Menschen samt allen Pfefferkörnern und Kaffeebohnen auf dieser Insel sind. Ich glaube jedoch, daß meine Leser eben so wenig als ich Freunde von statistischen Details sind, welche das Unglück haben, daß je genauer sie sind, sie desto weniger Werth haben, weil sie schon nicht mehr wahr sind, sobald sie gedruckt sind. Denn gesetzt, ich sage: Trinidad hat 11 Millionen Frösche, es fällt aber einer Legion Störche ein, ein paarmal hunderttausend davon zu fressen, so taugt meine Berechnung nicht mehr. Es möge sich daher der geneigte Leser damit begnügen, daß ich ihm sage: daß auf der Insel Trinidad 40000 Menschen leben, unter denen leider 26000 schwarze Sklaven sind, die sich seit dem humanen Verbote des Sklavenhandels durch das Parlament, ansehnlich vermehrt haben. Man muß gestehen, daß die brittische Regierung nicht unterlassen hat, in neuester Zeit dem Parlamente manches zur Verbesserung des Negerzustandes abzudringen; wo dieses nicht möglich war, haben es verantwortliche Minister gewagt auf eigene Faust hin, was in England keine Kleinigkeit ist, durch Kabinetsordres den Zustand der armen Schwarzen zu verbessern. Auf Trinidad z. B. ist der Prokurator Syndikus zum Schutzherrn der Neger ernannt, es ist seine Pflicht, den leichtblutigen Schwarzen beizustehen, wenn sie heirathen, Eigenthum erwerben oder sich loskaufen wollen. Die Sklaven können als Zeugen auftreten, was früher eben so wenig erlaubt war. Strenge Strafen sind gegen Herren verordnet, die ihre Neger mit Grausamkeit behandeln. Die westindischen Pflanzer widersetzen sich jedoch und laufen lieber Gefahr von ihren Sklaven erschlagen zu werden, als ihnen ihre angebornen Menschenrechte zurückzugeben, ein Schauspiel, das sich tausendmal in der Weltgeschichte wiederholt hat und eben jetzt wieder in

Westindien wiederholt. Vergebens sind jedoch für gewisse Menschen alle Lehren der Geschichte!

Die weißen Einwohner bestehen aus Britten, Spaniern, Franzosen, Deutschen, Corsen und Amerikanern. Die englische Sprache wird am meisten gesprochen, nach ihr die spanische. Die acht indianischen Dörfer sprechen die Guaranier-sprache. Noch gelten spanische Gesetze. Die verschiedenen Konfessionen leben friedlich neben einander, und an der Spitze der Indianerdörfer stehen katholische Missionäre. Hauptstadt ist

Puerto de España, Spanishtown, im Westen der Insel; der Landspitze von Paria und der Drachenmündung gegenüber, unweit von der Mündung des Caroni. Seit dem Brande von 1809 wurden die Häuser aus Stein neu aufgebaut, vom Parlamente 50000 Pf. St. für den Wiederaufbau der öffentlichen Gebäude bestimmt. Die Stadt ist daher schön gebaut, hat gerade Straßen, schattige Spazirgänge, eine schöne Kathedrale, und eine im guten Style erbaute protestantische Kirche. Viele ansehnliche Privathäuser, aber auch unscheinbare Hütten bilden die Straßen der Stadt, die eine sehr ungesunde Lage in einer Niederung hat. Östlich und nördlich ist sie zwar von Bergen, aber übrigens von einer sehr sumpfigen Savanne umgeben. Der Hafen westlich von der Stadt ist groß, sicher und gut, durch einen schönen steinernen Molo geschützt und geschmückt. Gute Festungswerke beschützen ihn gegen Überfall. Man berechnet die Ausfuhr aus diesem Hafen auf 600000 Pf. St. Die Einfuhr auf eben so viel; daher ist der Handel hier lebhaft und den Kaufmann läßt der Gewinn, die ungesunde Lage seines Handelsplatzes vergessen. Ein Gouverneur, ein katholischer Bischof, so wie die Civil- und Militärautoritäten haben in dieser Stadt ihren Sitz, die 9000 Einw. hat, und unter 10° 33′ 42″ nördl. Br. und 316° 1′ östl. Länge liegt. San Joseph d'Orunna liegt im Innern des Landes und war früher Hauptstadt. Chagaramus liegt westlich von Spanishtown an einem vortrefflichen Hafen, der die größten Kriegsschiffe aufnehmen kann, und wegen des vielen Holzes in seiner Nähe von den Britten zu Schiffswerften benutzt wird. Naparima ist eine neue Stadt mit 2000 Einw. auf der Westküste. Maguerípe mit einem Fort und Las Cuevas sind zwei Haupthäfen auf der Nordküste der Insel, die überhaupt an guten Häfen reich ist. Montserrat ist merkwürdig wegen der Nähe einer Steinkohlenmine. Die ganze Insel wegen der immer steigenden merkantilischen Wichtigkeit des zuneh-

menden Wohlstandes und des natürlichen Überflusses, womit sie ausgestattet ist.

8) Tabago ist die östlichste Insel unter dem Winde und wurde von Columbus 1498 entdeckt. 1632 ließen sich die Holländer darauf nieder, wurden aber bald darauf von den Spaniern vertrieben, gründeten jedoch eine neue Niederlassung im Jahre 1654, die aber 1677 von den Franzosen vernichtet wurde. Sie ging nun zwischen den Franzosen und Engländern hin und her, bis sie 1803 endlich von den Britten definitiv erobert und in Besitz genommen wurde. Ihr Schicksal war daher äußerst wechselvoll, scheint sich aber jetzt festzustellen und zu einer blühenden Kolonie Englands zu gestalten.

Tabago, welche dem infernalischen Stinkkraute den Namen gegeben haben soll, liegt von 11° 71′ bis 11° 20′ nördl. Br. und von 316° 51′ bis 317° 13′ östl. Länge nordöstlich von Trinidad, 6½ Quadratmeilen groß mit 16000 Einw. worunter 14000 schwarze Sklaven sind. Die Insel ist schön gestaltet und besteht aus üppigen Wiesen und Savanen mit Hügelreihen von sanften Umrissen, welche schöne muldenförmige Thäler bilden. Der Boden ist tief, fruchtbar und besteht durchgehends aus schwarzer Dammerde. Die Inseln unter dem Winde unterscheiden sich überhaupt durch eine nicht pittoreske sanftgewellte Bodenfläche. Ohne große Flüsse zu haben, ist Tabago doch von zahlreichen Bächen durchschnitten und wohlbewässert. Beständige Passatwinde durchfächeln die mit tropischen Wäldern reichlich versehene Insel, deren Küsten vielfach eingeschnitten, die Natur mit köstlichen Häfen versehen hat. Das Klima ist dasselbe wie auf Trinidad, aber viel gesünder und weniger Orkanen unterworfen. Die Produkte sind durchaus dieselben, wie auf Trinidad. Die Kolonie gedeiht daher sehr wohl und wird reich durch die Fülle an Zucker, Kaffee, Baumwolle und Gewürzen, unter denen man jedoch die Gewürznelke aufgegeben hat, welche die fleißigen Kolonisten erzeugen. Die Insel führt bereits um 400000 Pf. St. Kolonialprodukte aus; dagegen an Getreide und europäischen Waaren kaum für die Hälfte ein; erfreut sich daher eines großen Wohlstandes. In der neuesten Zeit ist jedoch die Lage der weißen Kolonisten, die aus Britten, Franzosen und Holländern bestehen, und nicht mehr als höchstens tausend Seelen betragen, unter den höchstens 14000 Sklaven, sehr gefährdet und das Endresultat kaum zweifelhaft. Die freie Bevölkerung ist theils katholisch, theils protestantisch, aber die Missionäre finden von Seite dieser, bei der Bekehrung

der Neger viele Hindernisse; ein Umstand, der die Gefahr nicht vermindert.

Ein Gouverneur, den unmittelbar die Krone ernennt, führt das Regiment der Insel, die in 7 Distrikte eingetheilt ist. Scarborough mit 2400 Einw. und 500 Häus. ist die Hauptstadt der Insel, und liegt an der südöstlichen Küste im Hintergrunde einer Bai. Courtlandbai liegt an der entgegengesetzten Seite an einem sehr guten Hafen, und ist ein blühender Ort im schönsten Theile der Insel. An der Nordostküste trennt ein Kanal die $\frac{1}{2}$ Quadratm. große Insel Klein-Tabago mit guten Viehweiden und einigen Kolonisten.

B) Über dem Winde.

Die kleinen Antillen über dem Winde bilden die von Süden nach Norden sich hinziehende Kette vulkanischer Inseln, welche ihrer köstlichen Produkte wegen mit Recht berühmt sind und verschiedenen Nationen angehören. Wir zählen darunter auf:

1) Grenada, früher Kamahogue, von Columbus auf seiner dritten Reise entdeckt. Diese Insel war, so wie der größte Theil der kleinen Antillen, in selbiger Zeit von den schönen Caraiben bewohnt, welche 1650 durch einen der grausamsten Vertilgungskriege von den Franzosen, die sich auf Martinique niedergelassen haben, ausgerottet wurden. Sie blieb nun im Besitze der Franzosen bis 1762, wo sie die Engländer eroberten, später wieder an Frankreich verloren aber 1783 sie wieder zurückerhielten. Sie liegt unter 12° 20′ nördl. Br. und 315° 55′ östl. Länge, enthält $8\frac{1}{2}$ Quadratm. Flächeninhalt mit 29000 Einw., worunter 25000 schwarze Sklaven. In dieser Insel tritt bereits der Charakter antillischer Eilande hervor. Die sanften Umrisse der Inseln unter dem Winde sind verschwunden. Zackig und schroff erheben die trachytischen Felsen ihre grotesken Gestalten. Man kann von hier aus bis Portorico die ganze Reihe der caraibischen Inseln oder kleinen Antillen als eine fortlaufende Reihe trachytischer Zacken betrachten, durch unterirdische Gewalten über die Oberfläche des Meeres erhoben, das seine kalkigen Ablagerungen an die vulkanischen Massen gelehnt hat. Grenada selbst enthält ausgebrannte Vulkane, deren einer nach dem Beispiele mehrer anderer den Krater seines Gipfels mit einem See ausgefüllt hat. Indessen sind die schroffsten Gebirge und steilsten Abhänge überall an der Westseite der Insel; auch Grenada verflächt sich gegen die Windseite oder Osten zu. Die Baien und Buchten zeigen große Bänke eines kalkigen Tuffes, der sich beinahe sichtbar

aus dem Meere ablagert. Der bergige Theil der Insel enthält schwarze Dammerde, der flache Theil ist dagegen röthlicher Thon und besonders für den Anbau des Zuckerrohrs geeignet. Auch von den Bergen stürzen nach allen Seiten zahlreiche Flüsse, wie aus einem unerschöpflichen Wasserbehälter rauschend herab, und die hohen Berge ziehen die Dünste an sich und lösen dieselben beinahe jeden Abend in Nebel und Regen auf. Diese große Feuchtigkeit macht die heißen Ebenen ungesund und für den nicht akklimatisirten Europäer höchst gefährlich. Die höhern Gegenden sind kühl und besonders die feuchten Nächte empfindlich kalt. Die Sonne führt in den Tropenländern die Gewässer mit sich und macht daher die Sommer gewitterreich, regnerisch und naß. Furchtbar sind alsdann die Ströme, welche sich herabgießen auf diese hohen Inseln, deren Berggipfel die Ableiter bilden für die schrecklichen Gewitter, welche jeden Begriff des Nordländers übersteigen. Die Regenzeit wird auf den Antillen, besonders den kleinen Antillen, nicht selten von den schrecklichsten Orkanen eingeläutet und beschlossen. Diese sind um so schauerlicher, als gerade diese Inseln durch ihre unbeschützte Lage den Stürmen von Osten bis Norden gänzlich bloßgestellt sind. Die Verwüstungen, welche diese Orkane von Zeit zu Zeit anrichten, gehen über alle Vorstellungen. So wurden sie 1783 beinahe vernichtet. Mehr oder minder treten zwar jährlich Stürme ein; allein im Jahre 1831 in der Nacht vom 11. auf den 12. August erfolgte ein Orkan, der zwar nur 2 Stunden lang dauerte, aber ein vollendetes Bild vom Weltgerichte gab. Furchtbare Massen eines dicken Gewölkes hatten sich über die Insel gelagert und nur von Moment zu Moment durchzuckte ein Blitz die gräßlich vor sich gehende Zerstörung. Die Häuser wurden von Grund aus weggerissen, die größten Bäume entwurzelt oder wie dürres Rohr zerbrochen, kranke Frauen und Kinder mit den Betten fortgeschleudert und durch den alle Augenblicke umspringenden Wind ein Wirbel verursacht, der das Chaos der fliegenden Häuser, Menschen, Bäume, Felstrümmer vollendete. Als der Morgen graute, war alles ruhig; aber der Jammer unbeschreiblich; eine Menge Menschen kamen ums Leben, und die schönsten und reichsten Pflanzungen waren so sehr verwüstet, daß sie mehre Jahre bedürfen um sich zu erholen. Nur die außerordentliche Fruchtbarkeit und der große Gewinn konnte die Europäer zum Anbau von Ländern vermögen, die zwar durch ihre natürliche Schönheit und Anmuth, durch ihre prachtvolle Szenerie und ausnehmende Fruchtbarkeit locken, aber durch gelbe Fieber, faulige und Hautkrankheiten die Ge-

täuschten in ein frühzeitiges Grab stürzen, oder durch Orkane unter Trümmern begraben. Dazu kommen noch häufige Erdbeben, welche den ganzen Erdgürtel von Südasien bis Island schrecklich zerrütteln und mehr als ein Volk unter die Trümmer seiner Städte begraben haben.

Übrigens ist die Insel reich an allem, was das Leben verschönert. Die Vegetation ist ganz so beschaffen, wie wir sie uns auf tropischen Inseln denken. Alle Produkte, deren wir in der Einleitung gedacht haben, gedeihen hier in ausnehmender Üppigkeit. Grenada führt jährlich an 200000 Centner Zucker, über eine halbe Mill. Gallonen Rum, 2000 Centner Kaffee und 100000 Centn. Baumwolle aus. Die sämtliche Ausfuhr beträgt bei 600000 Pf. St.; die Einfuhr halb so viel. Der innere Verbrauch ist groß, sowol an Vieh, als an Kolonialerzeugnissen. Obwol die Viehzucht auf allen westindischen Inseln in großer Blüte steht, so wird doch überall Rind- und Schweinefleisch, getrocknete Fische, lebendes Vieh in bedeutender Menge eingeführt. Die übrige Einfuhr besteht in Butter, Reis, Getreide, Mehl, Bauholz, Faßdauben u. dgl. Die Fischereien sind beträchtlich und an köstlichen Austern fehlt es nirgends, und man wird überall an das Paradies erinnert, wo alles lieblich anzuschauen ist, aber: welch Tages du davon issest, sollst du des Todes sterben. Die Kirchhöfe zeigen, daß hier das menschliche Leben währet 30 Jahre und wenn's hoch kommt 40; Greise mit 70 Jahren sind eine größere Seltenheit als bei uns mit 100. Aber nur das Leben des Negers ist Mühe und Arbeit, das des Pflanzernabobs Üppigkeit und unmäßiger Überfluß.

Grenada wird von ungefähr 800 Weißen bewohnt; diese sind Franzosen und Britten. Beide Nationen charakterisiren sich beinahe durch dieselben Eigenschaften, die sie in der Heimat auszeichnen, nur muß man sich insofern einen himmelweiten Unterschied zwischen den Nationen des alten und neuen Kontinents denken, als an die westindischen Pflanzungen keine gemischte Gesellschaft abgegeben wird, welche in der Heimat das scharfe Gepräge der Nationalität mildert. Mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen treten in diesen Gegenden mehr die Schattenseiten der Nationen hervor, als ihre Tugenden. So wird der brittische Krämergeist im Heimatlande durch die Hochherzigkeit eines großen Theils dieser kühnen Nation gemildert. Der Gemeinsinn, die Wohlthätigkeit, die Humanität eines großen Theils der brittischen Nation verscheuchen den Qualm der dumpfigen Komptoire;

die vielen Wohlthätigkeitsanstalten für die armen Mitmenschen, lassen uns die Gierde der Einzelnen übersehen. Ganz anders ist es dagegen in Westindien, so wie in allen Kolonien, die blos Behufs eines schnellen Erwerbs und nicht als feste Heimat angelegt sind. Man sieht es daher auf den westindischen Inseln, daß hieher nur solche Menschen kommen, welche verzweifeln in der Heimat ihr Glück zu machen. Erwerb und Geldgierde ist es, was den eben nicht gebildetsten Theil der Nation hieher treibt, und man könnte die Pflanzer mit vollem Rechte die personifizirte Rechenkunst nennen, von denen man mit Gewißheit voraussagen kann, daß sie selbst nach ihrer Auferstehung den lieben Gott vor allen Dingen fragen werden: Wie viel ihm wol die Erde eintrage? Indessen ist der Britte auch hier der kalte, verschlossene Rechner, der nachdenkende Spekulant, der egoistische Krämer, verhärtet gegen jedes Gefühl der Menschlichkeit, fleißig, betriebsam, erwerbsüchtig, wortkarg. Die Sitten sind üppig, wozu der meist unverheirathete Stand und die vielen Töchter Afrika's, welche allein hier nicht schnell verblühen, Veranlassung geben. Unbekümmert um die Gesetze, welche das Klima zur Erhaltung des Lebens vorschreibt, ißt er auch hier viel Fleisch, trinkt eine Fülle geistiger Getränke und ist glücklich genug, wenn er nach gefüllter Tasche mit zerrütteter Gesundheit einem armen Verwandten, den er aus England verschrieben hat, seine Pflanzung abtreten und den Rest seines Lebens auf der Londoner Börse zubringen kann.

Der Franzose gleicht in Hinsicht der moralischen Eigenschaften so ziemlich dem Britten. Man kann versichert sein, daß ein Franzose nur dann sein Vaterland verläßt, wenn ihn die Politik oder seine Armuth daraus vertreibt. Der erstere Fall hat eine große Masse gediegener Bildung auf die ganze Erde zerstreut, und diese Charaktere dürfen keineswegs mit den Abenteurern verwechselt werden, welche Leichtsinn und Armuth in entfernte Gegenden wirft. In Westindien sind die alten Ansiedler fleißige, erwerbsame Menschen. Sie zeichnen sich im Allgemeinen durch ein leichtes Benehmen, aufgeweckten Charakter, einen gewissen Grad von Koketterie und Zutraulichkeit aus. Sie unterscheiden sich wesentlich dadurch von den Britten, daß diese nirgends, die Franzosen dagegen überall zu Hause sind, sich leichter akklimatisiren, und bleibend ansiedeln. Eine sehr achtungswerthe Menschenklasse sind die sogenannten Farbigen, welche aus Vermischung verschiedenen Blutes entstehen. Sie bilden gleichsam die Keime einer künftigen Bevölkerung und dürften bei dem

gewaltigen Übergewichte der Schwarzen die Grundlage der Negercivilisation werden. Übrigens lebt die herrschende Klasse in Westindien üppig. Die reichen Tafeln gehen über Alles, die Damen putzen sich gerne und der Reichthum wird zur Schau getragen. Die Vornehmheit wird nach Geld berechnet und der Hochmuth der Reichen soll alle Grenzen übersteigen. Man sagt besonders den Europäerinnen nach, daß sie harte und grausame Herrinnen ihrer schwarzen Dienerschaft seien, und sich gegen diese Mißhandlungen erlaubten, die das zarte Geschlecht entehren. Überdies sollen sie zu Intriguen geneigt sein, samt ihren Männern sollen sie das Spiel unmäßig lieben; eine Seuche, die sich mehr oder minder aller Kolonien bemächtigt hat. Eben so allgemein soll das Rauchen der Cigarren sein, dabei Müßiggang eine Hauptbeschäftigung ausmacht. Die Dame schläft, läßt sich putzen, quält ihre Sklavinnen, ißt und trinkt, badet sich, hält ihre Sieste, fährt spaziren oder läßt sich spaziren tragen, genießt Seeluft, spielt und ist sie eine sehr gute Hausfrau, so prügelt sie ihre Sklaven noch einmal durch, empfängt allenfalls einen Liebhaber und schläft alsdann bis zum andern Morgen.

Der Neger ist hier Sklave und das Freiwerden ist in brittischen Besitzungen sehr erschwert. Sein Zustand übersteigt alle Begriffe von der Art, wie ein Mensch Menschen quälen kann. Der Sklavenhandel ist zwar abgeschafft, edle Minister ringen dem Parlamente eine Akte nach der andern zu Gunsten der Sklaven ab. Missions- und Bibelgesellschaften senden fromme Männer hin über den Ozean, um das Loos der schwarzen Brüder zu erleichtern; alles ist jedoch vergebens. Jede Verordnung zu Gunsten der Sklaven wird von den Pflanzern entweder mit entschiedener Widersetzlichkeit, oder doch mit offenbarem Murren und Unwillen aufgenommen. Die Missionäre werden verfolgt, mißhandelt und in ihrem frommen Geschäfte auf die entschiedenste Weise verhindert. Die Civilisation der Neger, der Unterricht im Christenthume ist in den Augen der Kolonisten ein Gräuel. Noch in einer Petition vom 1. März 1831 werden die Menschenfreunde, welche sich für die Hunderttausende, mit deren Schweiß unsere Wohlgenüsse erzielt werden, verwenden; sie werden von den Kolonisten, arglistige, eigennützige Schreier genannt. Sie verwahren sich feierlichst gegen jeden Eingriff auf ihr wohlgegründetes Recht und Eigenthum in Bezug auf Sklaven. Sie zeigen sich durchdrungen von dem wahnsinnigen Principe, daß nur durch Sklavenhände Zucker und Kaffee erzeugt werden können,

und fordern vom Könige, daß er seine ganze Macht zur Aufrechterhaltung des Sklavenhandels verwenden solle. Ich glaube, diese einzige Petition wird hinreichen, das harte Urtheil zu rechtfertigen, welches oben über die Pflanzer Westindiens brittischer Nation ausgesprochen wurde. Dagegen ist aber der Neger auch glühend vom Hasse gegen seine Unterdrücker. Der Afrikaner, welcher bei guter Behandlung für seinen Herrn den Tod verachtet, ist jedoch furchtbar und schrecklich, sobald er sich mißhandelt sieht. Es ist ein tiefes Gefühl seiner Entwürdigung in ihm. Er achtet die Sklaverei nicht, aber Mißhandlung setzt ihn in Wuth, die er Jahre lang unter einer scheinbar angebornen Gleichgültigkeit verbirgt, aber nie vergißt, und erbarmungslos sich rächt, sobald er die geeignete Gelegenheit dazu ersieht.

Die Regierungsform ist hier einem Senat von 12 Mitgliedern und einer Volksversammlung von 26 Deputirten anvertraut. Sie bilden eine Art Ober- und Unterhaus und haben gesetzgebende Macht. Die exekutive Gewalt liegt in der Hand des Gouverneurs; er ist zugleich Präsident des Kanzleigerichts und der obern Gerichtshöfe und kommandirt die Militärmacht. Bei dieser Verfassung ist es den Ministern Englands, so wie beiden Häusern des Parlaments beinahe unmöglich in Bezug auf die Sklaven wirksame Maßregeln zu ergreifen und diesem Umstande muß es zugeschrieben werden, daß selbst das jetzige Ministerium so wenig im Stande war, den schwierigen Ereignissen vorzubeugen, denn erst vor ein paar Monaten ist eben auf Grenada eine Bewegung unter den Negern vorgegangen, die zwar für den Augenblick unterdrückt, für die Zukunft das Schrecklichste fürchten läßt. Zwar sind alle Neger dem Gesetze nach ganz unbewaffnet und dürfen nicht einmal einen Stock führen; man vergißt jedoch, daß in der Hand der Verzweiflung Alles zur furchtbaren Waffe wird.

Grenada ist in 6 Kirchspiele, welche San Georg, David, Andreas, Patrik, Markus und Johann heißen, eingetheilt. Hauptstadt der Insel ist Georgetown, früher Fort Royal, sie hat etwa 10000 Einw., ist ziemlich hübsch gebaut, an einem großen und sichern Hafen auf der Südwestküste der Insel. Der Hafen ist sehr gut befestigt, äußerst geräumig, nur gegen Westen offen, sonst aber von hohen, steilen, fast senkrechten Felsenwänden geschützt. Das Fort St. George steht auf einem Felsen, der das Ende eines tief ins Meer hinein laufenden Vorgebirges bildet und schützt den Hafen. Hübsche Kirchen, sowol für die Katholiken als Protestanten, zahlreiche und große Waa-

renlager, Schiffswerfte und was dazu gehört, vollenden den Anblick einer Seestadt. Grenvillebai ist eine kleine Stadt auf der Ostseite der Insel, hat zwar reiche Waarenlager, aber eine äußerst ungesunde, niedrige und der ganzen Wuth der Orkane ausgesetzte Lage. Sie wurde vergangenes Jahr beinahe vernichtet.

An Grenada schließt sich eine Reihe von ungefähr drittehalb Dutzend kleiner Inseln und Klippen an, die sich bis zur Insel St. Vincent hinzieht. Sie bestehen theils aus schroffen nackten Felsen, theils aus Kalkbänken mit Muschelwerk und Seepflanzen angefüllt, theils aus schönen anmuthigen Eilanden, klein, nett, mit zauberischer Vegetation bedeckt, ungefähr von der Art, wie man sich einen kleinen Oberonfelsen denken mag, so ziemlich geeignet für ein glücklich liebendes Paar in den Honigmonaten, die indessen in neuerer Zeit häufig zu Tagen einschmelzen sollen. Sie sind im Allgemeinen dürre, aber eben darum gesunder als Grenada. Eine große Plage auf allen diesen Inseln, so wie in allen tiefen Gegenden Westindiens sind die entsetzlich vielen Insekten, unter denen besonders eine Art, die man Maringouins nennt und deren Stich äußerst empfindlich ist, hier ihr Wesen treibt. Auch die Menge Krabben ist unangenehm. Diese Inseln dienen als Kalköfen, wo aber der Boden günstig ist, findet man Baumwollenpflanzungen und sehr schöne tropische Obstgärten. Ungefähr 3000 Menschen, darunter $\frac{11}{12}$ Negersklaven, bewohnen diese Inselreihe, unter denen Cariacua, Union, Canacuan, Bequia die beträchtlichsten sind. Der Hauptort ist das hübsche, aber ungesunde Nest, Hillsborough, von Baumwollpflanzungen umgeben, deren Samenkörner sehr viel zur Ungesundheit beitragen, da man sie gewöhnlich in Sümpfen faulen läßt. Dieses Städtchen liegt auf Cariacua.

2) St. Vincent, ebenfalls den Britten zugehörig, vor Alters Julamain genannt, unter 13° 17′ nördl. Br. und 316° 26′ östl. L., 7 Quadratm. groß mit 26000 Menschen, darunter 23000 Negersklaven, ungefähr 400 Weiße und 600 freie Farbige. Wir wiederholen hier nicht, was wir von der Beschaffenheit, Kultur und den Produkten dieser Inseln bei der vorhergehenden gesagt haben, indem das Alles auch auf St. Vincent paßt. Auch hier sind Britten und Franzosen, welchen letztern die Insel früher angehörte, vermischt. Bei weitem merkwürdiger ist aber St. Vincent in naturhistorischer Hinsicht, da es einen noch brennenden Vulkan besitzt, welcher auf die Erzeugnisse einen nicht geringen Einfluß auszuüben scheint. Die

mannigfaltigen Erscheinungen, welche man seit ungefähr einem halben Jahrhunderte beobachtet hat, berechtigen anzunehmen, daß eine mit dem Äquator parallellaufende innerirdische Bauchung stattfinde, die sich vom Äquator bis zum 16° nördl. Br. ausdehnt und in ihrem ganzen Umfange eine Art Wölbung bilde, auf welche sich die innern Kräfte unsers Planeten vorzugsweise werfen. Die Vulkane von Neu-Grenada und Peru nebst Guatemala bilden die westlichen Abzugröhren der elastischen Atmosphärilien, welche sich im Bauche der Erde anhäufen; im östlichen Theile des Äquatorialamerika's sind es die Vulkane der kleinen Antillen, durch welche sie sich Luft machen und die Vulkane von St. Vincent, St. Lucie und Guadeloupe sind es ganz eigentlich, welche hier eine große Rolle spielen.

Die furchtbaren Erdbeben, durch welche am 14. Dec. 1797 Cumana zerstört wurde, jene gewaltigen Erschütterungen des ganzen Nordgebietes des Amazonenstromes, so wie des Beckens des amerikanischen Mittelmeers bis in das Missisippithal hinauf, welche vom Mai 1811 bis in das Jahr 1813 fortdauerten und am 26. März 1812 Caracas in einen Schutthaufen verwandelten, endigten ihre zerstörenden Paroxysmen mit dem Ausbruche des Vulkan St. Vincent. Es kann daher nicht bezweifelt werden, daß die Vulkane der kleinen Antillen, gleichsam die Erdventile sind, durch welche sich das Innere des Planeten in jenen Gegenden seiner überflüssigen Dämpfe entladet, und welche mit den Vulkanen Westamerika's in Wechselwirkung stehen, denn als der Vulkan St. Vincent am 30. April 1812 endlich mit einer gewaltsamen Explosion eröffnet wurde, hörte der Vulkan von Pasto im westlichen Südamerika zu rauchen auf. Wir werden bei Gelegenheit der physikalischen Beschreibung von Südamerika auf diese Phänomene zurückkommen, und durch eine Menge von Thatsachen eine großartige Ansicht der Wirkungen der innern Kräfte unsers Planeten bestätigt finden. Der Boden von St. Vincent ist durchaus vulkanischer Natur; die Westseite schroff, zerrissen und mit jenen seltsamgestalteten Berggruppen angefüllt, die den vulkanischen Trachytfels beurkunden. Gegen Osten verflächt sich allgemach das Land, was, die Grenadillen ausgenommen, bei den kleinen Antillen durchweg der Fall ist. Alle diese Inseln scheinen durch das Feuer emporgehoben und ihre Gruppe stellt sich denen der Capverden, Canarien und andern vulkanischen Gruppen sehr ähnlich dar. Das Urgebirge geht nirgends zu Tage aus und alles Gestein, das sich findet, gehört den Vulkanen an. Es sind aus Feldspathlaven, Ba-

falten, Doleriten, Erdschlacken, Bims- und Taufstein bestehende Gemengsel. Die Kalkformation der Niederungen und Küsten, zeigt eine zweifache wohl zu unterscheidende Bildung. Die eine rührt von Madreporen, Seethieren und ozeanischen Kalkerweichungen her und liegt, in noch in Fortbildung begriffenen Flötzen, auf den vulkanischen Klippen auf. Die vulkanischen Tuffarten bestehen aus Asche, Sand und Trümmerwerk, verkittet durch die Schlagregen, welche die Ausbrüche gewöhnlich begleiten, oder ihnen folgen.

Der noch brennende Vulkan von St. Vincent wird, da er noch nicht genau gemessen ist, auf 2200′ Paris. Höhe geschätzt. Er hat 1718 und 1812 gewaltige Lavamassen ausgeschüttet. 1797 fand ein Aschenausbruch statt, was auch seitdem ein paarmal der Fall war. Die Bewohner der Antillen wenden mehr Sorgfalt und Beobachtung auf den Zucker, als auf die Vulkankegel, daher denn auch die Thatsachen wenig gesammelt sind. Es ist jedoch dieser Vulkan nicht der einzige auf St. Vincent, und hinreichende Spuren belehren den Forscher, daß er sich auf jeder dieser Inseln gleichsam unter einem Systeme von Vulkanen befinde, die ehemals alle mehr oder minder thätig waren.

St. Vincent hat den Vortheil, daß ihm giftige Thiere gänzlich fehlen, und da es auf einem brennenden Vulkan steht, so sind die Produkte von ausnehmender Güte. Zu den übrigen Tropenerzeugnissen kommt seit 1773 auch der Zimmtbaum, der trefflich gedeiht. Es wachsen an 200000 Centn. Zucker, 1000 Centn. Kaffee, 20000 Centn. Baumwolle, Indigo, Cacao, Tabak und Zimmt. Die Ausfuhr steigt auf 300000 Pf. Sterl. Die Einfuhr beträgt kaum das Drittel. Die Missionäre waren hier glücklicher als auf den übrigen Antillen und man findet hier eine 3000 Seelen starke Negergemeinde. Die übrigen Bewohner sind theils Protestanten, theils Katholiken. Früher noch bis zum Jahr 1797 wohnten bei 10000 Caraiben auf der Insel. Sie wurden theils getödtet, theils in die Missionen des Festlandes versetzt. Die Regierungsform ist dieselbe wie auf Grenada, die Insel in vier Kirchspiele, St. David, Patrik, Andreas und Georg getheilt; die Hauptstadt ist Kingstown im südwestlichen Theile der Insel mit 6000 Einw. Richmond liegt an einer tiefen Bai auf der Westseite am Flusse Chateaubelair.

3) St. Lucie, unter 13° 24′ bis 14° 12′ nördl. Br. und 316° 28′ bis 316° 50′ östl. L., 10 Quadratm. groß mit 25000 Bewohnern, worunter 20000 Sklaven, ganz dieselbe

Beschaffenheit wie St. Vincent, ebenfalls den Britten gehörig, liefert aber nicht so viele Erzeugnisse in den Handel. Ein noch thätiger Vulkan hat jedoch seit langer Zeit keinen eigentlichen Ausbruch gehabt. Er heißt Qualibu, ist 1800 bis 2000′ hoch, ein sehr thätiger Schwefelberg, der seinen auf dem Gipfel befindlichen Krater von Zeit zu Zeit mit heißen Wasserstrahlen anfüllt. Hauptort der Insel ist Carenage mit 5000 Einw. auf der Nordwestküste.

4) Barbados liegt östlich von den zwei Vorhergehenden und ist überhaupt die östlichste Insel der Antillen, unter 13° 10′ nördl. Br. und 318° 34′ östl. L., 11 Quadratm. groß, mit 100000 Einw., worunter 79000 schwarze Sklaven. Sie gehört ebenfalls den Britten, ist waldlos, dürre, mit seltsam geformten Bergen besetzt, unter denen der steile Gipfel des Hillougby als der höchste Punkt der Insel sich auf 1000′ absol. Höhe erhebt. Die Gestaltung des Landes ist außerordentlich unregelmäßig, die Felsen scheinen mehr über einander geworfen, als emporgehoben, man wird überzeugt, daß hier fürchterliche Kräfte gewaltet haben. Zahlreiche Höhlen ziehen die Neugierde auf sich, darunter besonders die Coleshöhle. Sie ist groß und sonderbar gebaut, rings mit Klippen umgeben und theilt sich in eine feuchte und trockne Grotte. Die Wände beider sind mit Tropfsteinzinken besetzt, und aus der nassen Höhle entspringt ein klarer Bach mit mystischem Gemurmel. Es sind jedoch diese Höhlen durch vulkanische Zertrümmerungen entstanden und daher mit denen auf Teneriffa und am Vesuv vergleichbar. In vielen schwitzt Bergöhl aus den Wänden, welches in kleinen Gruben gesammelt wird. Barbados ist schlecht bewässert, und Cisternen, welche sich während der Regenzeit füllen, müssen diesen Mangel ersetzen. Die Küsten sind ausgezackt und gewähren gute Baien und Hafen. Das Klima ist gesund, aber den Europäern durch die kühlen Nächte gefährlich. Schrecklich sind die Orkane, welche hier um so schrecklicher wüthen, als die Insel selbst durch ihre offene Lage im weiten Ozeane der ganzen Wuth der Stürme preisgegeben ist. Der schreckliche Orkan, der voriges Jahr wüthete und dessen schon weiter oben Erwähnung geschah, hat den schönen Anbau der Insel furchtbar verwüstet. Der innerhalb 3 Stunden verursachte Schaden wird auf 2,300000 Pf. St. berechnet. 1165 Sklaven, 247 Weiße und 65 Farbige kamen ums Leben, bei 1000 Menschen wurden verwundet und gefährlich verletzt. Kein Fleck Westindiens ist so gut angebaut, wie Barbados. Das Land steht in hohem Preise; und jeder Fleck,

der anders benutzbar ist, ist auf das sorgfältigste benutzt. Indessen soll die frühere Bevölkerung die jetzige noch bei weitem übertroffen haben, obwol man auch jetzt noch Barbados den bevölkertsten Fleck Westindiens nennen kann. Der größte Theil der weißen Bewohner sind Reformirte, eine kleine Herrnhutergemeine ist zu Saron. Engländer, Schotten, Irländer, einige Franzosen, Holländer und Juden bilden die weiße Bevölkerung. Da sie ursprünglich von den Britten bevölkert wurde und seitdem im ungestörten Besitze derselben sich befindet, so ist hier ein einheimischer Menschenstamm von Kreolen entstanden. Diese sind durchgängig von schönem hohen Wuchse, hager, blaßgelb, schnell reif. Sie tragen große weiße Strohhüte, einem Sonnenschirme ähnlich, sind reinlich, gastfrei, gutmüthig. Die Wohlhabenden schicken ihre Kinder zur Erziehung nach England. Ein stolzer Geist ist ihnen eigen und jeder Pflanzer betrachtet sich als Souverän seiner Pflanzung und benimmt sich mit einem, diesem Gefühle angemessenen Anstande. Übrigens sollen sie sich gegen ihre Sklaven, deren mancher Pflanzer oft bis 1000 Stück besitzt, weniger hartherzig, als auf den übrigen Inseln betragen. Es mag dieses daher kommen, weil die Sklavenherren hier wirklich einheimisch sind, und daher ein innigeres Interesse beide verbindet. Die Lebensweise kann üppig genannt werden. Viel Fleisch, stark gewürzte Speisen, starke Getränke, schlechtes Brot, gehören zu der Lebensweise der hiesigen Kreolen. Man lebt im Ganzen hier sehr theuer, was die Fülle des Reichthums und der Mangel der ersten Lebensbedürfnisse erklärt. Man sieht daher viel Gold im Umlaufe, und der Fremde thut wohl, die bereitwillige Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Die Sitten sind keineswegs streng, die Regierung ist ziemlich selbstständig und der brittischen ähnlich, welche Letztere einen Gouverneur hieher sendet. Die Natur hat Barbados befestigt, so daß es uneinnehmbar ist. Fünf Bezirke und 11 Kirchspiele machen die Theile der Insel aus. Hauptstadt ist Bridgetown, 13° 5′ nördl. Br. und 318° L. an der Carlislebai. Die Häuserreihe umgibt einen Hafen, der 500 Schiffe fassen kann, aber die Stadt ist so sehr in die wogenden Gipfel der Palmen gehüllt, daß die Ankommenden nur die höchsten Gipfel der Gebäude erblicken. Obwol die engen Straßen krumm sind, so gewährt doch die Amphitheatralische Lage der Stadt und die schönen Häuser nebst den prachtvollen öffentlichen Gebäuden einen herrlichen Anblick. Alles zeigt außerordentliche Lebendigkeit, Geschäftigkeit und Luxus. Man könnte überhaupt Barbados ein Migniaturengland

nennen. Prachtvolle Landhäuser umgeben die Stadt, und die Gärten, in welche sie gehüllt sind, mit ihren tropischen Pflanzenformen machen auf den Nordländer einen feenhaften Eindruck. Regelmäßig kommen jeden Monat 2 Postschiffe aus England hier an; alle Konvoys, sogar die nach Jamaica bestimmten legen hier an und füllen nicht selten den ganzen Hafen trotz seiner Größe aus. Die sonderbare Gestalt des Bodens, der herrliche Anbau des Landes, die Wohlhabenheit der Bewohner machen die ganze Insel zu einem Park, dessen Schönstes sich um die Hauptstadt vereinigt. Einen sonderbaren Anblick gewähren dem an Nadelhölzer gewöhnten Auge, die unabsehbaren Reihen von Kokos-, Kohl- und andern Palmen und die gewaffneten Gestalten seltsam geformter Kaktus. Eines Königs würdig sind die beiden schönen Landhäuser Pilgrims und Fontable genannt. Die Stadt und der Hafen werden durch mehre Forts: St. James, Willoughby, Charlesfort nebst einer Reihe von Batterien auf verschiedenen Punkten vertheidigt. 15000 Einw. bewohnen 1500 schöne Häuser, in denen man eine Eleganz und Uppigkeit findet, die den Nordländer um so feenhafter dünkt, als er sich von einer Dienerschaft umgeben sieht, deren Gestalt, Farbe und Bekleidung ihm höchst abenteuerlich vorkommt. Besonders nehmen sich die schlanken Gestalten der Negerinnen in weißen Mousselingewändern unter dem würzigen Dufte der hiesigen Vegetation, welcher die ganze Insel einhüllt, auf eine Art aus, die an Muhameds Paradies erinnert.

Jamestown hat 3000 Einw. Speightstown, ist eine schöne Stadt mit 5000 Einw. an einem festen und guten Hafen. Charlestown an der Oistinsbai ist ebenfalls eine hübsche kleine Stadt, wie denn überhaupt die ganze Insel herrlich angebaut ist und aus ihrem Schutte desto schöner erstehen wird.

5) Martinique. Diese Insel wurde von Columbus entdeckt, war von Caraiben bewohnt und hieß dazumal Madanina. 1658 wurden die Caraiben durch die Franzosen vertrieben, die Insel kolonisirt und bildet nach dem Verluste von Haiti die bedeutendste französische Besitzung Westindiens. Sie liegt zwischen 14° 21′ und 14° 59′ nördl. Br. und 316° 16′ bis 317° 5′ östl. L., hat 16 geogr. Qm. Oberfläche mit 100000 Bew., worunter 80000 Negersklaven. Drei große erloschene Vulkane, der Vauclin, die Spitzberge von Cambet, welche vielleicht die höchsten Gipfel der kleinen Antillen sind und der Berg Pelée machen nebst ihrer Umgebung, Martinique zu einem wahren Gebirgsland, dessen westlicher Theil jedoch einen breiten

flachen Küstensaum besitzt. Die Höhe von Cambet soll 1000 Toisen übersteigen, der Pelee auf 800 Toisen sich erheben, zwischen ihnen eine Region alter Basalte, die Geviertfelsen genannt, sich befinden. Warme Dämpfe steigen noch aus Felsspalten auf und die heißen Quellen von Precheur und Lamentin sind berühmt. Eine Menge Vorgebirge laufen tief in das Meer hinein und geben zerrissene, stark eingezackte Küsten, an denen man nicht weniger als 15 tief eingeschnittene Baien zählt, hier Cul-de-sac genannt. Jeder Schritt auf Martinique überzeugt den Wanderer, von den frühern Arbeiten der furchtbaren Gesellen Vulkans. Groteske Berggestalten, über einander gestürzte Berge, seltsame Gruppen zackiger Trachitfelsen, reich bekleidet, mit tropischer Vegetation, die sich gürtelartig auf die Höhen schlingt und von kahlen Berggipfeln überragt wird, vollenden den romantischen Charakter. Damit aber dem tropischen Paradiese nichts fehle, so sind die Bergnymphen geschäftig, zahlreiche Kaskaden nach allen Seiten herabzugießen, die sich zu Flüssen und schäumenden Waldbächen vereinigen und zahllos in allen Richtungen dem Meere zueilen. Die Pflanzer wissen sich dieses auch zu Nutze zu machen und benutzen die Güte der Nymphen zum Treiben ihrer Zuckermühlen, wodurch die Erzeugung des Zuckers unendlich erleichtert wird. Auch zur Bewässerung der Plantagen in der trockenen Jahrszeit liefert der Wasserreichthum hinlänglichen Stoff. Produkte sind dieselben der übrigen Antillen, aber die Abhänge der Berge sind mit Wäldern bedeckt und die hohen Gebirge haben an ihrem mittlern Theile Gürtel köstlicher Cinchonawälder, deren Rinde den Einwohnern sehr zu statten kommt. Denn nicht nur eine Fülle von Ratten, giftige Schlangen, Krabben, Ungeziefer aller Art verbittern den Kolonisten das Leben, sondern die äußerst häufigen beinahe jedes Jahr wiederkehrenden gelben Fieber verkürzen es auch und stürzen besonders den Fremden in das Grab. Das Klima ist daher besonders auf der Westseite äußerst ungesund, was die übermäßige Wasserfülle, die schwüle Hitze und der dadurch erzeugte und aufgelöste Vegetationsreichthum hinlänglich erklärt. Die Fieberrinde ist daher kein überflüssiges Geschenk der Natur.

Das Klima wird noch verderblicher durch die ungleiche Dauer der tropischen Regen. Zwar umfaßt die eigentliche nasse Zeit nur die drei Monate August, September und Oktober; indessen sind auch die übrigen 9 Monate ungemein reich an Regen. Diese Regen sind von anderer Beschaffenheit als bei uns. Der Himmel ist heiter, plötzlich erheben sich kleine Wolken über dem Horizonte.

Der Wind treibt sie mit großer Schnelligkeit über den Himmel weg, ohne daß ein Tropfen Regen fiele. Plötzlich aber zertheilen sich die Wolken, lösen sich auf und stürzen mit großem Geräusche als furchtbarer Schlagregen, alles unter Wasser setzend ab. Diese Regen dauern sehr kurz, aber die Wassermasse ist ungemein stark. Die schwüle und feuchte Hitze ist daher außerordentlich groß und Reaumurs Thermometer steht gewöhnlich auf 24°. Auf der Ostseite wird diese Hitze durch die beständigen Seewinde gemäßigt; auf der Westseite erhebt sich die Temperatur oft bis auf 40°. Eine solche Temperatur eignet sich natürlich außerordentlich für die Erzeugung der Kolonialwaaren und unglaublich ist die Menge, welche hier auf der geringen Oberfläche der Insel erzeugt wird. Die 50000 Centn. Kaffee, welche in den höher gelegenen kühlen Thälern der vulkanischen Berge wachsen, sind, wie unsere Damenzirkel vortrefflich verstehen von besonderer Güte und Würze. Der Zucker, welcher bis zu 200000 Centn. steigt, ist von feinerm Korn und leicht zu kristallisiren. Cacao, Baumwolle und Indigo sind sehr wichtig und die Ausfuhr beträgt nicht weniger als 1,100000 Pf. St., die Einfuhr $\frac{2}{3}$. Wenn von den Kolonialerzeugnissen der Insel die Rede ist, so wird von den gegebenen Zahlen immer nur die Ausfuhr verstanden. Man muß jedoch bemerken, daß der innere Verbrauch dieser Kolonien, an Zucker, Kaffee u. dgl. außerordentlich groß ist. Daß die Menge des Rum, welche konsumirt und ausgeführt wird, nebst der Menge tropischer Mehlgewächse und anderer Früchte, die in unermeßlicher Fülle hier gedeihen, auch dem Boden abgewonnen wird; daß ferner das Innere der Inseln, und besonders die hochgelegenen Gegenden mit Waldungen köstlicher Holzarten bedeckt sind, und daß z. B. auf Martinique diese ganze Masse vegetabilischer Produkte $16\frac{1}{2}$ Quadratm. abgewonnen wird, von denen ein Theil mit Wohnungen, Gebäuden, Straßen und kahlen Berggipfeln bedeckt ist; dieses alles muß man zusammendenken, um sich eine Idee von der Produktionskraft zu machen, die in einem unter den Tropen gelegenen Boden enthalten ist.

Die weißen Bewohner sind Franzosen, alle kathol. Religion, wozu sich auch die freien Farbigen und ein kleiner Theil christianisirter Neger bekennen. Die Lebensweise der Bewohner hat hier einen eben so üppigen, aber bei weitem mildern Anstrich als auf den übrigen Antillen. Der Sklave hat ein hartes Loos, am härtesten in den Zuckerpflanzungen, dann in den Kaffeepflanzungen. Gelinder ist sein Loos, wenn er der Hausdienerschaft einverleibt wird. Die weiblichen Sklaven haben indessen an der

Seite launischer Damen einen harten Stand, da nicht selten die Eifersucht ihrer Gebieterinnen, so wie die eigensinnige Langeweile derselben, ihnen die Zuckerpflanzungen wünschenswerth machen. Überall zeigt sich jedoch Wohlstand und französische Eleganz. Die Verwüstungen, welche 1813 ein furchtbarer Orkan angerichtet hat, haben nebst dem allgemeinen Sturme, der voriges Jahr die Antillen traf, diesen Wohlstand in etwas vermindert.

Die Regierung ist der französischen ähnlich; ein Gouverneur hat die exekutive, zwei Kammern die legislative und steuerverwilligende Gewalt. In Hinsicht auf die Neger ist der hassenswerthe Code noir oder das schwarze Gesetzbuch in voller Ausübung und die Pflanzer sind eben so wenig geneigt, wie die der brittischen Antillen, von ihren sogenannten wohlerworbenen Rechten zu recediren. Bei der Überzahl der Sklaven eine gefährliche Aussicht! Die Insel selbst wird in zwei Theile, 28 Kirchspiele, 23 Städte, Flecken und Dörfer zertheilt. Basse Terre wird der niedere Theil dieser Insel genannt. In ihm liegt Saint Pierre, die Hauptstadt mit 30000 Einw. an einer runden Bai der Westküste. Die Stadt ist schön gebaut, hat breite, gerade, aber abschüssige Straßen, was des häufigen Regens wegen gut ist. Die solid gebauten steinernen Häuser sind wol auch 3 Stockwerke hoch. Die Lage der Stadt an einem steilen Gebirge, welches die Winde abhält und die Strahlen der Sonne zurückschlägt, verursacht eine erstickende Hitze und leistet dem gelben Fieber großen Vorschub. Das Fort Saint Pierre beherrscht und schützt die Stadt, welche außer einigen Batterien keine weitere Vertheidigung hat und offen da liegt. Die Rhede ist nicht sicher, und 1813 fanden durch jenen berüchtigten Orkan 40 Schiffe, nebst einem großen Theile der Stadt ihren Untergang. Übrigens ist hier der Sitz des Handels und der reichsten Kaufleute. Der Gouverneur und die obersten Behörden haben jedoch ihren Sitz in Fort Royal 3 Meil. von Saint Pierre entfernt, eine schöne Stadt mit 1000 Häus., sehr fest in einer der reizendesten Umgebungen der Insel. Lamentin ist seiner warmen Bäder, das Kirchspiel St. Anna seiner Salzfülle wegen bemerkenswerth. Im zweiten Theile der Insel, Cabes Terre genannt, ist der Flecken Vauclain der Hauptort. Er liegt in einer majestätischen Umgebung von der hohen Berggruppe umringt. Macouba ist ein Flecken mit 1000 Einw., die sich mit dem Tabakbau beschäftigen.

6) Dominique von Christoph Columbus 1493 an einem Sonntage entdeckt, woher denn auch der Name rührt.

Sie liegt 15° 10′ bis 36′ nördl. Br. und 316° 9′ bis 24′ östl. L., ist 13 Quadratm. groß und hat 20000 Einw., darunter 16000 schwarze Sklaven. Franzosen und Engländer haben sich wechselsweise darum gebalgt, bis zuletzt die Engländer Herren blieben, denn wem könnte es auch einfallen, diesen Seekrabben eine Insel nehmen zu wollen, wenn sie dieselbe zu behalten wünschen? Dominica ist ganz vulkanisch, hat heiße mineralische Quellen, rauchende Schwefelberge, viele Quellen von Erdharz und einen zitternden Boden. Sie ist mehr trocken als feucht und daher mehr für Kaffee und Zuckerbau geeignet. Eine schöne fruchtbare Tropeninsel von Franzosen und Engländern bewohnt und mit Sklaven angepfropft, wie wir schon früher mehre geschildert haben. Auch ist die Regierungsform ganz englisch. Für die französischen Besitzungen liegt die Insel zwischen Martinique und Guadeloupe natürlich sehr unbequem, die Engländer aber lachen dazu und wissen sehr wohl, daß sie die Herren der Kolonialindustrie aller Nationen sind. Vor einigen Jahren fand man auch noch einige Familien Caraiben daselbst. Die ganze Insel wird in 10 Kirchspiele getheilt. Hauptstadt ist Roseau mit 3000 Einw., sehr unregelmäßig gebaut, aber ziemlich wohlhabend, nach Außen gut befestigt, nach Innen aber von den nächsten Anhöhen beherrscht. Charlottentown bildet beinahe einen Theil von Roseau und enthält das Gouvernementshaus. Cashacrou ist auf der südlichsten Spitze der Insel auf einem hohen Felsen erbaut, ein starkes Fort, das die benachbarten Baien beschützt. Diese Insel hat das Eigene, daß sie von großen sehr giftigen Skorpionen und Schlangen bevölkert ist, welche auf den übrigen Inseln selten sind. Auch soll sie sehr große Eidechsen, auf den Hügeln aber die schönsten Bäume Westindiens besitzen.

7) Maria Galante, eine französische Besitzung unter 16° nördl. Br. und 316° 29′ östl. L., nur 4 Quadratm. groß mit 15000 Bewohnern, unter denen 13000 Negersklaven. Man rühmt von dieser Insel, daß sie einem Parke gleichen soll und ein reizendes Bild eines Paradieses darstelle. Die Berge sollen von schönen Umrissen und mit einer üppigen Fülle von Waldungen gekrönt sein, die Ebenen prangen mit Zuckerschilf, die Thäler mit Kaffeepflanzungen, Alleen hoher Bäume, von der Natur selbst gepflanzt vollenden das Gartenartige. Die Ostseite minder bewaldet, aber felsiger soll eine Höhle enthalten, die zu den größten gehört, welche man kennt, indem sie mehre tausend Menschen fassen kann. Auch ein herrlicher See von schöner Gestalt, bildet einen reizenden Spiegel für den Kranz tropischer Pflanzen-

gestalten, die seine Ufer schmücken. Die Berge sind niederer als auf Dominica und unbedeutend in Vergleich mit denen auf Martinique. Den Reiz der Insel erhöht der fruchtbare Boden und der liebliche Name, Maria Galante ist eben auch eine Schönheit mehr. Ungefähr 1500 Franzosen, alle herrschend und wohlhabend, 800 freie Farbige, einige Caraiben auf den höchsten Theilen der nördlichen Distrikte mit den 12000 Negersklaven bewohnen die Insel. An der Südküste in einer sumpfigen Gegend, sehr ungesund gelegen, sieht man die hübsche Hauptstadt Le grand Bourgh mit 5000 Einw., gut gebaut, aber schlecht befestigt. Cabesterre, Vieux Fort und einige andere sind hübsche Flecken.

Les Saintes oder die Heileninseln schließen sich an Maria Galante gegen Norden an, und bestehen aus 6 kleinen Inseln, die zusammen eine Quadratmeile ausmachen, von ungefähr 50 Weißen und 1000 Sklaven bewohnt werden, aber treffliche Pflanzungen tropischer Produkte enthalten. Der Kaffee, welcher hier wächst, ist der beste in ganz Westindien, und ging während der Zeit Bonaparte's, regelmäßig nach Paris für den Hofgebrauch. Auch sind diese Inseln stark befestigt und bilden in Kriegszeiten einen wichtigen Posten.

8) Guadeloupe, die größte der kleinen Antillen, nach Martinique die wichtigste Besitzung Frankreichs in Westindien. Sie wurde 1635 von den Franzosen in Besitz genommen und die ursprüngliche caraibische Bevölkerung nach und nach verdrängt. Ihre geographische Lage wird zwischen 15° 40′ bis 16° 28′ nördl. Br. und 315° 44′ bis 316° 20′ östl. Länge bestimmt. Sie hat 31 Quadratm. Flächeninhalt, und 112000 Einw.; darunter 100000 unserer schwarzen Brüder in den Fesseln der Sklaverei schmachten, um unser Frühstück zu bereiten.

Guadeloupe ist eine vulkanische Insel und die Mitte derselben mit furchtbaren Gebirgen angefüllt, unter denen noch ein wirksamer Vulkan von 850 Toisen Höhe, dessen letzter Ausbruch 1737 stattfand. Vulkanische Gebirge haben immer das eigenthümliche, daß sie abenteuerliche Umrisse, schroffe Abstürze und tief eingeschnittene Thäler darbieten. Auch Guadeloupe zeigt diese wildromantische Gestalt in großer Fülle und ewig wechselnder Mannigfaltigkeit. Der Krater des Vulkans auf dem Gipfel des Soufriere oder Schwefelbergs, bildet zugleich den höchsten Punkt der Insel, und besteht aus einem 100′ in Durchmesser haltenden Kessel, aus dem von Zeit zu Zeit schwarze Dampfwolken aufsteigen, so wie auch aus einer Menge Spalten schwar-

zer Rauch hervorquillt. Eine weite Schlucht senkt sich von diesem Berge herab. Es scheint, als ob durch eine unterirdische Erhebung das ganze Gebirge sich gespalten hätte. Dieser Spalt ist gegen die See zu offen; aus ihm dringt ein ewiger Wind hervor, der mit solcher Heftigkeit gegen die See stürmt, daß er kleinen Fahrzeugen, die vorüberstreichen, öfter gefährlich wird. Heiße Quellen, wallende Lachen zeigen sich überall, ja um einen See in der Mitte der Insel dringt der Wärmestrom aus jedem Loche hervor, das man 1 — 2′ tief in den Sand gräbt. Außer dem Mittelgebirge sind auch noch die Süd- und Westküsten mit Felsen besetzt, das Meer selbst scheint immer neue Kalkbänke abzulagern und berühmt in der physischen Geographie und der Petrefaktenkunde, sind die inkrustirten menschlichen Skelete, welche man in den Tuffbänken findet, die von animalisch vegetabilischen Überresten erfüllt sind.

Guadeloupe wird durch den Salzfluß, eigentlich wol ein schmaler Kanal, in zwei Theile getrennt, wovon der nordöstliche Theil Grande terre, der südwestliche das eigentliche Guadeloupe heißt, welches wieder in zwei Theile, wovon die östliche Cabesterre, die westliche Basse terre genannt wird, zerfällt. Das eigentliche Guadeloupe ist schöner, reizender und von der Natur besser ausgestattet. Der östliche Theil enthält große Ebenen, die Grande terre ist weniger fruchtbar und hat, obwol viele Sümpfe und pesthauchende Moräste, sehr wenig fließendes Wasser. Dagegen wird das eigentliche Guadeloupe von 4 bis 5 Dutzend Flüssen und Bächen durchschnitten, was den Vortheil hat, daß es das Land außerordentlich reizend macht, die grandiose Vegetation fördert, die Pflanzungen bewässert, die Zuckermühlen und Maschinenwerke treibt, aber freilich auch die Fäulniß in der heißen Luft befördert und das furchtbare gelbe Fieber begünstigt.

Das gelbe Fieber der Antillen, welches besonders auf den heißen und nassen französischen Besitzungen wüthet, ist der Schrecken der handeltreibenden Europäer. Nur wenn man sich an den ersten Eindruck erinnert und an den panischen Schrecken, welchen vergangenes Jahr die Cholera bei uns verursachte, kann man sich einen Begriff machen von dem Zagen, mit welchem der gewinnsüchtige Kauffahrer sich den westindischen Gestaden naht. Die erste Frage beim Einlaufen in den Hafen ist immer die: herrscht die Krankheit am Lande? Fällt die Antwort der Kreolen, die vom gelben Fieber nie befallen werden, wie dieses nur zu häufig geschieht, bejahend aus, so verschwindet plötzlich die Fröh-

lichkeit und der bisherige Muth der Seeleute. Übrigens ist schon die Todesstille des Hafens, das gespensterartige Umherirren einiger Rekonvalescenten eine hinlängliche Ankündigung, daß die Bemannung der Schiffe theils in den Lazarethen darniederliege, theils begraben sei. Der Besuch der Ärzte wird mit Gold erkauft, und muß als eine große Gunst betrachtet werden. Mit dumpfem Schweigen schleppen die Neger die zahlreichen Todten in Hängematten über die Straße. Nur selten gelingt es einem jugendlichen Europäer durch Geisteskraft sich der todbringenden Furcht zu erwehren. Denn gerade diese Angst ist es, welche dem Tode die meisten Opfer in die Arme liefert, und der muthigste Offizier, der in 20 Schlachten dem tausendfachen Tode ruhig in die Augen gesehen hat, wird hier von der gefährlichen Todesangst ergriffen. Selbst mitten unter den gräßlichsten Leiden bleiben die Fieberkranken immer bei voller Vernunft. Kohlschwarze Lippen, blasse Gesichter, gelbe Augen, verkünden nur zu oft den eilenden Tod dessen, mit dem man noch vor wenigen Stunden sich scherzend des Lebens freute. Das Schrecklichste ist der verzweifelte Seelenzustand, der sich aller derer bemächtigt, die fern von ihrem Vaterlande mit vollem Bewußtsein dem Hinscheiden nahe sind. Selbst der akklimatisirte Europäer wird früher oder später das Opfer dieser Pest, nur der eingeborne Kreole ist gesichert. Aber man rühmt es allgemein den Kreolen Westindiens nach, daß die aufopfernde Gastfreundschaft und die zärtliche Sorgfalt, womit besonders die Kreolinnen die Kranken pflegen, durch nichts übertroffen werden könne. Guadeloupe ist der Punkt, wo man sagen kann, daß ganze Völkerschaften Europa's begraben liegen.

Wenn uns Reichthum an Kolonialprodukten für die Abgabe, die Europa dem Minotaurus des gelben Fiebers jährlich sendet, entschädigen kann, so fügen wir bei, daß diese Insel jährlich für die Summe von 600000 Pf. St. Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao und Indigo an Europa abliefert, und dafür für $\frac{3}{4}$ dieser Summe europäische Fabrikate verbraucht. Die Lebensweise der Kolonisten, wenn sie einmal akklimatisirt sind, oder sich des Glückes Kreolen zu sein erfreuen, ist angenehm, reich und üppig; die Freuden der Tafel, die Liebe und die Geselligkeit sind es, in welchen der von einem kräftigen Klima befeuerte Mensch untertaucht. Der feurige Franzose zeichnet sich als Kreole durch eine Lebendigkeit aus, welche die seiner Heimat in eben dem Grade übertrifft, als diese vom vulkanischen Klima und Boden Westindiens übertroffen wird.

Die oberste Gewalt ist dem königlichen Statthalter anvertraut, unter dem der Befehlshaber der 2000 Mann starken Besatzung, der Oberkommissär der Marine, der Generaldirektor des Innern und der Generalprokurator des königlichen Gerichtshofes steht. Die Ausgaben für die Civilverwaltung betragen 120000 Franken. Ein Übelstand dieser Kolonien ist, daß dem Pflanzer nicht erlaubt wird, seine Produkte selbst zu verführen, sondern daß er sich gefallen lassen muß, dieselben durch die Schiffe des Mutterlandes verführen zu sehen, durch welche Maßregel die Kolonie eine ungeheure Summe verliert, die jährlich auf 14,000000 Franken ansteigt.

Guadeloupe wird in 22 Kirchspiele getheilt, von denen 8 zu Grande terre und 14 dem eigentlichen Guadeloupe angehören; im Letztern liegt die Hauptstadt Basse terre, eine lange schmale Stadt unter einem überhängenden Berge durch den Fluß Herbes in zwei Theile getrennt. Sie hat 8000 Einw., schöne Häuser, gutes Wasser, französische Gasthöfe, schöne Promenaden, aber keinen Hafen, sondern nur eine offene Rhede. Drei Meilen davon liegt der Schwefelberg. Zahlreiche Landhäuser in blühenden Gärten umgeben am Abhange der vegetationreichen Berge die Stadt. 1825 am 26. Juli wurde sie von einem Orkane beinahe von Grunde aus zerstört. Das Gouvernementshaus war von seinem Fundamente hinweggerissen, selbst die Hauptkirche eingestürzt und ein Waldstrom hatte die ganze Straße weggeführt. Um sich einen Begriff von der Wuth eines antillischen Orkans zu machen denke man sich, daß ein starkes eisernes Gitterthor zermalmt und weit in den Garten geschleudert wurde; daß die Kasernen und öffentlichen Gebäude von Grund aus weggerissen waren, und man versucht wird zu glauben, daß ein Erdbeben mitgewirkt haben müsse, um die Zerstörung so vollständig zu machen. Die Stadt wird durch ein starkes Fort, Saint Charles beschützt. In Grande terre ist Point a pitre der Hauptort mit einem köstlichen Hafen und einem schützenden Fort nebst 5000 Einw.

Eine Menge kleiner Inseln, theils bewohnt, theils unbewohnt machen Guadeloupe zum Mittelpunkte eines kleinen Archipels. Dieser Inseln sind ein paar Dutzend, von denen die größte kaum eine halbe Quadratmeile hält.

9) Desirade, nur einige Meilen von der Ostspitze von Guadeloupe entfernt, unter 16° 20′ nördl. Br. und 316° 38′ Länge, eine Quadratmeile groß, mit 200 weißen und farbigen und 1000 Sklaven. Sie hat dieselbe Beschaffenheit wie

Guadeloupe, gehört ebenfalls Frankreich an und steht unter dem Gouverneur der eben beschriebenen Insel. Die Kolonisten beschäftigt vorzüglich der Baumwollenbau.

10) Antigua ist nebst den folgenden Inseln, eine brittische Besitzung und die wichtigste unter denen, welche zu dem Gouvernement der Leeward-Inseln oder den Inseln unter dem Winde gehören. Sie liegt unter 17° 6′ nördl. Br. und 316° östl. Länge, hat 4 geogr. Quadratm., 40000 Einw., darunter 31000 Sklaven. Hauptstadt ist Johnstown, der Sitz des Generalgouverneurs, der Nationalassemblee, der Behörden und der reichsten Bewohner des Archipels. Sie zählt 1800 schöne Häuser und 16000 Einw., ist sehr regelmäßig gebaut, hat schöne Kirchen, die den Christen verschiedener protestantischen Konfessionen angehören. Die Stadt wird durch 2 Forts vertheidigt, und ist herrlich gelegen. Parham ist ebenfalls eine schöne Stadt und English Harbour einer der besten Hafen Westindiens.

11) Montserrat, eine von Sandbänken und Felsen umgebene, 2 Quadratm. große Insel unter 16° 42′ nördl. Br., 315° 36′ östl. Länge, hat 12000 Bewohn.; darunter 9000 Sklaven. Die Hauptstadt heißt Plymouth.

12) Nevis oder Newis, 17° 8′ nördl. Br. und 315° 4′ östl. Länge, eine Quadratm. groß mit 11000 Einw., darunter 9500 Sklaven. Charlestown ist Hauptort und die einzige Stadt der Insel.

13) Sankt Christoph unter 17° 21′ nördl. Br. und 314° 53′ östl. Länge, eine Bergkette mit einem 4000′ hohen Vulkane, 3 Quadratm. groß mit 23000 Bew.; darunter 19500 Sklaven. Die Hauptstadt liegt auf der Südseite der Insel und heißt ebenfalls Basseterre.

14) Barbuda unter 17° 36′ nördl. Br. und 315° 55′ östl. Länge, 4 Quadratm. groß; eine schöne bergige Insel, mit einem gesunden Klima und äußerst fruchtbarem Boden; sie hat 2000 Einw. und ist ein Eigenthum der Familie Codrington.

15) Anguilla, oder die Schlangeninsel, unter 18° 12′ nördl. Br. und 314° 31′ östl. Länge. Nur eine Quadratm. groß, mit 1600 Einw., worunter 1200 Sklaven. Sambreta und Little-Anguilla sind zwei kleine dazugehörige Inselchen.

16) Die brittischen Jungferninseln; eine Gruppe von 60 Inseln, von welchen die Britten auch den Dänen und Schweden einige in Gnaden zukommen ließen. Sie liegen unter 18° 30′ nördl. Br., wurden von Columbus entdeckt, später von den Britten in Besitz genommen. Die brittischen betragen zusammen etwa

5 geogr. Quadratm., mit 9000 Einw., worunter 6500 Sklaven. Die vorzüglichsten sind Virgingorda, Anegada, Gingee- oder Ingwer-Inseln, Tortola, u. s. w. Alle bisher benannten brittischen Besitzungen sind von gleicher Beschaffenheit mit den übrigen Antillen, alle vulkanischer Natur, felsig, fruchtbar; man findet auf ihnen schöne Porphyrlaven mit großen Feldspathkristallen, Basalte, vulkanische Tuffe, nirgends aber tritt das Urgebirg zu Tage aus. Erdbeben sind auf allen kleinen Antillen nicht selten. Der Vulkan auf St. Christoph brannte noch im Jahre 1692 und schwefelige Dämpfe steigen aus mehren Kratern auf. Sie sind übrigens reich an allen Produkten der Kolonialindustrie, besonders wird der Kaffee und die Baumwolle dieser Inseln sehr hoch geschätzt; wo die Bevölkerung hinreicht, sind sie trefflich angebaut und lohnen reichlich den Fleiß.

17) Wir müssen hier der niederländischen Besitzungen erwähnen, welche aus den drei Jungferninseln, St. Martin, St. Eustach und Saba bestehen. Sie liegen alle zwischen dem 17 und 18° nördl. Br. St. Martin hat 4 Quadratm. hohe waldige Berge, aber keinen Hafen, übrigens guten Boden, 6000 Bewohner, unter denen 4000 Sklaven sind. — St. Eustach ist eine Quadratmeile groß, und hat nach Humboldt 18000 Einw., worunter 12000 Sklaven. Die Insel ist zwar gesund, aber häufigen Ungewittern und Erdbeben ausgesetzt. Sie ist durchaus ein erloschener Vulkan, hat trefflichen Boden und guten Hafen. Zucker, Baumwolle und Tabak sind die Haupterzeugnisse. — Saba ist noch etwas kleiner, aber von gleicher Beschaffenheit, und ist in Bezug auf die Einwohner mit Eustach mitbegriffen, mit welcher Insel sie auch einen Gouverneur hat. Die holländische Kolonialverwaltung ist sehr hart, weswegen auch die Kolonien nicht recht blühen wollen.

18) Die Insel Barthelemy gehört auch zu den Jungferninseln; liegt 17° 58′ nördl. Br., 315° 40′ Länge, nicht ganz 2 Quadratm. groß, wurde sie 1666 von den Franzosen besetzt und 1785 an die Schweden abgetreten. Die Insel ist sehr schön, gesund, hat aber kein gutes Trinkwasser und keinen guten Hafen, aber 8000 Bewohner, von denen die Hälfte Negersklaven, der Rest Irländer und Franzosen sind. Schweden sind in der Hauptstadt Gustavia nur wenige ansäßig, außer dem Gouverneure. Die Bevölkerung ist übrigens katholisch. Zucker, Indigo und Cacao gedeihen vortrefflich.

19) Saint Croix, Saint Jean und Saint Tho-

mas sind drei Jungferninseln, die zusammen 8 Quadratm. enthalten, und zwischen dem 17 und 18° nördl. Br. liegen. Natürliche Beschaffenheit, Gestalt, Fruchtbarkeit und Klima sind den übrigen westindischen Inseln ganz ähnlich; auch die Produkte sind dieselben, nicht aber die Bewohner; denn diese sind fleißige Dänen, welche die Kultur dieser Inseln wirklich auf eine bewundernswerthe Höhe gebracht haben. Die Sklaven werden hier menschlich behandelt, wie denn die Dänen überhaupt ein mildes Volk sind. Es befinden sich nemlich auf den drei Inseln 42000 Menschen, worunter 30000 Negersklaven; aber diese letztern dürfen nicht mißhandelt werden, viel weniger haben die Herren das Recht über Leben und Tod. Der einmal freigegebene Neger kann unter keiner Bedingung mehr Sklave werden. Sie dürfen sich loskaufen, und damit sie dieses können, dürfen sie nur $5\frac{1}{2}$ Tag wöchentlich für ihre Herren arbeiten und keinen Tag länger als 8 Stunden. Sie haben eigene kleine Anpflanzungen und fleißige Neger verstehen in der Nebenzeit sich so viel zu erwerben, daß sie schon nach einigen Jahren frei werden. Trotz der Mißgunst einiger Pflanzer begünstigt die Regierung die herrnhutischen Missionäre, und es befinden sich bereits zahlreiche Missionen christlicher Neger daselbst. Die Religionsübung ist gänzlich freigegeben. Kirchen für Evangelische beider Konfessionen, für Katholiken, Episkopalen, Presbyterianer, mährische Brüder stehen friedlich neben einander, damit in ihnen jeder nach seiner Überzeugung Gott lobe. Gute Schulen sorgen für die Erziehung der Kinder.

Die Verwaltung der Inseln ist einem Gouverneur übertragen, der in St. Croix seinen Sitz hat. Handel und Ackerbau sind außerordentlich blühend, und diese drei kleinen Inseln verführen außer ihrem eigenen Bedarf um eine Million Thaler Kolonialprodukte. Die Hauptstadt auf St. Croix ist Christianstadt auf der Nordostseite der Insel im Hintergrunde einer schönen Bai, dem Abhange eines Berges hinangebaut, so daß die Straßen terrassirt sind. Gerade Straßen, schöne Gebäude, samt dem Wohlstande der Einwohner gewähren einen freundlichen Anblick und der nordische Däne nimmt sich hier recht gut aus, besonders da er seine Redlichkeit, seine Humanität und Gutmüthigkeit hieher verpflanzt hat. In den vom Fort Christiansvärn vertheidigten Hafen sieht man jährlich über 100 Schiffe einlaufen. Der Hafen ist gut, fest, geräumig und sicher. Auf der Westseite der Insel liegt die schöne Friedrichsstadt. Friedenthal und Friedensberg sind nette Brüdermissionen.

Die Insel St. Johann ist ebenfalls äußerst fruchtbar, und die Herrnhuterkolonien Bethania und Emahus sind nett und blühend.

St. Thomas ist weniger fruchtbar, aber durch Industrie blühend, trocken und daher gesund. Die Hauptstadt heißt St. Thomas, sie liegt an einem Hafen, hat 3000 Einw., deren Handel äußerst lebhaft ist, da die Regierung so klug war, den Hafen zu einem Freihafen zu erklären. Auch hier haben die Herrnhuter schöne Missionsstationen.

Nördlich von den dänischen Inseln liegen die Passage-Inseln, welche dazu dienen, um die kleinen mit den großen Antillen zu verbinden.

II. Die großen Antillen.

A. Portorico.

Die Bergkette der Antillen, welche bisher nur in einzelnen Spitzen und vulkanischen Kegeln sich über der Oberfläche des Wassers erhoben hat, tritt nun bei ihrer plötzlichen Wendung gegen Westen als hoher Bergrücken in gewaltiger Masse aus dem Meere hervor. Es sind dieses die Anzeichen, daß sich der Bergwall seinem Knoten nähert. Dieser Bergrücken wird zwar unter dem 310° östl. Länge durch einen breiten Meeresarm abermal durchbrochen, man sieht es jedoch, daß hier das Meer nur ein breites Thal ausfüllt, welches Portorico von Haiti trennt.

Portorico, die kleinste Insel der großen Antillen, bildet ein langes von Osten nach Westen gestrecktes Viereck, zwischen 17° 45′ bis 18° 40′ nördl. Br. und 310° 30′ bis 312° 26′ östl. Länge, mit einem Flächeninhalte von 180 Quadratm. und 225000 Einw., unter denen 25000 schwarze Sklaven.

Von der kolossalen Größe Spaniens in Amerika, von den schönsten und ausgedehntesten Besitzungen, die noch jemals eine Krone die ihrigen nennen konnte, von einem mit allen Gaben und Reichthümern der Natur ausgestatteten Lande, das über 300000 Quadratm. unter dem glücklichsten Himmelsstriche der Erde umfaßte, sind gegenwärtig Portorico und Cuba die einzigen Überreste. Immer noch ein wichtiges Besitzthum in der Hand einer geist- und kraftvollen Regierung. Portorico wurde von Columbus im Jahre 1493 entdeckt und mit dem Namen St. Johann belegt. Erst im Jahre 1511 jedoch, als die Eingebornen von Hispaniola bereits vernichtet waren,

und es den geld- und goldgierigen Spaniern an Sklaven fehlte, um ihre Lüsternheit nach Reichthümern zu befriedigen, gedachte man auch dieser Entdeckung. Juan Ponce de Leon, welcher unter Ovando den östlichen Theil von Hispaniola befehligte, unternahm eine Expedition nach der großen Insel Portorico und drang in das Innere des Landes ein. Der Boden wurde fruchtbar befunden, zahlreiche Völkerschaften versprachen arbeitsame Sklaven, die himmelanstrebenden Gebirge des Innern Goldminen; man beschloß, sich in diesem Lande niederzulassen. Nach wenigen Jahren war die Unterwerfung vollendet, die Eingebornen wurden eben so wie auf Hispaniola behandelt, zu Sklaven gemacht, und durch schreckliche Arbeiten und Mühseligkeiten aufgerieben. Portorico blieb seitdem eine spanische Kolonie.

Diese große, unter einem schönen Himmelsstriche gelegene Insel verdient in der That den Namen des reichen Hafens, den sie führt. Sie bietet alle jene Vortheile dar, welche hohe Bergländer in dieser Zone gewähren. Eine hohe Bergkette durchzieht die ganze Insel von Osten nach Westen, hier Layonito, dort Laquillo genannt. Keine der Spitzen ist bis jetzt gemessen; allein der Umstand, daß diese Berge weit in das Meer hinein sichtbar sind und ihre Gipfel einen großen Theil des Jahres hindurch sich mit Schnee bedecken, lassen auf eine bedeutende Höhe über die Meeresfläche schließen. Eben so wenig ist von der Zusammensetzung dieser Berge etwas Bestimmtes bekannt. Das Urgebirg wölbt sich in gewaltigen Granitkuppen in die Luft, der Glimmerschiefer durchlagert weite Strecken und Ketten von Übergangskalk ziehen sich dem Granitrücken parallel hin. Warme Quellen lassen auf die Wirksamkeit unterirdischer Wärme schließen und die zerrissenen Trachytfelsen mit ihren schroffen Konturen und abgeschnittenen Umrissen, sind Zeugen der vormaligen Thätigkeit vulkanischer Kräfte, obwol bis jetzt von vulkanischen Erscheinungen nichts verlautet hat. Erdbeben, welche die großen, wie die kleinen Antillen öfter durchrütteln, sind keineswegs Beweise anwesender Vulkane. Obwol der größte Theil mit Bergen und Gebirgen besetzt ist, so verflächt sich ihr Fuß häufig als gestreckte Ebene gegen die sandige Küste und auch das Innere des Landes schließt schöne, weite Plateau's und Savanen ein, ohne darum dem Ganzen den Namen eines Berglandes streitig zu machen. Viele Bergäste strecken gegen Süden und Norden sich als Vorgebirge mitunter tief in das Meer hinein; weitläufige Baien und Busen werden dadurch gebildet und

die Küsten sind nach allen Seiten hin tief eingeschnitten. Die Vorgebirge werden in den spanischen Besitzungen Punta genannt, auch Cabo. Aguada und S. Juan auf der Nordseite, Roxo, Coamo und Caretas auf der Südseite sind die bemerkenswerthesten.

Wenn hohe Bergländer nicht wie in Afrika mit mächtigen und lockern Sandbänken überlagert sind, so sind sie allezeit wasserreich, was denn auch bei Porto-Rico der Fall ist. Der Wasserreichthum, welcher von allen Seiten den Bergen entströmt, ist daher in der That außerordentlich. Obwol man die Insel im Ganzen noch gar nicht kennt, so weiß man doch, daß bei 5 Dutzend größerer und kleinerer Flüsse von hohen Bergen durch anmuthige Thäler und tropische Wiesengründe dem Meere zueilen. Die Baien von S. Juan, Aguadilla, Arasco, Franzesco, Roxo, Quanica u. s. w. nehmen eine Menge derselben auf. An der Nordseite ergießen sich Aguas prietas, Juan Martin, Savanna, Rio Grande und der Loysa in das Meer. Der letzte Fluß ist der größte der ganzen Insel, aber nur für kleine Fahrzeuge und Piroguen schiffbar. Eben so ist der Manati und der Arezive für leichte Fahrzeuge schiffbar. Der Culebrina, Anasko und Mayaguez führen Goldsand und münden gegen Westen. Die Flüsse Canna, Ventana, Ponce, Coamo u. s. w. münden an der Südküste. Der Guayanes, Jumacao und Faxardo bewässern schöne, gegen Osten geöffnete Thäler. Auf der Nordküste befindet sich noch der See Congrexos, dessen Ufer mit Manschinellbäumen besetzt ist. Er hat salziges Wasser und eine Fülle köstlicher Fische.

Bei der starken Bewässerung und der höhern Temperatur unter dieser Breite, findet wie natürlich die Vegetation ein um so üppigeres Gedeihen, als auch der Boden fett und tief ist. Bei der Ankunft der Spanier war daher die Insel mit ungeheuren Waldungen und üppigen Savanen bedeckt. Der wenige Werth, welchen das Mutterland bisher auf diese Kolonie gelegt hat, die dünne Bevölkerung, welche sich jetzt noch da befindet, haben die Urforste nur noch wenig gelichtet; was denn auch in diesen Regionen keine leichte Aufgabe ist. Denn ein Stück tropischen Urwaldes zu vertilgen, ist eine ganz andere Aufgabe, als das Umknicken unserer Baumschläge. Mit einem Baume von 12 bis 20 Fuß Durchmesser, den eine ganze Schöpfung mit seinen Nachbarn verbindet und verschlingt, wird man eben nicht so leicht fertig, als mit einer nordischen Tanne. Der

Ameisenhaufen von ein paarmal 100000 Menschen macht sich daher auf der großen Insel Portorico noch nicht sehr bemerkbar, und außer wenigen Küstenstrichen und für die Viehzucht bequem gelegenen Savanen des Innern, haben die Menschen der Natur hier noch sehr wenig Eintrag gethan. Der größte Theil des Landes prangt noch in urweltlicher Schönheit; sogar die Savanen weigern sich die Herrschaft der Menschen anzuerkennen, und man würde sich gar sehr irren, wollte man sie mit unsern, der Sense gehorsamen Wiesen vergleichen. Eine westindische Savane ist ein Meer von Riesengräsern, in dem sich allenfalls Herden und Hirten verlieren, und die den größten Raubthieren zum bequemen Aufenthalte dienen. Große undurchdringliche Waldungen bedecken daher noch ungeheure Striche des Landes. Dieses ist zwar unter die Besitzer der Insel alles vertheilt, allein eben dieser Umstand erschwert die Einwanderung und macht die ungeheuren Besitzungen für den Besitzer selbst nutzlos. Zwar könnten die schönen Waldungen, die Färbehölzer, die Swietenia Mahagony, das Guajakholz, die westindische Cinchona und die Fülle der Vanille, deren Ranken unter andern Lianen, in feuchten Gegenden die Wälder verstricken, eine reiche Quelle des Wohlstandes, ein Gegenstand wichtiger Ausfuhr werden. Allein die Benutzung dieser Naturschätze fordert Arbeit, und der Spanier arbeitet nun einmal nicht gerne, daher wuchern die tropischen Waldungen nach Belieben und werden noch lange eine Wildniß bleiben. Zwar tragen sie zur wilden Schönheit des Landes unendlich bei, und die Natur hat hier durchaus alles gethan, was zur Verschönerung dieser prachtvollen Höhen und Thäler dienen kann. Bald sind es weite Kessel, um welche sich die Berge gruppiren, deren kahle Gipfel mit weißer Zinne alsdann über den Urwald in die Savane hinabschauen; bald sind es wiegenförmige Hochthäler, die sowol zum Anbau des Kaffeestrauches, und der Südfrüchte, als der Cerealien und nordischen Obstsorten einladen; anderswo stürzt sich die tiefe Schlucht eng und schmal bis zur Meeresfläche hinab, in welche der Waldbach durch die Riesen der Urwälder und über Blöcke ungeheurer Felsen tosend hinabstürzt. Anderwärts rollt ein majestätischer Fluß durch schöne Gründe und Waldsäume seine Wogen dahin; die Eintönigkeit der nordischen Wälder ist diesen Gegenden fremd. Es sind hier nicht nur die schönsten, sondern auch die prachtvollsten Pflanzengestalten vereinigt. Das schwarze Grün, wie es unsern nordischen Eichen eigen ist, kontrastirt lieblich mit dem hellen Kolorit der harzigen, zartgefie-

derten Mimosen, zwischen denen sich die lederartigen Blätter bunt genug ausnehmen. Dazwischen stechen auch wol die schmarotzerischen Pothosgewächse mit ihren breiten Riesenblättern hervor. Die unermeßliche Mannigfaltigkeit der Gewächse schattirt das wogende Meer der Wälder nicht nur mit den verschiedenen Nüancen der grünen, braunen und weißen Farbe, sondern der Schmelz tausendfacher Blumen, von denen man nicht allezeit weiß, welchem Gewächse sie angehören, durchglüht mit brennenden Farben den Pflanzenteppich. In stolzer Größe schweben darüber die bald gefiederten, bald gekrausten oder fächerigen Palmen, nur einzelne Lianen wagen es, sich in ihre Kronen zu schlingen und gleichen alsdann dem Tauwerke der hohen Masten eines Festschiffes. Die kahlen, oft schneebedeckten Berge bilden mit der Fülle des tiefern Pflanzenreichthums einen majestätischen Gegensatz. Freilich fehlt diesem Bilde das geschäftige Leben, welches in Europa jeder Gegend den Stempel der Herren der Erde aufdrückt. Aber deswegen ist die Landschaft nicht todt, denn die Fülle des animalischen Lebens ist nicht weniger anziehend. Besonders sind es die Vögel, welche den westindischen Inseln, so wie überhaupt dem Meerstrande und den Fluß- und Seeufern ein buntes, wirrendes Leben geben, denn in der That ist die Mannigfaltigkeit, die Menge und das bunte Farbenspiel der Wasservögel besonders, außerordentlich. Der herrliche Flamingo mit seinem glühenden Gewande, die unzähligen Arten von Enten, mit Metallschmelz gekleidet, die Kropf- und Löffelgänse, die langbeinigen Strandvögel und Taucher u. s. w. lassen den Menschen zweifeln, ob der Ausspruch: „mache sie dir unterthan“ sich auch auf diese Gegenden erstrecke. In den Wäldern ergötzen die Scharen bunter Papageien verschiedener Größe und die staffelgeschwänzten Aras, die Heere von Tauben, die Menge Spechte, Raubvögel und Geier, unter denen die mannigfaltigen Kolibris, wie Diamanten unter Kieselgerölle glänzen. Freilich gibt es auch in den nassen sumpfigen Gründen eine Menge Eidechsen, unter denen die Kropflacerte sich zum Hausthiere eingeschmeichelt hat, die spuckende Eidechse mit ihrem schwarzen giftigen Speichel, den sie ausspritzt, gefürchtet, der häßliche Leguan aber gegessen wird. Giftige Schlangen hat man noch nicht bemerkt. Aber eben nicht sehr angenehm sind die schwarzen Landkrabben, Hummern, Skorpione und nußgroße Spinnen; die Bisse dieser beiden letztern Insekten sind in einem Klima, wo feuchte Wärme die Schweißlöcher stets offen erhält und die Haut immer gereizt ist, sehr gefährlich, und ziehen wol

auch den Tod nach sich. Die langen Skolopender verstehen nur die Indianer zu essen, der Europäer scheut sie, die hellglänzenden Leuchtkäfer lassen in den beinahe stets heitern Nächten, Erde und Himmel täuschend in einander schwimmen. Aber die Kakerlake und Termiten, die Musquitos und Sandflöhe, welche in unermeßlichen Scharen und Schwärmen Erde und Luft verpesten, und sogar Steine zernagen, die Menschen aber mit unerträglichen Stichen quälen; sind eine harte Zugabe, die durch die schönen Farben der Schmetterlinge und den köstlichen Honig der wilden Bienen schwerlich vergütet werden.

Raubthiere gibt es dagegen nicht; nur die wilden Hunde fallen mitunter das Vieh an. Sie sind Abkömmlinge jener Rasse, mit welcher die spanischen Eroberer, die armen Eingebornen hetzten. Die vielen Ratten, welche größer als die europäischen sind, würden dagegen von den Kolonisten gegen ein Dutzend Tiger gern vertauscht werden, denn dieser würden sie Herr werden, jener nicht. Blutsaugende Fledermäuse finden sich auch mehr als genug. Rind, Schwein, Pferde, Schaf- und Ziegenvieh haben die Europäer mit den Hühnern, Puttern, Perlhühnern u. dgl. Hausthieren hier eingeführt. Pferde von Portorico werden geschätzt und die Schweine ihres zarten Fleisches wegen gerühmt. Die Seen sowol, als die vielen Flüsse geben Fische, Austern, tüchtige Krebse, Seespinnen und derlei Ungeziefer in Überfluß. Wird das Land einmal bevölkert, so werden die reichen Goldminen, die Silber-, Eisen-, Kupfer- und Schwefellager nicht unbenutzt bleiben. Steinsalz hat man bis jetzt nicht gefunden, Seesalz bereitet man so viel man will. Mineral- und warme Schwefelquellen kann man gegen Hautkrankheiten benutzen, welche unter Leuten, die in heißen Ländern viel Schweinfleisch essen, nicht selten sind.

Man sieht, die Natur hat für dieses Land sowol durch den Schmuck, womit sie es bekleidet, durch die majestätischen Formen, womit sie es ausgestattet, und durch die Fülle der Gaben, womit sie es überschüttet hat, alles gethan, was billiger Weise von ihr gefordert werden kann. Es fragt sich nun: was hat der Mensch gethan, um sich hier einheimisch zu machen? Portorico ist eine der ältesten Kolonien Spaniens, welches das Unglück hat, seinen Namen durch die Ausrottung der vorgefundenen Bevölkerung, welche Operation ihre Schriftsteller sinnreich *pacifias* nennen, in der ganzen Welt und der Weltgeschichte stinkend gemacht zu haben. Die zahlreiche Bevölkerung, welche in Portorico erwürgt wurde, stand zwar auf keiner ho-

hen Stufe der Kultur, hatte aber dennoch die ersten Stufen der Civilisation bereits überschritten. Die Spanier, welche nun an die Stelle traten, hatten anfangs nur die Berge im Auge und wie der Mensch immer die sichere Gegenwart und das Vorhandene, der zweifelhaften Zukunft aufopfert und das Entfernte sucht, so blieb auch der fruchtbare Boden Portorico's unbeachtet, und man opferte die Eingebornen um Schätze aus dem Innern der Erde hervorzusuchen, welche doch die Oberfläche viel reichlicher darbot. Denn alles, was man noch dem Boden anvertraut hat, hat dieser 30 bis 100 fältig wieder gegeben. Reis Mais, Manioc, Gemüse und die völkernährende Banane, die Kartoffel und Melone, die Ananas und Cassave, die Nord- und Südfrüchte, alles gedeiht hier zu einer herzerhebenden Vollkommenheit. Die Gebirge selbst bieten fruchtbare Plateaus dar, die hoch genug liegen, um die europäischen Cerealien gedeihen zu lassen. Doch verspricht der täglich überhandnehmende Verbrauch der Kolonialwaaren dem Pflanzer derselben reichen Absatz. Nirgends erreicht die Kaffeestaude diese Vollkommenheit, wie auf Portorico. Die Baumwolle ist schön, das Zuckerrohr gedeiht kräftig; die nassen geschlossenen Kesselthäler bringen einen Cacao hervor, der mit dem von Caracas und Soconusco, bei sorgfältiger Pflege konkurriren könnte. Zu den zahlreichen Färbehölzern der Insel kommt noch das Gedeihen des Indigo; der Ingwer, Pfeffer und der weiße Zimmt sind ebenfalls sehr leicht anzubauen und liefern reichliche Ernten. Ein Theil der Pflanzer beschäftigt sich auch wirklich zu seinem Vortheile, mit der Kultur des Bodens. Gewiß aber würden diese Vortheile noch bei weitem größer sein, wären die Hindernisse des Verkehrs und des Absatzes nicht so groß. Wenn Engländer oder Nordamerikaner ein Land kolonisiren, so geht die erste Sorge dahin für den Absatz zu sorgen, in der richtigen Voraussetzung, daß den Feldbauer nichts auf Erden mehr aufmuntere, als die Gewißheit eines bequemen und gewinnreichen Absatzes. Wo dieser ist, wird der Boden schnell gezwungen, die Fülle seiner Kräfte zur Erzeugung nutzbarer Pflanzen anzuwenden. Für die Produkte des Bodens tauscht der Pflanzer zuerst Ackerbaugeräthe, dann Bequemlichkeiten, zuletzt Gegenstände des Luxus ein. Er lernt einen Zustand der Behaglichkeit kennen, zu dessen Erhöhung er den Boden aufs Neue anstrengt. Der Engländer und Nordamerikaner kennt das Geheimniß, schnell wohlhabend zu werden, sehr gut, er wird daher nicht müde Straßen und Kanäle zu bauen und hat damit das sicherste Mittel ergriffen,

Wildnisse blühend zu machen. Der Spanier kennt dieses nicht; seine reichsten Kolonien sind in dieser Hinsicht verwahrlost, und zwischen den volkreichsten Städten des spanischen Amerika, ja zwischen den besuchtesten Küsten und dem Innenlande, gibt es kaum halsbrecherische Stege für Maulthiere. Die großen Besitzthümer, welche sich Einzelne zutheilen ließen, trennen die Pflanzer unter einander und erschweren den gegenseitigen Verkehr. Eine Reise aus einer Pflanzung in die andere, ist ein Wagstück, das große Vorbereitungen fordert. Der Spanier scheint nun einmal für das rege Leben der National- und Kolonialindustrie nicht organisirt zu sein, und wer im Mutterlande gereist ist, kann sich einen Begriff machen, wie es in dieser Hinsicht erst in den Kolonien aussieht. Die Pflanzer von Portorico gewinnen daher dem Boden soviel Lebensmittel ab, als ihr Hausbedarf fordert. Stapelwaaren im Großen werden nur an den Baien und Küsten gezogen, wo ihrer unmittelbaren Einschiffung kein Hinderniß im Wege steht. Im Innern hat die Viehzucht mehr überhand genommen; Hornvieh, Pferde, Maulesel und Maulthiere, so wie auch Schweine sind theils verwildert, theils in Herden, die nicht viel besser als verwildert sind, im Überflusse vorhanden. Die Viehwirthschaft wird auf dieselbe Art betrieben, wie wir sie in Südamerika finden werden. Es werden jährlich mehre tausend Stücke Hornvieh erlegt, das Fleisch gedörrt und als Tasajo ausgeführt. Auch die Häute werden roh ausgeführt. Die Pferde sind klein aber dauerhaft, die Maulthiere gut und sehr geschätzt; von beiden werden ganze Herden ausgeführt. Von dem, allen Nationen im Jahre 1824 freigegebenen Handel an, scheint diese Kolonie Aufschwung und Wichtigkeit zu gewinnen; so daß von der Zukunft vieles erwartet werden kann.

Das Klima Portorico's ist dem des übrigen Westindiens so ziemlich gleich, im Ganzen jedoch gesund und für den Europäer in so fern weniger gefährlich, als es ihm möglich ist, sich nach seiner Ankunft in höhere Gegenden zu retten und sich nach und nach zu akklimatisiren. Im Allgemeinen würde das tropische Klima dem Europäer bei weitem weniger gefährlich sein, verstünde er sich im Genusse der berauschenden Getränke und des Lebens zu mäßigen. Die Eingebornen auf Portorico sind gesund und erreichen vergleichungsweise mit den übrigen westindischen Inseln, ein hohes Alter. Die Regenzeit dauert hier vom August bis zum Januar. Die Höhe der Berge gibt den Dünsten Gelegenheit sich anzuhäufen, und diese werden in der nassen Jahrszeit in solcher Menge herbeigeführt, daß die Niederun-

gen häufig unter Wasser stehen. Das Thermometer erhebt sich um diese Zeit bei Tag auf 24 bis 26°, was verbunden mit der außerordentlichen Feuchtigkeit der Luft, diese schlapp macht und aller Elastizität beraubt. Dadurch wird der animalische Körper zur Auflösung geneigt, und das schreckliche gelbe Fieber ergreift den Fremdling um so leichter, je weniger er sich der Furcht erwehrt, oder der sinnlichen Genüsse enthalten kann. Der Tetanus ist nicht selten und ihm sind besonders neugeborne Kinder unterworfen. Kalte und Entzündungsfieber nebst Hautkrankheiten sind häufig. Die Nächte werden besonders in der Regenzeit manchmal kühl, das Thermometer sinkt alsdann wol auf 10° herab. Bei schönem Wetter steigt es aber um 2 Uhr Nachmittag auch auf 30°; dagegen hat die Insel den Vortheil, gegen die schrecklichen Orkane durch die kleinen Antillen mehr geschützt zu sein, so daß man diese verderblichen Stürme hier nicht kennt. Die tropischen Regen sind hier immer von starken Gewittern begleitet.

Die Bewohner anlangend, so bemerken wir hier sogleich die sehr lobenswerthe Eigenheit der spanischen Kolonien, daß die freie Bevölkerung die der Sklaven vielfach übersteigt. Auch hier finden wir nur $\frac{1}{9}$ der Volkszahl, die Sklavenfesseln tragen; zudem sind die Spanier nicht die härtesten Sklavenherren. Die Zusammensetzung der ganzen Bevölkerung besteht ungefähr aus folgenden Elementen: Weiße, zu denen auch die Creolen gezählt werden, 25 bis 30000; freie Farbige bei 170000. Unter den Farbigen muß man sowol die freigelassenen Neger, als die vielen verschiedenen Nüancen des gemischten Blutes verstehen. Doch ist die farbige Bevölkerung Westindiens, von der des Festlandes insofern verschieden, als hier nur an afrikanisches und europäisches Blut gedacht werden kann. Die Verschiedenheiten, welche aus der Beimischung des Indianerblutes entstehen, fallen hier gänzlich weg. Aus der Vermischung der weißen und schwarzen Farben, so wie der Schwarzen und Mulatten, entstehen dunklere Farben, wogegen die Vermischung der Weißen mit den Mulatten hellere Tinten erzeugt. Auch hier zeigt sich dasselbe Phänomen in der physischen Bildung des Menschen. Der Creole so wie der Farbige, unterscheidet sich sowol von den Europäern als Afrikanern durch einen hohen, schlanken Wuchs. Eine schöne Taille, Ebenmaß der Glieder, Zartheit der Formen und Mangel an Neigung zum Fettwerden. Dabei sind die Körperkräfte höher und dauerhafter, aber auch dem Geiste scheint eine höhere Lebendigkeit eigen zu sein. Besonders die Mulatten und

freien Farbigen sind von edler Gemüthsart, kühn, fleißig, unternehmend und für eine höhere Gesinnung sehr empfänglich. Die weißen Pflanzer dagegen sind träge, indolent und thun nur das, was nun einmal die Sklaven an ihrer Statt nicht thun können. Das Essen ließen sie sich allenfalls gefallen; daß sie aber das Verdauen keinem Sklaven übertragen können, ärgert sie genug. Früher oder später wird daher der kräftige und edle gemischte Menschenschlag, der jetzt schon durch seine Zahl, seinen Fleiß, und den steigenden Wohlstand alle andern übertrifft, Herr der Insel sein. Die Negersklaven sind Kinder Afrika's, und diesen physisch und moralisch ähnlich, bringen jedoch hier keine Gefahr, da ihre Anzahl zu geringe und auch diese geringe Zahl im Lande zu sehr zerstreut ist. Dieses ist ein Vortheil für Spanien, der ihm bei vernünftiger Regierung die vortheilhafte Kolonie noch Jahrhunderte hindurch erhalten kann. Die Sklaven theilen sich in Feldsklaven und Haussklaven. Die erstern sind gewöhnlich die stärkern erst eingeführten, die am wenigsten Fähigkeit für Civilisation zeigenden; die Haussklaven sind dagegen die talentvollsten, gewandtesten und erprobtesten, meistens im Hause selbst geboren und aufgewachsen. Sie leben mitunter in großer Vertraulichkeit mit ihren Herren, und die Jugend beiderlei Geschlechts erhält keine andere Erziehung, als die, welche ihnen die Haussklaven geben. Diese unterrichten sie in den Leibesübungen, schmeicheln ihnen und verderben ihre Sitten, was wie natürlich höchst nachtheilig wirkt.

Die Häuser der Pflanzer bestehen aus sehr einfachen Hütten, eingerammelte Pfeiler durch Querbalken verbunden, mit Baumrinden bekleidet, und mit Zuckerschilf oder Palmblättern bedeckt, machen das ganze Haus aus. Es ist gewöhnlich in drei Zimmer und vorne eine offene Veranda eingetheilt. Das erste Zimmer bewohnen Kinder und Sklaven, auch werden die Hausarbeiten darinnen vorgenommen. Das zweite enthält Möbel, Küchen- und andere Geräthe, das dritte ist die Schlafstätte der Familie. Die Fenster sind mit Fliegengarn statt des Glases versehen. Federbetten kennt man nicht. Ein Rahmen mit ausgespannter Leinwand dient zur Ruhestätte, über welches die Wohlhabenden eine Art Gazegewebe spannen, das sie Moustiquaire nennen, um die Insekten abzuhalten. Einige irdene Töpfe, Kokosnußschalen und Flaschenkürbisse machen das ganze Hausgeräthe aus. Das Feuer wird mitten im Zimmer angemacht. Schornsteine kennt man nicht. Der Pflanzer lebt sehr einfach von den Erzeugnissen seines Bodens, und wer die Haushaltung

oberungarischer Zigeuner gesehen hat, kann sich einen Begriff von der Wirthschaft eines Spaniers auf Portorico machen, der noch dazu vielleicht 2 Quadratm. des schönsten und reichsten Landes der Erde besitzt. In den Städten leben jedoch die Reichen, so gut sie können, europäisch. Die Wege sind im ganzen Lande schlecht. Man reist auf Maulthieren oder Pferden, führt Hängematten und Lebensmittel mit sich, schläft wohin man kommt, entweder in einer Pflanzerhütte oder im Walde, in welchem letztern Falle sich aus den Blättern der Heliconien und mancher anderer Riesengewächse in wenig Minuten eine wasserdichte Hütte verfertigen läßt.

Die Insel wird durch einen von Spanien aus ernannten Generalkapitän beherrscht. Civil- und Militärangelegenheiten, die Tribunale und alle Jurisdiktionen hängen von ihm ab. Die Insel ist in zwey Jurisdiktionen getheilt, die Gemeinden haben ihre Alcalden und alles geht so gut es kann, jedoch etwas sorgfältiger seitdem man wenig mehr zu verwalten hat. Römisch-katholisch ist alles, was auf der Insel wohnen will, die Neger ausgenommen, die man aus Afrika früher einführte, jetzt einschwärzt. Ein Bischof, 42 Weltpriester, ein halbhundert Mönche und $\frac{3}{4}$ hundert Nonnen machen den geistlichen Stand aus.

Hauptstadt der Insel ist S. Juan de Portorico. Sie ist im Norden auf einer kleinen Küsteninsel erbaut unter 18° 30′ nördl. Br., Sitz des Generalkapitäns der Audienzia, des Bischofs und der obersten Gerichtshöfe, außerordentlich stark befestigt und durch Mauern, Bastionen und mehre Forts gegen jeden Angriff von der Seeseite vertheidigt. Die Stadt ist sehr schön und regelmäßig gebaut, hat 12000 Einw., einen köstlichen Hafen, schöne Kirchen und 3 Klöster, aber auch nicht eine einzige Schule. Aguadilla liegt an einem schönen Hafen im nordwestlichen Theile der Insel und genießt den Ruf eines sehr gesunden Klima. Faxardo ist ein sehr schöner und reizend liegender Flecken an der Ostküste und der Mündung des Faxardoflusses, mit 3000 Einw. St. German wurde schon 1511 erbaut, mit 10000 Einw. und ist von herrlichen Pflanzungen umgeben. Die übrigen zahlreichen Flecken und Dörfer, deren Namen wir hier nicht anhäufen wollen, liegen alle an den Mündungen der zahlreichen Flüsse, die nach allen Seiten in das Meer strömen. Nähme sich Spanien ernstlich um diese Insel an, so könnte sie nicht nur eine wichtige Besitzung werden, sondern auch mehre Millionen, reiche und glückliche Bewohner ernähren.

Zu dem Gouvernement von Portorico gehört auch noch ein Theil der Jungferninseln, nemlich die kleine und große Passageinsel, zwischen Portorico und St. Thomas, die Serpentinsel, die Tropickeys und die Insel Picque oder Krabbeninsel; sie halten zusammen 7 Quadratm. und haben 10000 Einw. Die Inseln sind von gleicher Beschaffenheit mit den übrigen Jungferninseln, von denen sie einen Theil ausmachen. Auch rings um Portorico liegen noch mehre kleine Inseln und Klippen ohne Bedeutung.

B) Haiti.

Keine Insel Westindiens zieht mehr die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen auf sich, als diese sehr beträchtliche Republik. Die Schicksale, und wir können sagen, die Geschichte dieser Insel wetteifert an Wichtigkeit, mit der Naturmerkwürdigkeit der Insel selbst. Ich glaube daher, daß es meinen Lesern nicht unlieb sein wird, wenn wir etwas weniger flüchtig vorübereilen.

Haiti liegt zwischen 17° 54′ bis 20° nördl. Br. und 303° bis 309° 15′ östl. Länge mit 1385 Quadratm. Flächeninhalt, und ungefähr 1 Million Bewohner, lauter Schwarze.

Haiti, in Europa noch immer unter dem Namen San Domingo bekannt, wiewol es auch eine Zeitlang Hispaniola hieß, ist die große Insel im Mittelpunkte des columbischen Archipels gelegen, welche den Bergknoten der ganzen Kette bildet. Sie gleicht der Gestalt nach einem Beile, dessen Schneide gegen Norden, dessen langer Stiel, als eine lange schmale Halbinsel nach Jamaica hin, dem Westen zugekehrt ist. Die hohen Gebirge, zwar noch nie genau bestimmt, erheben sich in gewaltigen Massen 5000 bis 6000′ über das Meer. Eine Menge Seitenketten lehnen sich an den Hauptgebirgsstock und senden Auslaufer in alle Gegenden der Insel. Hier ist es auch, wo sich die Hypothese einer Zertrümmerung der Gebirgskette rechtfertigt. Denn betrachtet man die Gestalt der großen Antillen, so scheint es fast unzweifelhaft, daß es hier war, wo in die zwei Kanäle zwischen Cuba, Haiti und Portorico die Gewässer gewaltsam eindrangen, das Land bedeckten, die Niederungen ausfüllten, und so die großen Antillen unter einander, und von dem Kontinente an der Musquitoküste und Yukatan losssprengten. Der gewaltige Bergstock von Haiti hätte alsdann den Gewässern siegreichen Widerstand geleistet. Gegen Westen von Osten hinlaufend, werden die Gebirge im westlichen Theile der Insel grotesker und massenhafter, die Nord-

Süd- und Osttheile sind sanfter gewellt, bieten schöne Wölbungen und flache Thäler dar. Wo die Gebirge ihre Äste hinausstrecken, da haben sich weit in das Meer hinein verlängerte Vorgebirge gebildet, und diese sind wirklich unzählig. Im nördlichen Theile der Insel schickt die Sierra Prieta oder der Schwarzwald seine Äste hinaus. Das schroffe Gebirge von Cibao, reich an Metallen, nimmt die Mitte ein. Die Christusberge bedecken die Südseite; die letztere wird von dem Cibaogebirge durch eine sehr schöne Ebene, Vega real genannt, getrennt. Das westlichste Vorgebirge ist das Cap Dame Marie, Jamaica gegenüber, von dem es gewaltsam getrennt scheint. Es ist die äußerste Spitze der langen schmalen Halbinsel, die auf eine Breite von 2 Meilen, über 30 Meilen lang ist. Hafen und Baien öffnen sich nach allen Seiten des Meeres, und unter ihnen sind vortreffliche Ankerplätze. Doch ist die Einfahrt in dieselben nirgends ohne alle Gefahr, da die Brandung und die vielen Klippen geschickter Lootsen bedürfen. Ist die Einfahrt aber überwunden, so gewähren die Leogane- und die Samanabai allen Flotten der Erde einen sichern Ankerplatz. Die Antillen sind reich an Flüssen, und Haiti ist nicht zu kurz gekommen. Große Flüsse, die etwas mehr als Piroguen tragen, sind zwar nicht vorhanden, aber der Yuna, der Yaques, Ozama, Neibe, Isabella und Artibonite sind dennoch für die Bewässerung des Landes bedeutende Flüsse. In einigen derselben hausen Krokodille, die hier äußerst wild und gefräßig sind. Zur Regenzeit schwellen jedoch auch die kleinen Flüsse an, und nicht immer ist die Überschwemmung heilbringend. Der See Enriquille ist ein Salzsee von 13 Meilen Umfang, er soll von großen Landschildkröten bewohnt sein. Man gibt ihm auch Alligators, wo man aber entweder die Alligators oder das Salzwasser wegdenken muß, denn beide vertragen sich nicht mit einander. Da jedoch der See wirklich salzig ist, und mit dem Meerwasser durchaus die gleiche Beschaffenheit hat, so wollen wir lieber die Krokodille fahren lassen. Es ist sonderbar, wenn in den Nachrichten aus fernen Ländern unverträgliche Sachen durch einander gemischt werden! In der Mitte der Insel ist ein großer Morast, Cul-de-Sac genannt, er bildete vormals die Grenze zwischen dem französischen und spanischen Antheile der Insel.

Das Klima ist dasselbe wie überall unter den Tropen. In den Ebenen heiß, auf den Höhen kühl, in den Bergen kalt, bei der Nacht nemlich; beim Tag ist es überall heiß. An Regen fehlt es nicht, und das Land ist mehr naß als trocken. Die Nächte

sind immer feucht. In den Winternächten fällt das Thermometer selbst in den Ebenen auf 12° Réaumur. Im Sommer hat man täglich Nachmittag um 2 Uhr ein kurz dauerndes, aber schreckliches Gewitter mit einem fürchterlichen Regenguſſe; im Winter sind die Regen weniger stark. Schön sind die Nächte, lieblich der Morgen, die Sterne funkeln aus dem dunkelblauen Himmelsgewölbe mit einem uns unbekannten Glanze. Das Licht des Abendsterns ist dem unsers Vollmondes gleich und die Mondnächte sind von zauberischer Schönheit. Im südlichen Theile der Insel dauert die Regenzeit vom April bis November, im nördlichen vom August bis April. Die nasse Jahrszeit ist zugleich die Zeit des gelben Fiebers, von dem die Franzosen unter Le Clerc zu erzählen wüßten, lebten sie noch. Aber sie sind alle begraben und haben ihr Vaterland nimmer gesehen. Den Europäer rafft das Klima dahin, der selten oder nie Kraft genug hat, um den Lockungen tropischer Fülle zu widerstehen. Erdbeben suchen die Insel wol auch häufig heim, und die Orkane wüthen hier fürchterlich, besonders im nördlichen Theile. Erst im vergangenen Jahre hatte die Stadt Cayes vom 12. auf den 13. August einen schrecklichen Orkan zu bestehen; von 2500 Häus. blieben kaum 20 unbeschädigte zurück. Während der Wind die Häuser fortriß, stürzte das wüthende Meer über die Mauern hinein. In den am weitesten vom Ufer entfernten Magazinen und Gebäuden stand das Wasser 5 bis 6 Fuß hoch. Blitze durchzuckten die Luft; die Erde bebte, und alle Elemente hatten sich verschworen, die unglückliche Stadt zu vernichten. Als es tagte, legte sich der Sturm, aber die Vernichtung war entsetzlich. Die Bürger waren an den Bettelstab gebracht, über 1200 Menschen lagen unter den Trümmern erschlagen; die Paläste, die öffentlichen und Privatgebäude waren vernichtet; die Schiffe, welche sich auf der Rhede befanden, waren mit Gütern und Menschen untergegangen. Außer Cayes wurde auch Yacmel und Jeremin völlig zerstört. Die Gärten und Pflanzungen waren weggefegt, der Orkan war zu gleicher Zeit von Norden und Süden gekommen, und hatte in seiner Wuth alles zerstört, was er erreichte. Sonst ist aber das Land für die Eingebornen gesund, dabei äußerst schön und fruchtbar. Man muß daher auch die Unannehmlichkeiten mitnehmen, denn nichts ist ja vollkommen und einen Schabernack thut einem die Natur am Ende überall an. Diesen also in Abrechnung gebracht, bleibt Haiti immer noch die schönste, fruchtbarste und wohlgestaltetste der westindischen Inseln. Was ich von den Produkten des columbischen Archipela-

gus bisher gesagt habe, möge der geneigte Leser zusammenfassen, und in seiner Phantasie auf Haiti, so romantisch er nur immer kann, zusammengruppiren. Er darf nie aber, weder die prachtvollen Kegelberge, noch die hohen Granitdome, noch auch die grotesk über einander gethürmten Granitfelsen vergessen. Die Adern der Gebirge muß er mit edlen und nützlichen Metallen, was keineswegs einerlei ist, ausfüllen; und ja nicht vergessen, über das solide Gerippe, die tausend Toisen hohen Felsgebirge einen Pflanzenteppich zu breiten, der aus allem zusammengesetzt ist, was die Natur unter den Tropen zu erzeugen vermag. Versetzt nun der Leser in diesen köstlichen Park noch einen Thiergarten, unter denen jedoch außer Schlangen und Krokodillen keine reißenden sein dürfen, so hat er den Naturreichthum, den die Erde zu geben vermag, auf einem Flecke beisammen, einen Feengarten, lieblich und schön. Dafür aber, daß der geneigte Leser sich diese Mühe gibt, erlasse ich ihm die Aufzählung der mannigfaltigen Produkte aus den drei Reichen der Natur, mit deren Namen drei Seiten zu füllen nur bei mir gestanden hätte. Statt also wiederzukauen, was schon so oft gesagt ist, wollen wir uns zu dem wichtigsten Gegenstande dieser Insel, zu dem Menschen selbst wenden.

Die Insel wird von einer Million Menschen bewohnt, und zwar so recht energischen; die man vor einem halben Jahrhunderte noch kaum für etwas mehr als Affen, oder höchstens lastbare Thiere hielt, und siehe da, jetzt sind es wirklich Leutchen, mit denen sich ein Wort sprechen läßt. Alle zwar schwarz wie — die Engel werden sie sagen, denn sie sind im Stande und denken sich selbst den lieben Gott schwarz, wir sagen freilich anders. Die Haitier müssen indessen von der weißen Farbe keine so gute Meinung haben, denn sie gestatten ihr nicht einmal das Bürgerrecht. Man muß ihnen doch das Recht widerfahren lassen, daß sie sich auf Neger und Mulatten ziemlich gut benehmen, und bei weitem vernünftiger betragen, als die neuen Republiken, die sich von Spanien losgerissen haben. Die schreckliche Revolution hat zwar die reichen Zuckerpflanzungen zerstört, sie erholen sich indessen nach und nach wieder. Die vormaligen Sklaven, welche die Revolution machten, sind nun größtentheils ausgestorben; aber wer hätte in Negern das gesucht? sie haben Schulen gegründet und mit der größten Sorgfalt darüber gewacht, daß ihre Kinder eines vernünftigen Unterrichts theilhaftig werden. Man sieht hier die überraschende Erscheinung eines afrikanischen Volkes, welches in eine ferne Gegend ausgeschleppt, und in der er-

niedrigtesten Sklaverei gehalten, sich hier zu einem civilisirten, den Namen einer Nation verdienenden Staate heranbildet. Zwar bilden die eigentlichen Neger noch immer eine Art niedrigerer Stufe, über welcher die der Mulatten steht, und man kann nicht läugnen, daß auch hier wieder die Erscheinung hervortritt, die gemischte Klasse ist die lebenkräftigste und geistvollste. Es herrscht wol gesetzlich völlige Gleichheit auf der Insel, aber der Mulatte bildet durch seine geistigen Vorzüge gewissermaßen eine Art Adel. Auch ist in ihm das leichte französische Blut nicht zu verkennen.

Die Bevölkerung der ganzen Insel besteht daher aus einigen wenigen Weißen, aus Leuten jeder Schattirung zwischen Schwarz und Weiß, oder aus Mulatten; endlich aus Negern, welche bei weitem die Mehrzahl ausmachen. Wie schon gesagt, sind die Mulatten den Negern geistig überlegen, haben daher die meisten Ämter in ihren Händen, und nehmen gewöhnlich die ersten Stellen ein, aber auch die Neger sind zu jedem Amte berechtigt, und man sieht nicht selten Afrikaner ohne alle Erziehung die wichtigsten Ämter mit Ehren verwalten. Das ginge bei uns nicht, denn da müßten sie zuerst Jura studirt haben. Man beschuldigt jedoch die Haitier der Trägheit, und etwas mag auch daran sein. Übrigens tanzen sie gerne, sind ein fröhliches, lebendiges Volk. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, Handwerken, dem Handel und sogar mit der Schriftstellerei, und wirklich kann man daselbst recht artige französische Verse aus der Negerphantasie erhalten. Die Mulatten wohnen meistens in den Städten, die Sprache ist die französische, welche sogar in dem spanischen Antheile das Spanische verdrängt. Die Männer kleiden sich einfach: ein wollenes Wams, lange Westen, weiße Beinkleider. Die Frauen putzen sich dagegen gerne, und hier kann ein europäischer Ehemann Zufriedenheit lernen. Es ist gräulich, wenn man sieht, wie unsern lieben schönen weißen Frauen, ein ostindischer Shawl oder ein Cul de Paris vorgeworfen wird; da gehe man nach Haiti, hundert Shawls von Madras, ein halbes hundert Kleider, baumwollene Hemden und englische Unterröcke müssen die Garderobe einer haitischen Dame zieren, wenn das schwarze Stumpfnäschen ihre blitzenden Augen mit zufriedenem Lächeln auf den Herrn Gemal wenden soll. Was ist dagegen der Bettel, mit dem sich unsere sanften Weibchen begnügen! Zudem gehört es mit zu den Pflichten eines jeden Staatsbürgers auf Haiti, daß er lesen und schreiben könne. Man sieht daher, daß sich selbst das hier sehr zufriedene und wohlhabende Landvolk

nicht nur gut kleidet und nährt, sondern auch durch Lektüre bildet und ergötzt. Man wird auf Haiti kein Haus finden, wo die Romane St. Pierre's fehlten, und jeder Neger wird von Paul und Virginien die promteste Rechenschaft geben können. Es zeichnet den haitischen Schwarzen überhaupt ein großer Hang zu Phantasiegebilden aus, ein gewisser Grad romantischer Schwärmerei, die in unsern Augen, mit seinen afrikanischen Zügen und Farbe einen sonderbaren Kontrast bildet. Eben dieser Phantasiereichthum, diese allgemeine Neigung des Haitiers zu lieblichen Phantasiegebilden regt ihn an, nach Wohlstand zu trachten, wozu denn auch der fruchtbare Boden, die Sicherheit des Besitzthums und der reiche Lohn, welcher selbst dem mittelmäßigen Fleiße sicher ist, hinlängliche Mittel darbieten. Man sieht daher unter ihnen den Geschmack an den häuslichen Bequemlichkeiten der Civilisation außerordentlich zunehmen. Nach der Niederlage Le Clerc's war die Insel ein großer Schutthaufen, die Pflanzungen waren vernichtet, der Handel zerstört, die Furcht vor Frankreich noch immer groß. Innerer Zwist gab noch viel zu schaffen. Dieses alles hat sich geändert. Die Vorsehung gab ihnen in dem Präsidenten Boyer einen strengen, aber großen Ordner des Bürgerthums. Der auswärtige Handel fängt wieder an blühend zu werden. Durch die Weisheit der Regierung hebt sich der Kunstfleiß. Neger haben sich ohne Hülfe von kostspieligen Akademikern, zu Malern und Bildhauern ausgebildet, deren Werke die gerechte Bewunderung der Fremden erregen. Baumeister und Mechaniker arbeiten mit geistvoller Emsigkeit. Handwerker aller Art verfertigen Waaren, die denen aus Europa eingeführten, weder an Schönheit, noch viel weniger an Güte nachstehen. Einheimische Zeuge kleiden das Volk, und selbst der gemeinste Neger ist anständig und dem Klima gemäß gekleidet. Der vorerwähnte Hang, der Phantasie auch ein Votum in ihrem Gehirne einzuräumen, hat einen sehr wohlthätigen Einfluß auf ihre Sitten geäußert. Sie geben sich ernstliche Mühe, einen Platz unter civilisirtern Völkern zu verdienen. Ihr Umgang ist freundlich, fein und äußerst bedächtig und anständig. In den Seestädten gibt es zwar Gasthäuser, wo man sehr gut, wiewol theuer bedient wird, aber im Innern des Landes neigt sich wol der Hausvater, wie einst Abraham vor seiner Hütte, um den Fremden mit zärtlicher Bitte unter sein gastliches Dach zu laden. Die Straßen sind äußerst sicher, und man kann bei Tag und Nacht mit der größten Sicherheit reisen. Verbrechen sind äußerst selten. Gewiß die beste Apologie für ein Volk, von

dem selbst jetzt noch Schriftsteller zu behaupten wagen, daß es nur durch die Peitsche geleitet werden könne.

Auf der ganzen Erde wird man schwerlich ein Land finden, wo die Eltern durchweg mit so äußerster Sorgfalt darüber wachen, daß ihre Kinder sorgfältig erzogen und gehörig unterrichtet werden. Überall werden Schulen errichtet und für den öffentlichen Unterricht ist die Kasse des Haitiers stets offen. In allen Städten sind Elementarschulen, in den vier vorzüglichsten Städten sind höhere Nationalschulen, und während in Frankreich $\frac{2}{3}$ der Kirchspiele ohne Schulen sind, wird hier in jedem derselben ein Lehrer von der Regierung gut besoldet. In den höhern Schulen werden außer der französischen, die lateinische Sprache und die so nützlichen mathematischen Wissenschaften gelehrt, die Klassiker erklärt und in allem, was dem gebildeten Menschen zu wissen Noth thut, Unterricht ertheilt. Es ist auch bereits eine Universität vorhanden. Malerei, Musik, bildende Künste und Theater werden schwärmerisch und allgemein geliebt; mit einem Worte, es geht unter diesem Volke alles gut; und was dem Ganzen die Krone aufsetzt: religiöse Intoleranz ist durchaus unbekannt. Die Mehrzahl der Haitier bekennt sich zwar zur katholischen Kirche, aber ungekränkt darf jeder nach seiner Überzeugung seinen Gott oder seinen Fetisch verehren. So viel man daher auch über die Schwarzen spötteln mag, so dürfte es dennoch kaum ein halbes Jahrhundert brauchen, um den Negerstaat von Haiti unter den Staaten prangen zu sehen, welche ihr Gewicht mit in die Schale der Weltgeschichte legen. Schon erheben sich reiche und prachtvolle Städte, schon wird ihre Flagge auf allen Meeren geachtet. Die Bevölkerung nimmt reißend überhand, und die entsetzliche Überzahl der Sklaven auf den brittischen Antillen, dürfte das Reich des schwarzen Volkes früher als man vermuthete, stark, groß und wichtig machen.

Die Republik Haiti hat bereits eine Geschichte, welche einen nicht uninteressanten Platz in der Kulturgeschichte der Völker einnimmt. Es war am 5. December 1492, als Columbus die östlichste Spitze von Cuba doublirte. Plötzlich erblickte er im Südosten Land, welches sich, indem er sich ihm näherte, immer weiter und weiter ausdehnte. Die hohen Gebirge strebten in die reinen Lüfte empor; denn auch jetzt noch nennt man Haiti mit Recht das Paradies Westindiens, wo eine nie ruhende Natur das ganze Jahr hindurch thätig ist und zu keiner Jahrszeit ermangelt, das Land mit ihren köstlichsten Schönheiten zu schmü-

cken. Die Reinheit der Luft, das tiefe Blau des Himmels, die Schönheit des Landes, machten auf Columbus reines und offnes Gemüth einen unaussprechlichen Eindruck. Die Gebirge zeigten sich ihm hier höher und felsenartiger, als auf allen bisher entdeckten Inseln. Die Waldungen wogten aus üppigen Savanen an den Bergen empor, und als die Nacht kam, erleuchteten zahllose Feuer das große starkbevölkerte Land, und verbreiteten unter dem heitern Himmel magische Schatten über dasselbe. So zeigte sich den Entdeckern in der vollsten Pracht der tropischen Vegetation die schönste Insel der Erde, welche bestimmt war, drei Jahrhunderte lang mit Menschenblut gedüngt und der Schauplatz der wildesten Gräuel zu werden. Am 6. Dezember Abends warf Columbus in dem Hafen St. Nikolaus Anker, umfuhr am folgenden Tage einen Theil der Küsten, besuchte das Land in mannigfaltiger Richtung, überzeugte sich von der Kostbarkeit der gemachten Entdeckung, und pflanzte am 12. Dezember im Hafen Conception das erste Kreuz als Zeichen der Besitznahme auf Hispaniola auf. Die Eingebornen empfingen die Fremdlinge mit religiöser Verehrung. Sie gaben Gold, Lebensmittel und was das Land vermochte, und man muß es Columbus nachrühmen, daß er die Eingebornen liebreich und menschenfreundlich behandelte. Die Insel war dazumal sehr gut bevölkert; wo auch Columbus landete, fand er überall volkreiche Flecken, und die Insel selbst in Gebiete getheilt, die von eigenen Caziken beherrscht wurden. Im Innern der Gebirge aber, wurde ihm gesagt, herrschten caraibische Häuptlinge von einem Volke, dessen die Antilleninsulaner stets mit dem Ausdrucke des Entsetzens gedachten. Diese erobernde, starke und schöne Völkerschaft hatte sich eben dazumal angefangen über den columbischen Archipel auszubreiten. Als ein kriegerisches Volk wurden sie leicht mächtig über die sanften, weichlichen und friedliebenden Kinder dieser schönen Eilande. Sie führten sie häufig als Sklaven mit sich fort, oder schlugen als Herrschende ihre Wohnsitze unter ihnen auf. Ein solcher caraibischer Häuptling, Caurabo genannt, herrschte daher auch im Innern der Gebirge von Hispaniola oder Haiti. Er war es, der nach der Abreise des Columbus das Fort Nadividad zerstörte, die Spanier erschlug, die ihnen befreundeten Stämme der Eingebornen vertrieb, später aber selbst durch List gefangen, sein Leben auf dem Admiralschiffe der zweiten Expedition des Columbus als Gefangener endete.

Die erste Kolonie wurde 1493 von Columbus selbst ge-

gründet, und eine Zeitlang von diesem großen Manne regiert. Hier erfuhr er den entsetzlichen Undank und die unwürdige Behandlung des spanischen Hofes, dem er eine halbe Welt geschenkt hatte. Hier war es, wo er in Ketten gelegt, und nach Spanien als Gefangener abgeführt wurde. Hier war es endlich, wo der große Weltentdecker, nachdem er am 20. Mai 1506 in Spanien seiner schönguten Königin nachgestorben war, in der Hauptkapelle der Kathedrale von San Domingo beerdigt wurde. Aber seltsam! als sollte er auch im Tode noch vertrieben werden, wurden seine Gebeine, nachdem Haiti an Frankreich abgetreten war, abermal ausgegraben und nach Havannah in Cuba überbracht, wo sie noch ruhen. Hispaniola seines begeisterten Beschützers beraubt, wurde bald von spanischen Abenteurern überschwemmt. In kurzer Zeit wurde eine unglückliche Bevölkerung vernichtet, welche an Zahl der jetzigen so ziemlich gleich kam. Es ist ein tröstliches Gefühl, daß die spanischen Pflanzer sich mit den eingebornen Weibern meist vermälten, und daß unter den jetzigen Bewohnern ein guter Theil von Abkömmlingen jener Verbindungen sich befindet, durch deren Glück die Schatten der Vorfahren gewissermaßen versöhnt sind. Der Goldreichthum des Landes entsprach den Erwartungen der Spanier keineswegs. Diese herrliche Besitzung theilt daher das Schicksal des übrigen Westindiens, es wurde von Spanien verkannt und vernachläßigt, und zwar in einem solchen Grade, daß sich jene unter dem Namen Flibustier und Bucanier berüchtigten Seeräuber, ungestört auf San Domingo niederlassen und ihr Wesen treiben konnten.

Eben so wenig fiel es Spanien ein sich zu widersetzen, als 1630 französische Pflanzer daselbst sich niederließen und aus den Treibhäusern von Paris, die ersten Kaffeebäume, so wie von den Canarien das erste Zuckerrohr hieher verpflanzten. Ja 1693 trat Spanien den ganzen westlichen Theil der Insel förmlich an Frankreich ab, worauf dann der Name San Domingo den von Hispaniola verdrängte. Der französische Antheil bedeckte sich bald mit Pflanzern und Pflanzungen. Die Zahl der erstern belief sich im Jahre 1789 auf 131000 freie Weiße und Farbige und auf 300000 Negersklaven, die auf 11500 Pflanzungen an Zucker, Kaffee, Indigo und Tabak, so wie Baumwolle, Cacao und Rum, für 500 Millionen Franken Realwerth erzeugten. Indessen befanden sich unter der Bevölkerung von San Domingo nur 40000 Weiße. Diese schlossen aber nicht nur den Sklaven, sondern auch die Mulatten und freige-

lassenen Neger, von allen Menschenrechten aus. Die Lage der Sklaven war in der damaligen Zeit noch bei weitem schrecklicher als heutzutage, wo die furchtbare Lehre auf Hispaniola einigermaßen die in der That schwarzen Gesetzbücher, in etwas gemildert hat. Man hatte lange vorher Frankreich prophezeit: daß bei der unsinnigen Vermehrung der schwarzen Bevölkerung im Verhältniß zu der weißen, diese früher oder später ein Opfer der ersten werden würde. Es ist aber das unglückliche Schicksal des Unrechts, seine Macht stets zu überschätzen; man glaubte daher über 300000, nach andern Berechnungen sogar 400000 nackte Afrikaner, mittelst kanonischer Argumente immer Herr zu bleiben. Nur zu bald wurde diese Täuschung vernichtet, als zur Beschleunigung, die schreckliche Katastrophe, die französische Revolution ausbrach. Ein Dekret des Konvents zu Paris vom Jahre 1792 gestand den Mulatten das Recht zu, Theil an den Kolonialversammlungen zu nehmen, und bürgerliche Rechte auszuüben. Sonderbare Verblendung, welche in der Weltgeschichte leider nur zu oft wiederkehrt, ließ dieses Recht am 21. September desselben Jahres, durch denselben Konvent widerrufen. Jetzt fiel der große Schlag; die bewaffneten Mulatten verbündeten sich mit den Negern, sprachen in einer Proklamation die allgemeinen Menschenrechte aus, bemächtigten sich am 13. Juni 1793 der Hauptstadt Cap Français, jetzt Cap Henri genannt, steckten die Pflanzungen in Brand, mordeten, plünderten und schändeten die Weißen, welche sich nun gegen Frankreich erklärten und mit den Engländern verbündeten. Den vereinten Kräften der Pflanzer und Engländer gelang es einige feste Plätze zu erobern. Der Konvent in Paris von der Verwirrung in Kenntniß gesetzt, griff zum andern Extreme, und proklamirte am 4. Februar 1794 die Freiheit der sämtlichen Neger. Diese vereinigten sich nun zur festen Masse, verjagten die Engländer und vertrieben die Franzosen. Es entrannen jedoch nur wenige dem schrecklichsten Blutbade, und der Krieg nahm erst eine etwas mildere Wendung, als der großherzige Neger Toussaint Louverture sich an die Spitze stellte, und die Regierung der Insel übernahm. Dieser kraftvolle Geist gab am 3. Mai 1801 der Insel eine Konstitution, schaffte die Sklaverei auf ewige Zeiten ab, sprach die Trennung von Frankreich aus, und stellte den Namen Haiti wieder her. Beiläufig gesagt erinnert dieser Urname gar sehr an die Südsee.

Als im Jahre 1803 der Friede von Amiens den französischen Schiffen wieder erlaubte, sich auf dem Meere zu zeigen,

wurde vom ersten Konsul unter der Anführung Le Clerc's, eine Armee von 30000 Mann nach Haiti abgesandt, um diese Besitzung wieder zu erobern. Der wackere Toussaint Louverture wurde gefangen, nach Frankreich abgeführt, wo er im Kerker umkam. Indessen richtete die Expedition gerade so viel aus, als jede Expedition von Europa aus zur Wiedereroberung tropischer Kolonien ausrichten wird. Die gelben Fieber und das Schwert der Neger, vernichteten das schöne Corps nebst seinem Anführer und ein unbedeutender Rest ergab sich 1805 unter Rochambeau an die Engländer, um dem Schwerte der Neger zu entgehen. Auch die beste Armee, sobald sie nicht akklimatisirt ist, unterliegt dem Klima um so leichter, als Militärlager überhaupt die Paradiese ansteckender Miasmen sind. Haiti war nun frei, was aber immer geschieht nach gewaltsamen und plötzlichen Befreiungen: innere Zwietracht trat an die Stelle des äußern Kampfes. Der wilde Dessalines trat an die Stelle Louverture's und ließ sich am 8. Oktober 1804 unter dem Namen Jakob des Ersten zum Kaiser ausrufen, wüthete aber mit solcher Unbesonnenheit und Tyrannei, daß er schon 1806 am 16. Oktob. in einem Volkstumulte ermordet wurde. Jetzt zerfiel der Staat, es bildeten sich zwei Reiche, die sich in der ganzen Zeit ihres Nebeneinanderbestehens ununterbrochen anfeindeten. Das Eine war ein monarchisches Negerreich das andere eine Mulattenrepublik. Die Neger erwählten den General Heinrich Christoph zu ihrem Präsidenten und dieser nahm im Jahr 1811 den Titel eines Königs an, und herrschte nicht ohne Talent, aber mit wahrhaft komisch-phantastischer Ziererei zu Cap Français, später Cap Henri. Er zog Gelehrte und Künstler aus Europa an seinen Hof, schuf sich einen prächtigen Hofstaat, in welchem die Marquise Chocolate, Limonade, Marmelade u. s. w. nebst einem Schwarm von Kammerherren und Höflingen prangten. Man sah hier einen afrikanischen Negerfürsten in europäischer Einfassung und diese Kontraste bildeten ein Gemisch, das man wirklich ein Lustspiel im Großen nennen konnte, welches jedoch im Jahre 1820 am 8. Oktob. sehr tragisch endete. Es ist eine alte Erfahrung, daß der Herr gewordene Sklave, der härteste Herrscher ist. Diese Erfahrung bestätigte sich auch bei dem Negerkönig Heinrich. Es brach daher eine Militärverschwörung aus und seine schwarze Majestät schossen sich eine Kugel durch den Kopf.

Zu Port au Prince hatte sich während dem eine Mulattenrepublik gebildet, welcher Pethion als lebenslänglicher

Präsident mit großer Energie und Einsicht vorstand. Er war es, der den weisen Grundsatz einer tüchtigen Volksbildung seiner Regierung zu Grunde legte, und die Republik bei seinem am 27. May 1818 erfolgten Tode, auf einer Stufe der Blüte und Macht zurückließ, die seinen Namen in der Geschichte Haiti's ehrenvoll verewigen wird. Ein Glück war es für diese Republik, daß ihr die Vorsehung einen wahrhaft großen Mann schenkte, nemlich den Präsidenten Boyer. Seiner Weisheit gelang es, nach König Heinrichs Tode den nördlichen Negerstaat der südlichen Republik anzuschließen und so das frühere französische Domingo zu einem politischen Ganzen zu verbinden. 1820 erklärte sich auch der spanische Antheil Haiti's nach dem Beispiele der übrigen Kolonien, für unabhängig. Der umsichtige Boyer erkannte den glücklichen Moment, eine Erneuerung der Gräuelszenen der 90iger Jahre zu verhüten und ergriff ihn mit der Festigkeit und Raschheit, die den großen Regenten charakterisirt. Rasch drang er gegen die Stadt S. Domingo vor und hielt am 22. Febr. 1822, als anerkannter Präsident von ganz Haiti, seinen Einzug.

Seitdem ist die ganze Insel zu einer repräsentativen Republik vereinigt. Zwar dachte Frankreich nach dem Frieden von 1814 einen Moment lang an die Wiedereroberung. Aber eingedenk des Schicksals, welches Le Clerc's Expedition hatte, folgte es lieber am 17. April 1825 dem Beispiele Englands und des Papstes und erkannte die Unabhängigkeit Haiti's feierlich an. Haiti verpflichtete sich 150,000000 Franken als Entschädigung der ehemaligen Pflanzer zu bezahlen. Es scheint ihm aber nicht recht Ernst damit zu sein. Übrigens ist Haiti für immer frei, im Innern ruhig, nach Außen geachtet, und sollte die Republik das Glück haben, von der Vorsehung immer solche Präsidenten wie Pethion und Boyer zu erhalten, so dürfte der schwarze Menschenstamm gar bald zeigen, daß er eben so glücklich wie der Weiße organisirt und aller geistigen Vorzüge des letztern fähig sei.

Die Konstitution Haiti's ist vom 2. Juni 1816 datirt, und enthält 242 Artikel. Die Sklaverei ist durchaus und für immer abgeschafft. Jeder Sklave, der Haiti's Boden betritt, ist frei und wird nicht ausgeliefert. Alle Staatsbürger sind vor dem Gesetze gleich. Sie dürfen alles thun, was die Rechte keines Dritten kränkt. Person und Eigenthum sind heilig und unverletzlich. Die Souverainetät liegt im Volke und nie kann sich dieselbe ein Individuum zueignen, eben so wenig eine Kaste

oder Körperschaft. Die Obrigkeiten werden alle gewählt. Die Gewalten sind getheilt, Verantwortlichkeit lastet auf jedem Amte. Jeder Bürger ist zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. Keine Haussuchung, keine Censur darf stattfinden. Die katholische Kirche ist Staatskirche, aber jede andere Gottesverehrung ist erlaubt. Die Geistlichkeit darf keine Korporation bilden, kein Weißer darf als Herr oder Gutsbesitzer die Insel betreten. Alle Afrikaner, Indianer und Farbigen sind nach dem Aufenthalt eines Jahres Staatsbürger. Das Bürgerrecht wird verloren, durch Verurtheilung zu entehrenden Strafen. Die gesetzgebende Gewalt gehört den Kammern der Repräsentanten und dem Senate an. Die Repräsentantenkammer bestimmt die öffentlichen Abgaben, bildet das Heer, ordnet die Verwaltung, hält ihre Sitzungen öffentlich. Die Mitglieder müssen 25 Jahre alt, und Grundeigenthümer sein, werden auf 5 Jahre gewählt und sind während dieser Zeit unverletzlich, außer wenn sie auf einem Verbrechen ertappt werden. Die vollziehende Gewalt übt ein lebenslänglicher Präsident, der selbst verantwortlich, mit verantwortlichen Staatssekretären umgeben ist. Er befehligt die Land- und Seemacht, erklärt Krieg, schließt Frieden, kann in Verschwörungsfällen Verhaftbefehle ergehen lassen, muß aber jede verhaftete Person innerhalb 48 Stunden dem kompetenten Gerichtshofe übergeben. Der Präsident wird vom Senate ernannt. Dieser besteht aus 24 Mitgliedern, die auf 9 Jahre gewählt sind und 30 Jahre alt sein müssen. Der Präsident muß 35 Jahre alt sein. Jeder Bürger von Haiti kann jedes Amt, auch das des Präsidenten verwalten. Die Justiz wird durch einen Großrichter, durch Friedensrichter, bürgerliche und Strafgerichte, einen Kassations- und einen höchsten Gerichtshof verwaltet. Die Sitzungen aller Gerichtshöfe sind öffentlich.

Die bewaffnete Macht ist gehorsam, berathschlagt nie, darf aber auch niemals gegen einen berathschlagenden Körper, unter was immer für einem Vorwande marschiren. Sie bestand vor dem Traktate mit Frankreich aus 45000 Mann regulärer Truppen und 120000 Mann Milizen, jetzt ist die reguläre Macht gesetzlich auf 12000 vermindert, aber jeder Haitier gehört vom 15. bis zum 60. Jahre der Nationalgarde an, welche ihre Offiziere und Unteroffiziere selbst wählt, vierteljährig gemustert wird, und ihre Stabsoffiziere von der Regierung erhält.

Die Polizei ist in der That vortrefflich, die Sanitätspolizei

nachahmungswerth, die Einimpfung der Kuhpocken gehört zu den gesetzlichen Pflichten des Staatsbürgers. Die Verwaltung Boyers ist außerordentlich nett, sparsam und vernünftig.

Das Staatseinkommen beträgt von Zöllen und Abgaben, so wie dem Gewinne vom Bergbau, welchen eine englische Gesellschaft betreibt, 40,000000 Franken. Diese werden für die Militärmacht, die Administration, die öffentliche Sicherheit, den Nationalunterricht und die Staatsbauten verwendet, und Boyer weiß noch genug zu erübrigen, um für schwarze Einwanderer aus Nordamerika, deren jährlich ein paar Tausende ankommen, die Reisekosten zu bezahlen.

Seit 1826 ist eine Nationalbank errichtet, mit einem Kapitale von 15 Millionen Franken; sie darf nur diskontiren, aber nicht handeln. Boyer thut alles, um den Staat zu heben; aber die Krone der haitischen Verfassung bleibt das Gesetz, welches jeden andern als einen Vertheidigungskrieg verbietet, und die Vergrößerung der Republik auf das entschiedenste untersagt. Immer bleibt dieses ein merkwürdiger Staat, und seine Entwicklung verdient die gespannteste Aufmerksamkeit dessen, dem die Erforschung des Völkerlebens Freude macht.

Gegenwärtig ist Menschenkraft das beste Kapital des Staats; ein Taglöhner kann sich in den Häfen täglich einen Dollar verdienen. Die Lebensmittel sind wohlfeil. Eine englische Gesellschaft hat die Bergwerke von Cibao wieder eröffnet. Der Anbau des Bodens wird sorgfältig betrieben. Manufakturen und Fabriken werden aufgemuntert. Durch die Bezahlung der Schuld an Frankreich ist das Land verarmt, der Handel wird es wieder heben. Haiti führt aus: an 8000 Ctn. Zucker, eben so viel Baumwolle, bei 400000 Ctn. Kaffee, dagegen führt es viel Getreide und europäische Industriewaaren ein. Die Häfen sind allen Nationen offen. Die Zölle sind sehr mäßig. Ein fremder Anblick ist die Flagge Haiti's in den englischen, französischen und deutschen Häfen.

Die Republik Haiti, welche man in vieler Hinsicht nicht unpassend das schwarze Frankreich nennen könnte, wird in 6 Departemente getheilt, nemlich das westliche, südliche, artibonitische, nördliche, nordöstliche und südöstliche Departement. Es ist dieses die alte Eintheilung, welche schon unter der Kolonialregierung stattfand, und so viel uns bekannt ist, noch keine Veränderung erlitten hat.

Das westliche Departement begreift den mittlern Theil der westlichen Insel vom Cap Lamentin bis zur Gonaives-

bai und dringt in das Innere der Insel, bis zur Quelle des Artibonito und zur südlichen Mündung des Nisao. — Port au Prince unter 18° 31′ 30″ nördl. Br. und 305° 21′ östl. Länge ist die Hauptstadt sowol des Departements als der ganzen haitischen Republik. Um die herrschende Idee der Zeit zu bezeichnen, wird sie auch wol Republikshafen *(Port Republicain)* genannt. Sie liegt in einer niedern sumpfigen Savane im südwestlichen Ende der Bai. Hügel umgeben sie an der Westseite. Sie wurde 1770 durch ein Erdbeben furchtbar zerstört. Etwa 5000 Häuser, von denen aber die meisten aus Holz erbaut sind und zwei Stockwerke haben, bilden die Stadt mit 30000 Einw. Hölzerne Häuser sind zwar dem Feuer sehr ausgesetzt, aber weniger der Gefahr von Erdbeben. Der Palast des Präsidenten auf dem Exercirplatze ist ein ausgezeichnetes Gebäude. Übrigens verschönert sich die Stadt täglich. Sie ist zwar nicht gepflastert, hat aber schöne gerade, sich rechtwinklich durchschneidende Straßen. Ein Lyceum, eine Buchdruckerei, mehre Elementarschulen, eine Lancaster'sche Schule und ein paar überraschend gut ausgestattete Buchhandlungen geben der Stadt ganz das Ansehen eines europäischen Handelsplatzes. Die vielen Schiffe verschiedener Nationen, welche täglich im Hafen aus- und einlaufen, der feine Ton der Gesellschaft vermehren diese Täuschung; wogegen jedoch die ceremoniösen Gestalten der buntgekleideten Negerinnen und Mulattinnen, die Farben der Einwohner, die Neigung zum Phantastischen uns wieder lebhaft nach Afrika versetzen. Es ist hier alles im Werden, aber es scheint, als wollte es etwas Originelles, etwas Tüchtiges werden. Cul-de-Sac ist ein Dorf und Kirchspiel am Ufer eines Flusses, in dessen Nähe die schöne und berühmte Ebene Cul-de-Sac sich befindet. Sie ist 6 bis 7 Meilen lang und 2 M. breit, von Bergen nach 3 Seiten eingefaßt und nur gegen die Küste hin offen. Die Fläche ist so vollkommen, daß sie durch Wasser geebnet scheint, wie denn auch wirklich die umliegenden Berge aus manchen Spuren vermuthen lassen, daß man das Bette eines bedeutenden Landsees vor sich habe. Hier befanden sich vor der Revolution an 150 Zuckerplantagen, deren schrecklicher Brand den Bewohnern der Hauptstadt, das Strafgericht der Neger verkündete. Eine brennende Zuckerplantage ist ein schreckliches Schauspiel! Jetzt ist diese Ebene wieder schön bebaut, aufs Neue bietet das süße Schilf erquickenden Saft, der nicht mehr von Sklavenblut verunreinigt ist. Die schönen Kaffeepflanzungen auf den jenseitigen Bergen schauen durch viele tausend

Blütenaugen in das sanfte Grün des tahitischen Rohrs und überzeugen die Menschen, daß sie auch unter der Pflege freier Hände wol noch lieblicher gedeihen.

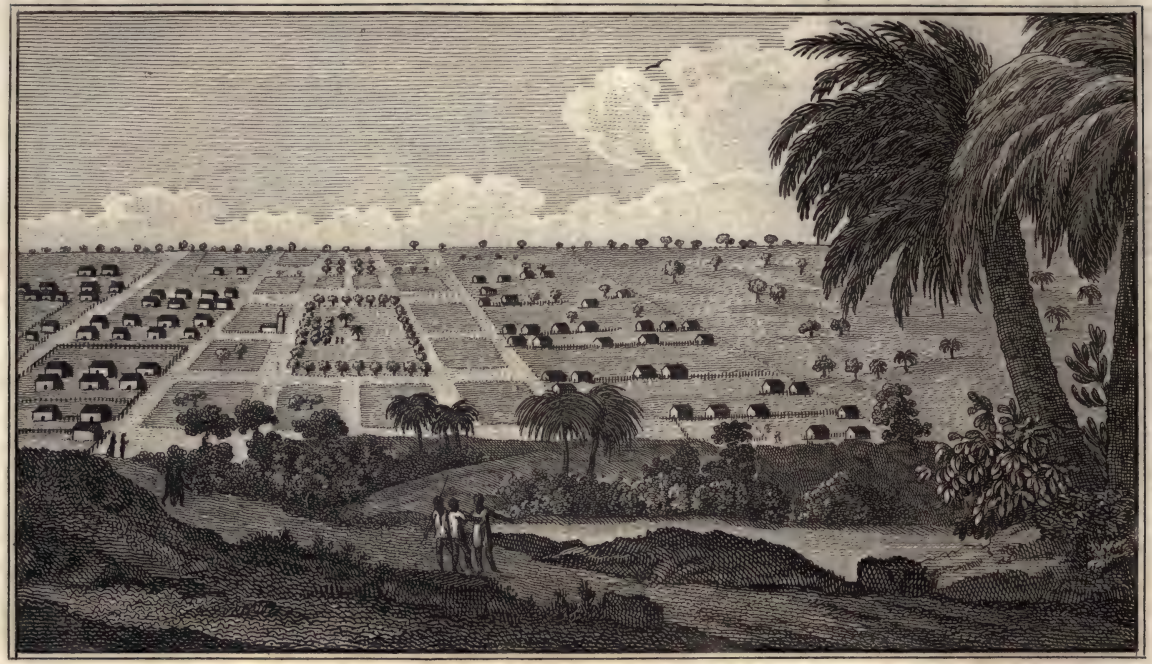
Im Departement Artibonito, welches nach Maltebrun durch Theilung des Westdepartements entstanden ist, befindet sich die schöne Stadt St. Mark, an einer Bai, die durch die Cap St. Mark im Norden und Morne au Diable im Süden gebildet wird. Sie liegt unter 19° 4′ nördl. Br. und 304° 55′ östl. Länge. Eine schöne Stadt, deren Häuser sämtlich aus Quadern erbaut sind. Vorne das Meer, im Hintergrunde ein Amphitheater lieblicher Hügel, von denen zwei Bäche mit frischem kalten Wasser die gesunde Stadt erfrischen. Gonaives liegt unter 19° 27′ Br. und 304° 58′ Länge an einem sehr guten und sichern Hafen. Die Gegend ist trocken, sandig, heiß, aber gesund, erzeugt viele Baumwolle, und hat in der Nähe treffliche Mineralbäder. Azua, 1504 von Velasquez erbaut, liegt in einer fruchtbaren Gegend an einem guten Hafen. Von ihm gelangt man in das schöne fruchtbare Thal St. Juan, welches die Flüsse Naiba und Artibonito bewässern. Sie führen einwärts nach St. Thome, einem Flecken, unmittelbar am Fuße der metallreichen Cibaogebirge.

Das Süddepartement hat zur Hauptstadt Les Cayes; es umfaßt die ganze südwestliche Halbinsel vom Cap Tiburon bis zum Cap Lamentin. Man zählt in Cayes 6- bis 700 Häus. mit 15000 Einw. unter 18° 12′ nördl. Br. und 303° 52′ östl. Länge. Sie ist wohlgebaut, hat reinliche, schnurgerade Straßen, nur Schade, daß sie in einer sumpfigen ungesunden Gegend liegt, und keinen bessern Hafen, sondern nur eine schlechte Rhede hat. Könnte die Fülle der Naturgaben für ein kränkliches verkürztes Leben entschädigen, so würde die außerordentlich fruchtbare Umgegend, der Stadt diese Vortheile gewähren. Es ist unmöglich, daß es einen fruchtbareren Flecken auf Erden gibt. Zucker, Indigo und Kaffeepflanzungen bedecken die Umgegend und würden an und für sich einen schönen Anblick gewähren, wenn auch die Mannigfaltigkeit der Nahrungspflanzen, die Umrisse der schönen Gebirge, die sich in der Ferne gruppiren, und die zauberische Beleuchtung des Äquinoktialhimmels, nicht Größe und Lieblichkeit in das Bild brächten. Der Flecken Aquin oder Yaquin ist ein Kirchspiel 3 Stunden vom Meere, das hier eine schöne Bai bildet, welcher die Insel La Caye d'Aquin vorliegt. An der Miraguarebai unter 18° 27′ nördl. Br. liegt ebenfalls eine schöne Stadt

in einer fruchtbaren Gegend. Cavaillon ist ein schöner Flecken und Kirchspiel, westlich von Cayes zwischen sanften fruchtbaren Hügeln an einer tiefen Bucht und eine Meile von der Mündung des gleichnamigen Flusses, auf welchem zur Regenzeit die Schiffe bis an die Stadt kommen können. Tiburon unter 18° 20′ nördl. Br. und 303° 10′ östl. Länge liegt in einer der fruchtbarsten Gegenden der Insel, ebenfalls an einer fruchtbaren Bai. Das Innere der Insel wird erst jetzt nach und nach kolonisirt, indem die Regierung den farbigen Einwanderern im Innern des Landes Grundstücke anweist und darauf sieht, daß sie kultivirt werden. Die europäischen Pflanzer siedeln sich in fremden Weltgegenden nur in den fruchtbaren Küstenstrichen an, um für ihre Erzeugnisse eine gesicherte Ausfuhr zu haben. Daher cerniren sie die Kolonialländer mit Küstenstädten, während das Innere eine Wildniß bleibt. Indessen wird mit dem Anbau des Innern, die Wichtigkeit der Küstenstädte und ihr Wohlstand zunehmen und dieses um so schneller, je mehr sich die Regierung angelegen sein läßt, die Ansiedler im Innern zu vermehren. In einem einzigen Jahre wurden 6000 Einwanderer auf diese Weise im Innern untergebracht, und ihnen Ländereien in den besten Gegenden des Landes zugetheilt. Eine blühende Stadt war früher auch Croyane. Sie fängt sich aber erst wieder zu erheben an aus den Trümmern, in welche sie der wüthende Dessalines verwandelt hatte.

Das Norddepartement begreift die nördliche Küste der Westhälfte der Insel von Cap St. Nicolas bis zum Isabellencap, und erwartet seine Begrenzung nach dem Innern erst von der Zukunft. Hier liegt 19° 46′ 30″ nördl. Br. und 305° 21′ östl. L. am Fuße des hohen Le Morne du Cap die vormalige Hauptstadt des französischen San Domingo, einst Cap Français, dann Cap Henry, jetzt aber Cap Haiti. Merkwürdig wird diese Stadt sowol in der Geschichte Haiti's, als in der Geschichte menschlichen Wahnsinnes bleiben. Hier war es, wo die schreckliche Revolution am furchtbarsten raste. Die Stadt war mächtig, reich, üppig, die Bewohner weichlich, verzärtelt, von Sklavenhänden bedient und in Wohlleben gebadet. Plötzlich brechen die Sklaven, welche Abends vorher noch in der demüthigsten Stellung den Staub von den Füßen ihrer Gebieter leckten, über diese los; morden, quälen, schänden, sengen und brennen mit viehischer Wuth eines Sklaven, der seine Fesseln gebrochen hat, und in Kurzem war die üppige Stadt in eine schaudervolle Mördergrube ver-

wandelt. Es gereicht der menschlichen Natur zur Ehre, daß sich ihre bessern Regungen auch in diesen Stunden des Gräuels nicht verläugneten; und je tiefer die racherfüllten Seelen sanken, desto glänzender die Tugenden der Einzelnen sich emporhoben. So hatten manche Sklaven, die von ihren Herren mit Gelindigkeit behandelt waren, die Rettung dieser mit Gefahr ihres eigenen Lebens veranstaltet. Eine junge Negerin sprang mitten in die Flammen, um ihre kranke Gebieterin, die sie menschlich behandelt hatte, zu retten. Ein Neger aus Congo hatte die Familie seines Gebieters früher aus der Stadt gelockt. Der Herr in der entfernten Pflanzung sieht den fernen Rauch seiner Heimat, eilt ängstlich zum Schutze der Seinen herbei, als ihn ein Neger ergriff, das Knie auf seine Brust setzte und im Begriff war, ihm den Dolch in das Herz zu bohren. Der getreue Sklave war herbeigeeilt, um ähnlichem Unheile vorzubeugen. Er fing den Stoß mit seinem nackten Arme auf, entwaffnete den Wüthenden und rettete auch seinen Herrn. Eine Menge solcher Züge offenbarten sich mitten unter den Gräueln wahnsinniger Wilden. Sie dürfen nicht vergessen werden, am allerwenigsten da, wo schauderhafte Erinnerungen den Menschen vor seinem eigenen Bilde erröthen lassen. Besondere Erwähnung verdienen auch noch die Negerammen welche häufig die Kinder ihrer Gebieter retteten und die Verwaisten mit einer Art ehrerbietiger Sorgfalt auferzogen. Wahrlich in der Brust des Menschen mischen sich seltsame Gefühle und Höhe und Abgrund grenzen nahe an einander! Die schöne Stadt hat sich aus den Trümmern schöner wieder emporgehoben. Mehr als 1000 solid gebaute Häuser mit 12000 Einw. sind in schöne und gerade Straßen gereiht. Eine Universität, eine Akademie der schönen Künste, ein Theater, prachtvolle Paläste, die erzbischöfliche Residenz und die schöne Kathedrale von Notredame, sind keine zu verachtenden Erinnerungen an den phantastischen, vom Sklaven zum Könige gewordenen Heinrich. Es muß eine große, gute Natur in diesem Menschen gewesen sein, denn er wollte sein Volk groß machen, und ärgerte sich nur, daß ihm der Zauberstab dazu fehlte. Die Denkmale, welche er dem Volke hinterlassen hat, sind redende Zeugen, daß der Szepter nicht in den schlechtesten Händen war. Ein großer Vortheil der Stadt ist der gute geräumige Hafen, die fruchtbare Umgegend, die reinigenden Winde, welche freien Durchgang haben und die Abwesenheit des gelben Fiebers. Cap Haiti ist die gesündeste Stadt Westindiens, und wird es so lange bleiben, als die musterhaften



Bombarde auf Haiti.

Reinlichkeitsgesetze König Heinrichs, so pünktlich wie bisher befolgt werden. Die Stadt ist von herrlichen Pflanzungen und schönen Landhäusern umgeben. Eine solche ist Haut de Cap, welche eine der herrlichsten Fernsichten der Erde gewährt. Leclair liegt am nördlichen Vorgebirge des Cap und ist ein öffentlicher Vergnügungsort. Wer ihn betritt, kann sich einen Begriff davon machen, welches Gefühl Vater Adam durchglühte, als ihn Gott zum erstenmal in das Paradies führte, besonders wenn noch ein wenig Paradiesesunschuld im Herzen selbst ist. Man hat den schönen, großen, durch Schiffe aller Nationen belebten Hafen gerade vor sich. Zur Rechten die schöne Stadt; in der Ferne die schönen Berge: Sanssouci, Grange, Monte Christi. Die reizende Ebene voll Pflanzungen, die der Fernsicht so günstige durchsichtige Tropenluft, der Schmuck der Vegetation, alles zusammen gewährt ein Bild, dessen Reize unaussprechlich sind. Zwei Meilen von der Stadt liegt ein dritthalb tausend Fuß hoher Berg, auf ihm die starke von 365 Kanonen besetzte Citadelle Henry, nur durch einen in Felsen gehauenen Fußsteig zugänglich. Eine halbe Stunde davon liegt das Schloß Sanssouci, dessen Dielung und Tafelwerk aus polirtem Mahagony besteht. Es war kostbar möblirt, ist aber jetzt im Verfall. Fort Dauphin unter 19° 51′ nördl. Br. heißt jetzt Fort Liberté, ist eine kleine Seestadt, die sehr schön in der Form eines Halbmondes an einen guten Hafen gebaut ist. Monte Christi ist eine Stadt am gleichnamigen Flusse, in der Nähe der Montechristibai mit 3000 Einw. In den Pflanzungen des Dorfes Limbre wächst köstlicher Kaffee. Port de Paix ist eine Stadt und Seehafen der Insel Tortuga gegenüber, in prächtige Palmen gehüllt. Limonade, Marmelade, Chocolade und ähnliche Credenzflecken, erinnern an die Lieblingsgetränke Sr. schwarzen Majestät, die einem armen Sklaven, wenn er sich zuletzt noch mit einer undankbaren Krone belasten mag, wol zu gönnen sind; übrigens das Gute haben, bei weitem unschuldiger, als Wein und Punsch zu sein. Hätte Alexander Limonade getrunken, so würde ihm seine schöne Tischgenossin schwerlich den Brand von Persepolis abgeschwatzt haben! Bombarde ist ein Dorf und Kirchspiel mit einem Fort, zwei Meilen von dem Städtchen la Platte forme, welches mit schönen Pflanzungen umgeben ist und sich durch seine regelmäßige Anlage auszeichnet.

Das nordöstliche Departement. Es begreift den nordöstlichen Theil der Insel von der Isabellenspitze bis

zum Samanacap. Die Hauptstadt ist San Jago de los Caballeros, eine der vorzüglichsten Städte der Insel, in einer fruchtbaren Gegend, sehr hoch und darum gesund gelegen am östlichen Ufer des Jakobflusses. Sie hat schöne gerade Straßen, von denen mehre mit Trottoirs versehen sind und 20000 Einw. Vega Real (Conception de la) mit 8000 Einw. von Columbus gegründet, durch ein Erdbeben zerstört, erstand auf dem jetzigen Platze aufs Neue. Die Ruinen des alten Vega sind östlich der jetzigen Stadt noch zu sehen. Cotuy liegt in der Mitte metallreicher Berge, die jetzt aufs Neue bearbeitet werden und der Stadt Wichtigkeit geben.

Das südöstliche Departement, vom Cap Engano längs der Südküste bis zur Mündung des Yuna, begreift auch die Katharineninseln in sich. Hauptstadt ist San Domingo unter 18° 28′ nördl. Br. und 307° 15′ östl. L. Sie ist die älteste Stadt Amerika's durch Europäer gegründet. Der Atelandado Bartholomeo, Bruder des Admirals und Entdeckers Columbus, gründete sie 1496 am linken Ufer der Ozuma und gab ihr den Namen der Königin von Spanien, Isabella, welcher man später, als ob Spanien durchaus undankbar sein müsse und diese Untugend in keinem Stücke verläugnen dürfe, in den nichtssagenden Namen San Domingo veränderte. Die Stadt hat eine sehr schöne Umgebung, ist stark befestigt, hat breite und gerade Straßen, solide Häuser im spanischen Style erbaut und 15000 Einw. Der Hafen ist weit und tief, der alte Palast der Gouverneure ist ein schönes Gebäude, merkwürdiger aber die im gothischen Style erbaute Kathedrale. In ihr war die Asche des lebendig und todt seefahrenden Columbus, bis zum Jahre 1795 beigesetzt. Im Arsenale von Isabella wird jetzt noch ein Anker des berühmten Seefahrers aufbewahrt. Möge er ein glückliches Zeichen für den schwarzen Staat sein. Möge der Anker der Hoffnung und Begeisterung nie das Volk verlassen, welches gleichsam zur Sühne die Insel bewohnt, welche der großherzige Columbus mit seiner phantasiereichen Seele einst so freudig begrüßte, auf welcher der Undank ihm Thränen erpreßte und die er mit der Fülle seines großen und liebenden Geistes als den Fleck der Erde betrachtete, wo ihm seine schönste Hoffnung in Erfüllung gegangen war. Möge sein Geist der Beharrlichkeit, der Frömmigkeit und der Menschlichkeit, der Schutzgeist Haiti's, und sein klarer und gebildeter Verstand der Führer seiner Bevölkerung sein!

C. Jamaica.

Die dritte Insel unter den großen Antillen ist das unter 17° 44′ bis 18° 32′ nördl. Br. und 299° 13′ bis 301° 14′ östl. L. gelegene Jamaica, 269 Quadratm. groß mit 402000 Einw., worunter 342000 schwarze Sklaven sind oder waren?

Diese schöne Insel entdeckte Columbus 1494 auf seiner zweiten Reise. Spanien legte 1509 eine Kolonie an, fand aber das gehoffte Gold nicht und vernachläßigte sie. Englands wohlthätiger Tyrann, der furchtbar große Cromwell ließ 1655 die Insel erobern. Drei Jahre darauf machten die Spanier einen vergeblichen Versuch zur Wiedereroberung und ergaben sich seitdem in ihr Schicksal, welches dem jenes bekannten Bettlers gleicht, der ein schweres mit Gold gefülltes Brot erhielt, es aber mit dem leichtern seines Nachbarn vertauschte und um den Schatz kam. Übrigens machte es Cromwell wie jene Mutter, die ihr Töchterlein tüchtig durchprügelte, weil sie die feine Leinwand liegen ließ und die grobe stahl. Er setzte nemlich den Admiral Pene und General Knabler in den Tower, weil sie nicht Hispaniola genommen hatten, welches das heutige Haiti ist. Jamaica hat die Form eines Hammers ohne Stiel und liegt von O. nach W., eine Fortsetzung des von Haiti auslaufenden südlichsten Gebirgsastes. Die blauen Berge Jamaica's sind berühmt und ganz Jamaica muß als eine imposante Berggruppe betrachtet werden, die um so majestätischer ist, als sie gleichsam unmittelbar aus dem Meere, sich bis zu der ansehnlichen Höhe von 7000′ erhebt. Die Küsten sind von Korallenriffen umgeben; besonders die Nordküste weniger zerrissen, als dieses bei den übrigen Antillen der Fall ist, an der Südostseite dagegen mit prachtvollen tiefen Baien zahlreich versehen. Ich will von der Schönheit des Landes, der Fruchtbarkeit, der Mannigfaltigkeit der Produkte nichts sagen, sondern nur bemerken, daß es ein zweites zwar kleineres, aber eben so köstliches Haiti ist. Reiche Bewässerung, die prachtvollste tropische Pflanzendecke, bezaubernde Schönheit und unerschöpfliche Fruchtbarkeit sind die Eigenschaften, die ihm gebühren. Die Sandibai liegt am nordwestlichen Ende, nach ihr kommen die Stoddard-, Montego-, Mast-, Runawai-, Anna-, Orange-, Cold-, Anton-, Morant-, Old-, Carlisle-, Mukary-, Blumfield- und eine zweite Orangebai. Auf schöne Namen muß der Leser bei Engländern nicht rechnen. Die Britten sind nun einmal kein schönsprechendes Volk, ehe ein vielspre-

chendes, ich meine im Parlamente, ist aber nicht viel dahinter. Jamaica wird von mehr als 100 Flüssen bewässert. Die Produkte sind die des übrigen Westindiens zusammengenommen. Brittischer Fleiß und englische Industrie haben dem Naturreichthume alles beigefügt, was der Boden annahm. Der Brotfruchtbaum gedeiht prächtig, aber der Sago, Zimmt und Muskatnußbaum nebst der Gewürznelke, verlangen die Treibfeuer welche unter den Molukken brennen. Auch mit der Theestaude, war nichts zu machen. Ein großes Unglück für die Chinesen, von denen sich der brittische Löwe bald ein Stückchen zu einer Theepflanzung ausbitten dürfte; und wir zweifeln daran, ob selbst seine himmlische Majestät eine solche Bitte abzuschlagen im Stande sein würden. Da es mit dem Thee und dem Gewürze auf Jamaica nicht vorwärts wollte, so hat sich dagegen die Insel mit Pflanzungen der übrigen Kolonialprodukte angefüllt. 180000 Centn. Kaffee, 20000 Centn. Baumwolle, 130000 Oxhoft Zucker, 60000 Oxhoft Jamaicarum; außerdem Cacao, Indigo, Pfeffer, Ingwer, rohe Häute, bilden zusammen eine Ausfuhr, die jährlich 15,000000 Pf. St. übersteigt. Dagegen verbrauchen die Pflanzer auf Jamaica um 5,000000 engl. Waaren. Die Produktion an Zucker würde noch um 50000 Centn. steigen, gäbe es keine Ratten auf der Insel. Der Britte ist nun einmal ein fertiger Rechner. Er hat also berechnet, daß die Ratten jährlich den 20sten Theil des Zuckerrohrs verzehren. Zur Strafe werden jährlich 80 bis 100000 dieser Langschwänze erschlagen, ohne daß eine Abnahme zu spüren ist. Das Klima tödtet indessen beinahe eben so viele Menschen; denn Jamaica ist die ungesundeste der westindischen Inseln. Die Plage der Insekten übersteigt jede Vorstellung und dieser furchtbare Hautreiz macht den Körper für die Miasmen desto empfänglicher. Das Leben des Menschen währt hier 25 Jahre und wenn's hoch kommt 30, und wenn es köstlich gewesen ist, so war es ein Kampf mit Ratten und Musquitos.

Dieses hat jedoch die Engländer nicht abgehalten, die Insel in einen Garten zu verwandeln. Alles ist benutzt und dem Boden ein Reichthum abgewonnen worden, der unsere Begriffe übersteigt.

Die Einwohner bestehen aus Weißen, Britten, Deutschen und Juden. Die Einwanderer werden bald durch die Miasmen aufgerieben, die Kreolen sind dagegen abgehärtet. Die Weißen sind die Plantagenbesitzer, Handelsleute, wahre Nabobs

im Besitze unermeßlichen Vermögens, daher üppig, stolz, hart, übrigens freiheitliebend, freimüthig wie der Britte, unerschrocken und gastfrei. Die zweite Klasse bilden die Mulatten und freien Neger in verschiedenen Abstufungen der Farbe. Sie sind auch hier stark, von aufgeweckterm Geiste, unternehmend, redlich und treu, den Weißen sehr ergeben, was daher kommen mag, weil ihre bürgerlichen Rechte in dem Grade zunehmen, als sie sich der Farbe nach den Weißen nahen. Übrigens sind ihre Rechte sehr beschränkt. Sie können in Kriminalfällen gegen die Weißen nie als Zeugen auftreten, sind unfähig ein Civilamt oder einen Offiziergrad zu bekleiden, können in keine gesetzgebende Versammlung gewählt werden und falls sie außer der Ehe erzeugt wurden, gewiß ein abscheuliches Gesetz! nicht mehr als 2000 Pf. St. Vermögen besitzen. Bei uns sind dies zwar 20000 Gulden, in Jamaica aber etwas sehr Unbedeutendes.

Die dritte Klasse der Einwohner ist die der Negersklaven. Seit der Eroberung wurden auf Jamaica 1,000000 Negersklaven eingeführt. Gegenwärtig sind 350000 Neger auf der Insel. Dieser Umstand ergibt ein schreckliches Defizit. Eine Million freier Einwanderer würden nach und nach die Bevölkerung der Insel gehoben haben. Der politische Calcul erweist, daß nach der Ordnung der Natur 10 Mill. schwarze Menschen auf Jamaica vorhanden sein sollten. Man muß den Britten das Zeugniß geben, daß sie in Hinsicht der Sklaveneinfuhr menschlicher als die Spanier waren, indem sie dafür sorgten, daß eine gleiche Anzahl weiblicher wie männlicher Sklaven eingeführt wurden, wodurch sich die Neger einer Art Häuslichkeit erfreuen, die ihnen sehr zu statten kommt. Nimmt man nun in Betracht, daß eine Million Sklaven eingeführt wurden, daß diese Menschenfamilie sich bei weitem stärker als die weiße vermehrt, daß ferner die Sklavenkolonisation durch die Engländer schon beinahe 2 Jahrhunderte dauert, so entsetzt man sich vor dem Menschenverluste und schaudert mit Beben zurück von dieser Hölle der Sklaverei. Wahrlich der Wohlstand dieser Insel ist theuer erkauft, und die Genüsse Europa's auf fluchbeladenem Boden erzeugt. Zudem findet der Sklave kein Erbarmen, herzlos wird er hingeopfert. Eine Generation nach der andern sinkt unter der Peitsche der Treiber, und erschöpft von dem entsetzlichen Plantagenbau ins Grab. Der Pflanzer berechnet nur fluchend das Kapital, das er verliert und tröstet sich mit seinen gefüllten Magazinen. Und warum werden hier Millionen geopfert? Nicht darum, damit Europa sich an Zucker und Kaffee erlabe; sondern damit ein paar Tau-

send westindische Pflanzer in Überflusse schwelgen und im Blut ihrer schwarzen Brüder ersticken können. Keine Stimme der Menschlichkeit dringt bis zu den Herzen dieser blutsaufenden Barbaren, und jeder Versuch des Parlaments die Fesseln zu lockern und dem Würgengel der Menschheit das Schwert zu entreißen, wird von den westindischen Kannibalen mit Widersetzlichkeit aufgenommen. Und sollte sich ja in irgend einem Herzen die Menschlichkeit regen, so ist für ihre Bethätigung damit gesorgt: daß er seinen Sklaven nur dann freilassen darf, wenn er seinen Werth dem Kronfiskal erlegt. Aber auch dann ist er noch nicht frei, denn nichts sichert ihn dagegen, als Vagabunde aufgegriffen und zum Kronsklaven gemacht zu werden. Doch kommen diese Klagen zu spät, denn so eben lesen wir Folgendes: „Jamaica ist unwiederbringlich verloren. So sehr man den Sturz dieses schlechten Systems der Sklaverei wünscht, so ist doch die Art, wie es enden wird, schreckenvoll. Tausende von wohlhabenden Familien werden ins Elend gestürzt. Die Sklaven sind aufgestanden, über 200 Pflanzungen sind bereits zerstört. Zwar sind einige gefangen und hingerichtet worden; die Entschlossenen aber, 20000 an der Zahl, haben sich in die Gebirge geflüchtet. Die ganze Sklavenbevölkerung ist zum Aufstande reif und das Schicksal Hayti's unvermeidlich." So endet denn Alles, was nicht auf Recht gegründet ist; nur wo Recht das Fundament ist, ist Bestand zu erwarten. Indessen ist es schrecklich, das reiche, blühende, schöne Jamaica von Mord, Brand und Anarchie erfüllt sich zu denken, noch schrecklicher das Verderben, das Elend der armen Pflanzerfamilien, von denen die schwere Schuld der Väter eingefordert wird. „Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern, bis in das dritte und vierte Glied."

Als eine hauptsächliche Ursache des immer härtern Druckes auf die Sklaven der brittischen Kolonien, werden vorzüglich die Handelsverbote, die ungeheuren Zolltarife und das Hinderniß der freien Schiffahrt und Ausfuhr in eignen Schiffen angeführt. Durch diese von den einsichtsvollsten Staatsökonomen als verkehrt erkannten Maßregeln, fühlt sich der Pflanzer zu sehr gedrückt, indem der Gewinn seiner Arbeit immer in die Hände der Kaufleute geräth, welche die Preise seiner Erzeugnisse so tief als möglich herabdrücken und ihm den einzigen Regreß in der Vermehrung der Arbeitstunden und erhöhten Anstrengung seiner Sklaven übrig lassen.

Die Verwaltung von Jamaica ist bisher durch eine dem Mutterlande ähnliche Konstitution bestimmt; es ist alles eng-

lisch. Die Repräsentation im Unterhause jedoch bei weitem zweckmäßiger, als im Mutterlande selbst; da von jedem der 20 Kirchspiele und der drei vorzüglichsten Städte zwei Repräsentanten geschickt werden. Die Mitglieder des Oberhauses ernennt der Gouverneur, der den ansehnlichen Gehalt von 6000 Pf. St. genießt und wirklich mehr zu sagen hat, als der König in England. Das Oberhaus bildet seinen geheimen Rath, die Rechtspflege ist ganz englisch. Die Abgaben belaufen sich auf 400000 Pf. St. Dem Gouverneur stehen 4 Regimenter Infanterie und eine Artilleriekompagnie zu Gebote, zusammen 4200 Mann. Die Miliz besteht aus 10000 Mann und jeder freie Bürger von 15 bis 60 Jahre, welches letztere Methusalemalter jedoch auf Jamaica niemanden beschieden ist, am allerwenigsten einem Weißen, ist milizpflichtig. Auch hieraus sieht man die entsetzliche Gefahr der Insel. Denn bewaffnen sich einmal 300000 Sklaven, wie soll diese geringe Militärmacht im Stande sein, das englische Interesse aufrecht zu erhalten. Zur Zeit der Gefahr, tritt freilich der Gouverneur in die Rechte eines Diktators.

Jamaica wird in 3 Grafschaften und jede Grafschaft wieder in Bezirke, die auch Kirchspiele genannt werden, eingetheilt. Diese Kirchspiele sind freilich von ungeheurer Größe, da die ganze Insel deren nur 20 besitzt. Die Grafschaft Middlesex nimmt den mittlern Theil der Insel ein und enthält 8 Kirchspiele. Die Hauptstadt ist San Jago de la Vega, auch Spanistown unter 18° 1′ nördl. Br., 10 engl. Meil. vom Meere mit 5000 Einw. Sie ist keineswegs schön; die Häuser sind niedrig, da die furchtbaren Orkane, welche diese Gegenden öfter heimsuchen, große Gebäude verbieten; inwendig sind jedoch die Häuser äußerst prachtvoll. Sie liegt in einer angenehmen Ebene am rechten Ufer des Cabrefluſſes und wurde schon 1520 vom Sohne des großen Entdeckers Diego Colombus erbaut. Der Gouvernementspalast ist sehr schön, mit seinen Arkaden aus weißem Marmor. Der große Platz ist auch mit einer prächtigen Marmorkolonade geziert. Diese Stadt ist der Sitz des Gouverneurs, der obersten Gerichtshöfe und Regierungsbehörden und daher zur Zeit der Parlamentsversammlungen äußerst lebhaft. Man ahmt so viel möglich das Leben von London nach; es wird gefahren, geritten, gespielt, getrunken und in fashionabler Gesellschaft sich ennuyirt, gerade so wie im Babylon Europa's; denn der Engländer bleibt sich auf der ganzen Erde gleich, nur reibt er hier seinen Körper schneller auf. Passagefort und Port Henderson sind zwei Hafen in der Nähe von La Ve-

ga. Die ganze Grafschaft ist außerordentlich gut angebaut, und die Menge schöner Ortschaften wird durch die vielen Pflanzungen, die ebenfalls eine Art kleiner Dörfer bilden, zu einem Ganzen vereinigt, das dem Lande ein sehr civilisirtes Ansehen gibt. Eine solche Pflanzung erheischt eine Menge Menschen, je nach ihrer Größe und ihren Kulturzweigen. Das Familienhaus ist meist in einem schönen, Wohlhabenheit verrathenden Style erbaut, mitunter wirklich villaartig. In einiger Entfernung befinden sich die Wirthschaftsgebäude, die besonders in Zuckerpflanzungen ziemlich weitläufig sind. Die Hütten der Sklaven sind klein und eng, ziemlich im amerikanischen Style und kontrastiren mit der europäischen Bauart. Die dazwischen gestickte amerikanische Natur, bildet mit den europäischen Gebäuden und afrikanischen Hütten ein Gemälde, das auf den ersten Blick die verschiedenen Elemente, welche sich hier vereinigen, errathen läßt.

Die Grafschaft Surry begreift den östlichen Theil der Insel, ist in 7 Kirchspiele getheilt und Kingstown ist darin die Hauptstadt. Sie muß auch als die Hauptstadt der ganzen Insel betrachtet werden, da sich in ihr trotz der Abwesenheit der Regierung dennoch alles vereinigt, was Jamaica an Reichthum und Bevölkerung aufzuweisen hat. Sie liegt unter 17° 59′ nördl. Br. und 300° 58′ östl. L., hat 300 Häuser und 40000 Einw. Sie liegt in einer sandigen Ebene, ist sehr regelmäßig gebaut, hat prachtvolle Häuser, deren obere Stockwerke gewöhnlich auf Arkaden ruhen. Der Hafen ist an der Südseite der Stadt durch eine schmale Landzunge von dem Meere abgeschnitten, und von den beiden Forts Charles und Musquito beschützt. Der Hafen ist äußerst geräumig, der Ankergrund gut, da aber die Landenge, welche ihn bildet, zu nieder ist, so liegen die Schiffe bei stürmischem Wetter keineswegs sicher. Schwerlich gibt es eine üppigere Stadt auf Erden als Kingstown; da in ihr die reichsten Handelsleute der Insel wohnen, und die Jamaicafahrer alle hier ihre Geschäfte machen, so ist der Reichthum der Menschen hier wirklich unermeßlich. Theuer ist alles außerordentlich, denn unter 1 Pf. St. kann keine Person des Tages leben; die nun brav Sterlings haben, überlassen sich der ausschweifendsten Üppigkeit, sind faul, arbeiten wenig und unmäßig theuer. Der geringste Handwerker würde sich schämen zu Fuß seine Kunden zu bedienen. Er kömmt daher im Kabriolet angefahren, und im seidenen Kleide, um ein Paar Schuhe oder Beinkleider anzumessen. Der Luxus der Frauen

ist nicht weniger ausschweifend. Besonders sind die weißen Damen berüchtigt faul zu sein, nichts zu taugen, wollüstig und grausam zu sein, und durch unmäßigen Putz so gut wie unsere Schneider- und Kaufmannsfrauen ihre Männer zu Grunde zu richten. Keine Weiße würde sich öffentlich sehen lassen ohne mit Juwelen und dem übermäßigsten Putze beladen zu sein. Lesen und schreiben ist zwar nicht allgemein unter ihnen, aber desto allgemeiner ihre Verdorbenheit. Vernünftige Männer, denen daher vor einer solchen Kreolin graut und die aus Furcht, von Europa aus nicht am besten bedient zu werden, sich von daher keine verschreiben mögen, verzichten ganz auf die weißen Schönheiten, welche doch mit 25 bis 30 Jahren einer Großmama täuschend ähnlich sehen. Sie kaufen sich daher auf dem Sklavenmarkte die schönste Schwarze, welche Guinea nach Westindien sendet und die sich mit ihren schönen Zähnen, glühenden Augen und weichem kohlschwarzen Teint im weißen Mousselin, in der That sehr gut ausnehmen, dabei als Gattin sehr treu, als Mütter sehr sorgsam, als Frauen sehr geduldig, nachgibig und durchaus nicht zänkisch sind, Blumen mehr als Juwelen lieben, ihre Schönheit, wie ihre Zähne lange behalten und ganze Schaaren herrlicher kleiner Mulatten gebären. Man sieht daher diese Ehen sehr häufig und dieser Umstand trägt nicht wenig dazu bei, um das Übergewicht der dunkelgefärbten Bevölkerung entschieden zu machen. Unterm Äquator ist der Mensch nun einmal schwarz, und nimmt sich in der heißen Zone wirklich besser aus, als der vergilbte Weiße, der am Ende doch nur hieher kommt um ein frühes Grab zu finden. Die Weißen ausgenommen, welche alle wie dem Grabe entstiegen aussehen, gewährt die dunkelgefärbte Menschheit wirklich ein schönes Ansehen, da die Kleidung gewöhnlich weiß ist, und auch Männer die weiße Farbe in ihrem Anzuge jeder andern vorziehen. Bekanntlich sind die Engländer sehr reinlich, und in ihrem Anzuge äußerst delikat. Diese Sitte dehnt sich auch auf ihre Kolonien aus und sogar der brittische Neger eignet sich diese gute Gewohnheit an. Die dunkle Bevölkerung in weißem Kleide macht daher einen sehr guten Eindruck und man sieht sie recht gerne in diesem Kostume.

Einen wahrhaft feenhaften Anblick gewährt der Hafen und der Marktplatz: die Fülle europäischer Luxuswaaren, die Eleganz, mit welcher sie in den unzähligen Kaufmannsläden aufgestellt und geordnet den Käufer locken, das Gewimmel der Menschen verschiedener Farben in blendender Kleidung, die Mannigfal-

tigkeit der Produkte des Bodens von Jamaica, die reinlichen, schönen Negerinnen, deren schlanke Gestalten zierlich gekleidet sind, und welche die mannigfaltigsten Früchte der heißen und gemäßigten Zone, die verschiedenen Konfituren und Genüsse zum Kauf ausbieten, dieses alles macht auf den Ankömmling aus Europa einen zauberischen Eindruck, der selbst bei jahrelangem Aufenthalte seinen Reiz nicht ganz verliert. Weniger angenehm ist der Eindruck, welchen der Sklavenmarkt darbietet. Port Royal liegt an einem andern Theile der Bai von Kingstown. Sie war früher sehr blühend, wurde aber durch Orkane, Erdbeben und Feuersbrünste verwüstet, hat aber jetzt wieder 18000 Einw., einen sehr guten Hafen, große Kasernen, Schiffswerfte, Hospitäler.

Die Grafschaft Cornvall hat Montegobai zur Hauptstadt mit 6000 Einw., schönen Gebäuden und zunehmendem Reichthume. Überhaupt war die Insel vor dem Ausbruche der eben wüthenden Sklavenrebellion äußerst blühend, Pflanzung reihte sich an Pflanzung, und wenn ungeheurer Luxus, große Pracht und ehrgeiziger Patriotismus der herrschenden Klasse, einem von der Natur schönen Lande das Siegel der Civilisation und der Vollendung aufdrücken kann, so war es hier geschehen. Wo Engländer sind, da gibt es Straßen, Brücken, Kunstmaschinen und die höchste Industrie, und man muß es diesen Insulanern zugestehen, daß sie die Schönheit eines Landes zu würdigen wissen und bei ihren Industrieanlagen immer auf das sorgfältigste darauf bedacht sind, diese mit der umgebenden Natur in Einklang zu bringen. Könnten sie dasselbe auch in geistiger Hinsicht, so würden sie das vollkommenste Volk sein. Die Zukunft Jamaica's ist äußerst ungewiß. Wir haben uns daher enthalten, ein detaillirteres Gemälde zu geben, welches vielleicht unpassend wäre, sobald es die Presse verlassen hätte.

D. Cuba.

Cuba ist die größte der Antillen, denn sie enthält 2580 geogr. Quadratm. und wird von einem Gürtel unzähliger kleiner Eilande und Klippen umgeben, welche ihres Pflanzenschmuckes wegen Jardines de la Reina und Jardin del Rey, auch wol Jardinillos, die Gärtchen, genannt werden. Cuba erstreckt sich von 19° 46′ bis 23° 20′ nördl. Br. und 293° 22′ bis 303° 30′ östl. Länge. Sie nimmt einen höchst wichtigen Platz im columbischen Archipel ein, indem sie den Eingang in das Antillenmeer zum Theil, den aber in den

mexicanischen Meerbusen gänzlich beherrscht. Nebst Portorico ist sie der einzige Überrest spanischer Größe in Amerika. Über die Wichtigkeit dieser Besitzung herrscht jedoch nur eine Stimme. Betrachtet man sie als eine westindische Plantageninsel, so ist sie bei sorgfältiger Kultur im Stande ganz Westindien an Fülle und Güte der Produkte zu übertreffen. Betrachtet man sie als Militärstation, so kann man sich nicht verbergen, daß Spanien Mexico noch nicht ganz verloren hat, so lange es im Besitz der Havannah ist. In der Hand einer kräftigen Regierung, hätte sich hier schon lange eine Armee akklimatisirt, deren Ausschiffung in Mexico bei dem unsichern Zustande des Landes einen ganz andern Erfolg gehabt hätte, als der ohnmächtige Versuch unter Barradas. Als Handelspunkt hat Cuba den Handel Mexico's und Guatemala's, wie auch des nördlichen Columbien ganz in seiner Hand, und könnte mächtig genug werden, um sich als amerikanisches England zu behaupten. Als Waffenplatz ist endlich Cuba für Spanien von unermeßlichem Werthe, denn jede Flotte, die von hier ausläuft, kann die umliegenden Länder ungestört anfallen, jede Besitzung europäischer Mächte bedrohen, von einer Stärke sein, wie sie keine andere Macht Europa's in jenen Gewässern aufstellen kann, sich immer mit frischer Mannschaft und Lebensmitteln, wie mit allen Bedürfnissen zum Bau und Unterhalt der Schiffe versehen und im schlimmsten Falle sich in die unangreifbaren Hafen von Cuba retten. Die ausgedehnte Oberfläche kommt England ohne Wallis bei. Die beiden Seiten der Insel sind die Pforten zum amerikanischen Mittelmeere. Der Golfstrom dringt durch die südöstliche Pforte zwischen Cuba und Haiti in das Mittelmeer ein und durch die nördliche zwischen Cuba und Florida mit Ungestüm wieder heraus. Gerade hier aber, wo sich die Straße des künftigen Welthandels, nemlich die Zugänge zu den wichtigen Punkten von Veracruz und Neu-Orleans kreuzen, liegt der schöne Hafen vor Havannah durch Natur und Kunst gleichmäßig befestigt. Und so wie Spanien den Schlüssel zum Mittelmeere des alten Festlandes mit Cadiz in seinen Händen hält, eben so ist es auch in der Havannah, der Pförtner zum amerikanischen Mittelmeere. Hätten die Engländer diese zwei Punkte in ihren Händen, was wir übrigens nicht wünschen, traun! kein Kahn bewegte sich auf irgend einem Meere ohne ihren Willen.

Von äußerster Wichtigkeit ist auch die schmale, aber langgestreckte Lage Cuba's, indem sie sich dadurch sowol Haiti

im Vorgebirge von Mayſi und Granos, Jamaica im Cap Cruz, Yukatan im Cap St. Antonio, und Florida durch Havannah nähert, eben dadurch aber beide Meerbuſen beherrſcht. Nicht umſonſt hat man daher ſchon früher Spanien gerathen den Kontinent aufzugeben, dagegen auf Cuba die größte Sorgfalt zu verwenden, weil eben dadurch ohne Gefahr und Mühe die Schätze Amerika's in den Schooß Spaniens geleitet würden. Nachdem wir die Wichtigkeit dieſer Inſel dargethan haben, wollen wir ſie ſelbſt näher ins Auge faſſen.

Die Inſel Cuba zeigt auf mehr denn $\frac{4}{5}$ ihrer Ausdehnung nur tiefe Niederungen. Der Boden iſt mit Übergangs- und Flötzformationen bedeckt, durch welche einige Granit-, Gneis-, Syenit-, und Euphoditformationen zu Tage ausgehen. Man hat jedoch außer den wichtigen Beobachtungen des Herrn v. Humboldt noch keine genauen Angaben über die geognoſtiſche Konſtruktion des Landes. Die höchſte Berggruppe der Inſel erhebt ſich am ſüdöſtlichen Endtheile zwiſchen Cabo Cruz, Punta de Mayſi und Holguin. Dieſer bergige Theil, welcher La Sierra, auch Montana del Cobra heißt, ſcheint ſich über 1200 Toiſen abſolute Höhe zu erheben, und bildet einen wirklichen Bergknoten, von welchem aus ſich mehre Äſte verzweigen. Die Sierra de Tarquino mit den Kupferbergwerken gehört zu demſelben Knoten. Von Oſtſüdoſt nach Weſtnordweſt wird die Inſel von einer Hügelkette durchzogen, welche ſich zwiſchen den Meridianen der Ciudad de Puerto Principe und Villa clara der ſüdlichen Küſte nähert, während ſie weſtlicher in den Sierras de Cavillan, Camarioca und Maonques ihre Richtung nach der Nordküſte nimmt. Zwiſchen der Mündung des Guaroba und der Stadt Trinidad erheben ſich Nadeln und Hörner bis 1800′ Höhe. Dieſe gehören einem Kalkgebirge an, das ſich ſeiner Form wegen gegen den Hafen bei Cayo de Piedras imponirend darſtellt. Der Pan de Mantanzas iſt ein abgeſtumpfter Kegel, welcher dem Seefahrer von weitem ſichtbar iſt. Eben ſo ſtehen die kreisförmigen Arcos de Cannaſi, Detas de Manogua und der Pan de Quairabon als Wahrzeichen für den Schiffer in großem Anſehen. Der Weſttheil der Inſel beſteht aus Granit mit Gneis und Urſchiefer, welche zum größten Unglück der Eingebornen goldhaltig ſind, was dann die Ausrottung derſelben zur Folge hatte. Der mittlere und weſtlichere Theil der Inſel enthält zwei Formationen von dichtem Kalkſtein, eine von Thonland und eine andere von Gips. Die Kalkformation iſt der des

Juralkalksteins ähnlich. Dichte Nester von ockerbraunem Eisen färben auch den Boden roth, und diese Tierracolorada wird von den Kaffeepflanzern eifrig besucht. In der Kalksteinformation befinden sich bedeutende Höhlen, die jedoch noch keineswegs erforscht sind. An den Küsten bilden sich auch jetzt noch Kalksteinkonglomerate mit eckigen Bruchstücken von Madreporen und Cellularien, welche den korallischen Formationen der Südsee so ähnlich sind. Auf der Ostseite der Havannah findet sich der Übergangskalkstein von Syenit und Euphodit durchbrochen. Von Norden nach Süden gehend, trifft man in dieser Gegend Syenit, Serpentingestein, ohne Granaten und Hornblende, aber mit Smaragdit und Schillerspath, aus dem hin und wieder Erdpech und geschwefelte Quellen hervordringen. Vulkanische Gesteine neuern Ursprungs, hat man bis jetzt auf Cuba nicht gefunden. Die Erdstöße, welche Cuba heimsuchen, sind hier nicht so zerstörend, wie auf den übrigen Antillen. Übrigens hat die ganze Insel in ihrem größten Theile eine mehr flache, hügelige und sanftgewellte Gestalt; nur der südöstliche Theil ist wirklich gebirgig. Das Land gewährt daher einen, ich möchte sagen, sanften Anblick, wo zwar jene erhabenen Prospekte fehlen, dafür aber alles sich desto anmuthiger gestaltet, ohne in ermüdende und flache Ebenen auszuarten.

Die geognostische Konstruktion der Insel, besonders die zerhöhlte Textur der Kalksteinformationen, die Neigung der Schichten, die geringe Breite der Insel und die vielen holzarmen Ebenen, so wie die Nähe der höchsten Berge zur See mögen als Ursachen betrachtet werden, daß Cuba sowol an großen Flüssen, als guter Bewässerung Mangel leidet. Demungeachtet und trotz der ungleichen Fruchtbarkeit des Bodens, die unter den Tropen mit dem Wasserreichthume immer in geradem Verhältnisse steht, ist Cuba ein schönes Land. Die wellenförmige Oberfläche, das stets sich erneuernde frische Grün, die Vertheilung der Pflanzenformen, die mannigfaltigste und lieblichste Landschaft, welche sich bei jedem Schritte öffnet, verbunden mit der Gesundheit, welche besser als in jedem andern Theile Westindiens ist, gewähren einen angenehmen Aufenthalt. Unter den Flüssen bemerken wir den Rio de Guines, Armendaris oder Chorrera, dessen Gewässer durch die Zanja de Antonelli nach Havannah geführt werden; den Rio Cauto nördlich von der Stadt Bayamo; den Rio Maximo, der östlich von Puerto Principe entspringt; den Rio Sagua Grande bei Villa Clara; den De los Palmas oder Palmenfluß, die

kleinen Flüsse von Jarucco und Santa Cruz zwischen Guanago und Matanzas, welche etliche Meilen von ihrer Mündung aufwärts schiffbar sind, und den Transport der Zuckerkisten erleichtern; den Rio St. Antonio, welcher nebst mehren andern sich in die Höhlenschlünde der Kalkfelsen stürzt; den Rio Guaurago, westlich vom Hafen Trinidad, und den Rio de Galafre, in dem fruchtbaren Bezirke von Philippiens, der sich in die Lagunade Cortez ergießt. Der größte Quellenreichthum der Insel findet sich auf der Südküste von Xagua bis Punta de Sabina in einer Ausdehnung von 46 Meilen, wo der Boden äußerst sumpfig ist. Erstaunlich groß ist die Menge des Wassers, das sich in die Felsengebirge versenkt, und einen hydrostatischen Druck verursacht, in Folge dessen das süße Wasser in beträchtlicher Entfernung von den Küsten mitten durch das Salzwasser des Meeres emporquillt.

Das Klima von Cuba entspricht seiner Lage; es ist ein tropisches Klima, worin die ungleiche Vertheilung der Wärme zwischen den verschiedenen Jahrszeiten bereits den Übergang zu den Klimaten der gemäßigten Zone ankündigt. Die Nähe des Meeres erhöht an den Küsten die mittlere Temperatur des Jahres, und die mittlere Temperatur im Innern des Landes ist daher um 3 und 4 Centigrade geringer, als an der Küste, wo sie in der Regel 21° beträgt. In Havannah selbst steigt sie jedoch auf 25°. Die Unterschiede zwischen den kältesten und wärmsten Monaten des Jahres betragen auf Cuba bereits 12°. Die wärmsten Monate sind der Julius und August, und die Temperatur steigt um diese Zeit wol auf 30°, dagegen im Winter, wenn der Nordwind mehre Wochen lang anhält, und die kalten Luftschichten aus Canada herabtreibt, sinkt sie wol unter 10° herab, und bildet in den Ebenen nächst der Havannah sogar Eis, während das Thermometer wol 5° über dem Gefrierpunkte steht. Dieses beweist die große Unvollkommenheit unserer physikalischen Instrumente, so wie das Schwankende in einer Wissenschaft, nemlich der Meteorologie, wo jedes Bemühen ihr eine feste Basis zu geben vergeblich sein dürfte, auch wenn man noch einige tausend Ballen Papier mehr mit Beobachtungen und Zahlen anfüllte. Was das Schwankende der Wissenschaft noch mehr beweist, ist: daß diejenigen Gewächse, welche in unserer Zone durch den geringsten Frost unwiederbringlich verloren sind, wie z. B. die Banane, das Zuckerrohr u. dgl. auf Cuba selbst durch eine augenblickliche Eisbildung keinen Schaden leiden. Es ist dieses nicht das einzige Beispiel

dieser Art, denn auch die Orangenbäume Italiens ertragen Schnee, und eine Kälte von 6 bis 7 Centigrade unter dem Gefrierpunkte. Der Temperaturwechsel folgt sich auf Cuba schnell, aber die zerstörenden Orkane sind weder so häufig, noch so verwüstend, wie auf Jamaica und Haiti.

Die fruchtbarsten Landschaften der Insel Cuba sind die Bezirke von Matanzas, Mariel, Trinidad und Xagua. Das Thal von Guinos verdankt seine ausnehmende Fruchtbarkeit künstlicher Bewässerung. Die Schönheit der Pflanzendecke auf dem hüglichen Boden der Insel ist ausnehmend schön. Das frische, stets sich erneuernde Grün einer nie stillstehenden Vegetation gewährt einen unaussprechlichen Reiz. Zwei Bäume mit großen lederzähen, glänzenden, Blättern, die Mamea und das Calophyllum Calaba verschönern die Fluren; die Königspalme *(Oreodoxa regia)*, die gemeine und die gekrauste Kokospalme, die Corypha miraguama und maritima, nebst blühenden Sträuchen, die das ganze Jahr hindurch in ihrem Blütenschmucke prangen, dienen Hügeln und Savanen zum Schmucke. Die feuchten Stellen des Bodens werden durch die Cecropia dentata bezeichnet. Man wird versucht zu glauben, daß die ganze Insel anfänglich ein Wald von Palmen, Citronen und wilden Orangen gewesen sei, und diese letztern mit ganz kleinen Früchten waren vorhanden, bevor die Europäer hinkamen. Die Wälder sind zwar zerstört, und das ist bei der Dürre der Insel, die dadurch befördert wird, eine große Landplage. Man sieht daher die noch nicht zur Vollkommenheit gebrachten Zuckersiedereien mit Orangenholz heizen.

Das Thierreich zählt dieselbe Varietät, wie die übrigen Antillen, die europäischen Hausthiere, Pferde, Rinder, Maulthiere, Schafe, sind hier in großer Anzahl, besonders hat sich in dem Distrikte, der unmittelbar die Hauptstadt Havannah umgibt, die Viehzucht und Meierei sehr stark ausgebreitet; denn da der Boden um die Hauptstadt nicht der fruchtbarste ist, so hat der Plantagenbau auf demselben sehr abgenommen, indem die Viehzucht, der Mais- und Futterbau bei dem starken Verbrauch der Havannah größere Vortheile gewährt. Die Zahl einheimischer Thiere ist gering, wenn man die Ratten ausnimmt. Reißende Thiere sind nur die Krokodile und Alligators in dem Distrikte von Batabano, wo sie ausnehmend zahlreich und wild sind. Insekten sind in jedem Tropenlande zur Last, auch auf Cuba eine Landplage, doch, besonders in den trocknen Distrikten, bei weitem nicht so sehr als auf Jamaica.

Was den Anbau der Insel anlangt, so war zur Zeit, als die Spanier in Amerika sich ansiedelten, ihre ganze Mühe auf die Erzeugung von Lebensmitteln beschränkt, und in den gemäßigten Gegenden Amerika's hat sich der Anbau derselben bis heute erhalten. Auf Cuba hat sich jedoch der Plantagenbau in neuerer Zeit außerordentlich gehoben. Bis zum Jahr 1762 wurde wenig an Kolonialerzeugnissen in den Handel geliefert, als jedoch in diesem Jahre Havannah durch die Engländer erobert wurde, so scheint es, daß diese gewerbsame Nation den Cubanern einen neuen Geist des Lebens eingehaucht habe. Die Aufführung neuer Festungswerke durch die Engländer brachte Geld in Umlauf; als am 6. July 1764 die Engländer Havannah wieder räumten, wurden Hafen und Stadt noch mehr befestigt. Der freigegebene Sklavenhandel verschaffte den Pflanzern arbeitsame Hände, das Glück wollte ihnen auch wohl, indem es ihnen einen tüchtigen Gouverneur in Don Luis de las Casas gab. Dieser Name, an dem so viele schöne Erinnerungen kleben, gab dem Guten einen mächtigen Aufschwung. Es bildeten sich patriotische Gesellschaften, deren wohlthätiger Einfluß sich auch hier fruchtbar bewies. Von 1791 bis 1803 trat die Zerstörung der französischen Kolonie auf Haiti ein. Die Vernichtung so vieler Pflanzungen trieb die Zuckerpreise mächtig in die Höhe, und ermunterte die Pflanzer auf Cuba. Man lernte nun manche Vortheile in der Erzeugung dieser köstlichen Produkte kennen. Die Ochsen in den Zuckermühlen wurden durch Maulthiere, später durch Wasserräder und in der neuesten Zeit endlich, durch Dampfmaschinen ersetzt. Das Rohr von Otahiti ward eingeführt, neue Siedkessel und Reverberiröfen vervollkommten das Verfahren. Eine bessere Verpflegung der Neger, Sorgfalt für die Pflege der Kranken, die Einbringung der Negerinnen und die Erziehung der Negerkinder zeigten, daß Humanität immer im Interesse dessen sei, der sie ausübt. Es sind gegenwärtig über 1000 Zuckerpflanzungen vorhanden, und der halbe Zehend, welcher von der Regierung erhoben wird, wirft derselben dritthalb Millionen Franken ab. Cuba liefert jährlich 440000 Kisten Zucker, wovon 80000 Kisten auf der Insel selbst verbraucht werden, das Übrige aber nach Europa ausgeführt wird. Mithin hat Cuba gegenwärtig die Ausfuhr von $\frac{1}{8}$ alles Zuckers, der aus dem Äquinoktialamerika nach Europa kommt. Man unterscheidet auf der Insel Cuba 3 Sorten von Zucker nach dem Grade der Reinheit, den er durch das Raffiniren erhält. Der Zucker wird nemlich in sehr große Hüte oder umgestürzte Kegel geformt, da-

von enthält der obere Theil den weißen, der mittlere den gelben, und die Spitze die geringste Sorte, welche man Cucurucho nennt. Roh wird sehr wenig Zucker ausgeführt. Ein Hut Zucker wiegt auf Cuba gewöhnlich eine Arobe oder 32 Pfund. Man rechnet darauf gewöhnlich $\frac{5}{9}$ weißen, $\frac{3}{9}$ gelben, und $\frac{1}{9}$ Cucurucho zucker in einem Hute. Der weiße Zucker allein verkauft, geht theurer im Handel als der gemischte. In Havannah kostet der Zucker ungefähr $\frac{1}{3}$ des Preises, um welchen er in Europa zu haben ist.

Außer dem Zucker ist eines der wichtigsten Produkte Cuba's, der Kaffee. Er wird seit 1797 mit ausnehmender Sorgfalt kultivirt, und gegenwärtig enthält Cuba bei 1000 Pflanzungen oder Cafetales. Im Jahre 1804 betrug die Ausfuhr nicht mehr als 16000 Centner, dagegen 1823 160000, im Werthe von 4,000000 Piaster. Der Kaffee von Cuba hat ein sehr angenehmes Aroma, und gehört unter die solidesten Sorten, welche weit über dem Domingo und brasilianischen stehen, und nur von denen Martinique's übertroffen werden. Der ganze Archipel der Antillen führt 800000 Centner Kaffee aus; 50000 Centner braucht allein Paris, und 170000 Centner ganz Frankreich. Cuba liefert im Durchschnitte jährlich 300000 Centner zu jenem Quantum.

Außer diesen beiden Produkten ist der Tabak der Insel Cuba berühmt in allen Ländern, wo man die Wilden der Insel Haiti nachgeäfft hat. Vom Jahr 1789 bis 94 wurden jährlich 200000 Aroben geerntet. Seitdem hat sich der Ertrag um die Hälfte gemindert; seit 1825 aber wieder auf den jährlichen Ertrag von 400000 Aroben vermehrt. Die Hälfte verbraucht Cuba selbst und führt die andere Hälfte um 2,000000 Piaster aus.

Es werden auf der Insel Cuba auch Baumwolle, Indigo und Weizen gebaut, doch nur in geringer Menge: da der Anbau des Zuckers, Kaffee's und Tabaks größere Vortheile gewährt, auch der Boden bereits zu theuer ist, als daß man mit den benachbarten Staaten in diesen Zweigen konkurriren könnte. Guatemala allein liefert 1,800000 Pfund Indigo in den Handel. Baumwolle liefern die vereinigten Staaten aller Amerika in Menge. Auf Cuba gedeiht zwar Weizen in geringer Höhe über der Meerfläche; allein dieser Zweig des Landbaues ist wenig verbreitet, weil das Mehl aus den vereinigten Staaten wohlfeiler als das einheimische ist. Ähnliche Schwierigkeiten stehen dem Anbau des Flachses, Hanfes und der Weinrebe entgegen. Die Weinrebe anlangend, so haben die Cubaner im ersten Jahre der spa-

nischen Eroberung, Wein, aus wilden Trauben gepreßt. Diesen etwas sauren Wein der Insel Cuba lieferte die lilienblättrige Rebe, welche daselbst einheimisch war. Bis jetzt sind in der nördlichen Halbkugel nirgends südwärts von 27° 28′ nördl. Br. in Europa und 29° 2′ in Asien, Reben gepflanzt worden.

Ein beträchtliches Produkt der Insel Cuba ist das Wachs, zu dessen Erzeugung europäische Bienen über Florida eingebracht wurden. 1779 wurden außer dem innern Verbrauche, der in einem katholischen Lande immer bedeutend ist, 2700 Aroben Wachs ausgeführt. Gegenwärtig übersteigt die Ausfuhr 3000 Aroben, war früher noch bedeutender, hat aber durch die Überhandnahme der Zuckerpflanzungen abgenommen. Die Bienen übernehmen sich nemlich in den Zuckersiedereien und gehen dadurch zu Grunde. Die Wachsausfuhr wird jährlich auf eine halbe Million Piaster geschätzt, und die Gesamtausfuhr an Zucker, Tabak, Kaffee und Häuten auf 15,000000 Piaster oder 30,000000 Gulden. Zu dieser Ausfuhr muß man noch den einheimischen Verbrauch rechnen, dann die Menge der Nahrungsmittel, welche jährlich an Pisang, Mais, Manioc, Kartoffeln und Quinoack erzielt werden, um die große Masse der Gaben zu überdenken, womit der dankbare Boden Cuba's seine Bebauer lohnt.

Die Insel Cuba öffnet durch den überall anbaufähigen Boden der Industrie und Gewerbsamkeit ein weites Feld, und da die spanische Regierung so vernünftig war, den Handel auf Cuba zu entfesseln, so ist die Bevölkerung und Industrie in einem so steigenden Zunehmen, daß man über den Wohlstand Havannah's erstaunt, und dasselbe als den Punkt betrachten muß, auf welchem sich verhältnißmäßig die größten Reichthümer zusammengehäuft haben, und bereits ein Geschäftsverkehr stattfindet, der an das Phantastische grenzt. Was den Wohlstand Cuba's anlangt, so ist es ein großer Vortheil für die Insel, daß die Familien fest angesiedelt sind, und der Bereicherte mit dem erworbenen Vermögen nicht nach Europa zurückkehrt. Millionäre sind auf der Insel nicht selten, und ein Vermögen von 1 Million Piaster in Grundstücken und sonstigen Fonds, ist etwas Gemeines. Die Kaufleute von Havannah machen jährlich wol um 150 Millionen Gulden Geschäfte. Das Land ist überdies groß genug, um das Vaterland einer zahlreichen Bevölkerung zu werden, mächtig genug, um eine hohe Stellung unter den Staaten zu behaupten. Die Bevölkerung befindet sich auch in starker Zunahme. 1775 gab es nur noch 170000 Einw. auf der Insel; gegenwär-

tig zählt man 300000 Weiße, 175000 freie Farbige und 225000 schwarze Sklaven. Wir sehen, daß Cuba das Glück hat, daß daselbst die weiße Bevölkerung der schwarzen das Gleichgewicht hält, und die freie Bevölkerung die der Sklaven so sehr übertrifft, daß diese letztere nur ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmacht. Cuba hat also das Schicksal des übrigen Westindiens um so weniger zu fürchten, als auch die Behandlung der Sklaven unendlich milder und ihre Freilassung außerordentlich begünstigt ist. Die freien Neger erlangen Eigenthum und Wohlstand; nebst dem Genusse aller Vortheile der Gesetze, wodurch das Interesse der Farbigen dem der Weißen gleichgestellt ist. Überdies sind die Sklaven sehr begünstigt und ihrem Fleiß und ihrer Sparsamkeit ist es anheimgegeben, sich ihre Freiheit durch Loskaufung, die der Herr nicht verhindern darf, zu verschaffen. Die Arbeitstunden sind fest bestimmt, und bei dem hohen Preise der Arbeit kann sich jeder Sklave täglich neben seinem gesetzlichen Tagewerk noch etwas Bedeutendes verdienen. Die Geduld der schwarzen Bevölkerung wird daher hier niemals auf die äußerste Probe gestellt. Auf den übrigen Antillen haben wir ein ganz entgegengesetztes Verfahren gesehen. In keinem Lande, wo Sklaverei angetroffen wird, sind die Freilassungen so häufig, als in Cuba, und es gereicht der spanischen Gesetzgebung sehr zur Ehre, für die Sklaven alles gethan zu haben, was nur immer mit dem Eigenthumsrechte ihrer Herren vereinbar war. Der freie Neger kann nicht mehr Sklave werden. Der Sklave kann gesetzlich fordern, an einen andern Herrn verkauft zu werden. Durch Erlegung des Kaufpreises wird der Sklave frei. Erlegt er täglich seinem Herrn ein bestimmtes Tagewerk an Geld, so kann er arbeiten, für wen er will, und das religiöse Gefühl schenkt auch vielen die Freiheit. Die barbarischen Gesetze der übrigen Antillen sind hier unbekannt. Trotz allem diesen aber, werden viele Grausamkeiten begangen, und so glücklich das Loos des Städters ist, so traurig ist es oft in den entfernten Pflanzungen. Schön ist es übrigens von den Pflanzern auf Cuba, daß sie miteinander wetteifern, wer seine Sklaven besser hält. Auch hat der Sklave hier das Recht, nach freier Wahl zu heirathen, Eigenthum zu besitzen, und Weib und Kinder durch seinen Erwerb frei zu kaufen, wobei immer der niedrigste Kaufpreis angenommen werden muß. Wie schon gesagt, bleibt das Loos des Sklaven im einsamen Pachthofe noch immer schrecklich. Hier übt die scharfe Geisel und selbst die Machette unumschränkte Gewalt, weswegen denn auch Hausklaven oft zur Strafe auf die Pflanzungen geschickt wer-

den, und zwar nach Maßgabe der Vergehungen wird der Calessero oder Hausſklaven mit dem Caffetal und dieſer mit der Zuckerpflanzung geſchreckt. In der Zuckerpflanzung aber ſchreckt man ihn mit nichts mehr. Übrigens hat der Luxus der Cubaner 80000 Sklaven in die Städte gezogen, deren Los viel gelinder, aber deren Entſittlichung auch größer iſt.

Was die geiſtige Bildung anbelangt, ſo iſt dieſelbe beinahe ganz auf die weiße Bevölkerung beſchränkt, aber auch hier ſehr ungleich vertheilt. Die vornehme Geſellſchaft in Havannah gleicht durch feine Sitte, ganz der guten Geſellſchaft in Cadix und in allen reichen Handelsſtädten Europa's. Von den Spaniern hat ſich der Hang zu einer zahlreichen Dienerſchaft nach der Havannah verpflanzt. Dieſe beſteht wie natürlich aus ſchwarzen Sklaven, und da die Spanier von Haus aus einen gewiſſen Grad von Unreinlichkeit als Nationaleigenthum beſitzen, ſo ſieht es ſelbſt in den Häuſern der Vornehmen immer ein wenig prächtig ſchweiniſch aus. Dabei blickt Geld- und Nationalſtolz überall hervor. Man iſt gerne zeremoniös, geringſchätzig gegen das Gold, ſtolz auf vornehme Herkunft; dabei aber redlich, mäßig in den Genüſſen aller Art, und gerne ein wenig romantiſch. Der dunkle Teint des Spaniers färbt ſich hier noch tiefer, aus ſeinem hagern Geſichte und ſpitzen Zügen glühen ein Paar ſchwarze Augen hervor, deren ſüdliche Glut man nur durch Gewohnheit ertragen lernt. Das Benehmen iſt übrigens geiſtvoll und beſonders der Creole, der wirklich eine Art verklärter Spanier iſt, zeichnet ſich durch natürlichen Witz und Scharfſinn aus. Man hat in neuerer Zeit für geiſtige Kultur der Einwohner, ſo wie für die Verwaltung der Inſel wirklich viel und mehr als für das Mutterland gethan. Die Unterrichtsanſtalten ſind beſſer als im Mutterlande eingerichtet. Es werden ſogar patriotiſche Geſellſchaften geduldet und Vereine zur Nationalbildung zu Eſpiritu ſanto, Puerto de Principe und Trinidad. Eine Univerſität, wo Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Mathematik und ſogar Kameral- und Staatswiſſenſchaften gelehrt werden; ferner eine Anatomieſchule, eine öffentliche Bibliothek, Freiſchulen für Zeichenkunſt und Malerei, eine Navigationsſchule und Lancaſterſche Schulen ſind eingerichtet. Cuba hat 2 Biſchöfe, zu Havannah mit 40 Kirchſprengeln, und zu St. Jago mit 62 Kirchſpielen. Man zählt hier 1100 Geiſtliche. Der Biſchof von Havannah hat 110000 Piaſter Einkünfte, dagegen der Erzbiſchof von St. Jago nur 40000. Ein Chorherr 3000. Es gibt 500 praktiſche Ärzte, vor denen ſich jedoch weder der

Tod noch das gelbe Fieber scheut. Leider scheint das letztere mit der Zahl der Ärzte zuzunehmen, so wie die Prozesse mit den Advokaten, von denen es leider auch hier 400 gibt; 1814 waren deren nur 100 vorhanden. Natürlich gilt alles dieses, was auf geistige Bildung Bezug hat, nur von den Weißen und zwar hauptsächlich in der Hauptstadt. Außerhalb der Hauptstadt trifft man bei den Pflanzern und Besitzern der Landgüter jene Sitteneinfalt an, die sich durch herzliche, aber rauhe Tugenden an den Tag legt. Der Handelstand der Havannah steht mit Europa in enger Verbindung, ist von der Politik gut unterrichtet und weiß sich die neuesten Nachrichten schnell zu verschaffen. In den Provinzen dagegen ist man weniger neugierig, indessen zeigt sich auch hier ein Geist der Unabhängigkeit, der Spanien die größte Behutsamkeit zur Pflicht macht. Bis jetzt sind die Cubaner treu und haben seit dem Abfalle des Festlandes, das Mutterland mit großen Summen unterstützt, und erst kürzlich wieder durch bedeutende Summen ihre Treue bewiesen. So lange Spanien den neuen Kontinent beherrschte, mußten jährlich bedeutende Summen an Cuba bezahlt werden, da es kaum seine Administration deckte. Seit dem Verluste des Festlandes unterhält es nicht nur eine starke Flotte zur Disposition seines Königs, sondern ist auch der einzige Punkt der Monarchie, auf welchen die Regierung mit Beruhigung blicken kann. Die farbige Bevölkerung von Cuba ist ein biederes munteres Volk, aber von lockern Sitten; ein sehr schöner Menschenschlag, kühn und unternehmend, aber noch auf einer zu niedrigen Stufe der Kultur, als daß sich sein Charakter deutlich ausspräche. Zeichen von Verschlagenheit und Ausbrüche der Rachsucht sind nicht selten. Der Neger ist sich überall gleich, zeichnet sich aber auf Cuba durch treue Anhänglichkeit an seinen Herrn aus. Der vornehmen weiblichen Welt wirft man auch hier Eitelkeit und Putzsucht vor. Diese soll sich besonders in Havannah, auf der Alameda oder dem öffentlichen Spazirgange, an Sommerabenden offenbaren. Die Havannaher Schönen kommen nemlich in ihren Volantos dahin und sparen kein Mittel die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und Bewunderung zu erregen. Die Vorhänge des Wagens werden zurückgeschlagen, nicht minder auch die Shawls und Schleier und alles entfernt, was der Entfaltung ihrer Reize im Wege sein könnte. Bei diesen Gelegenheiten kleiden sich die Frauen mit vielem Geschmack, bedecken sich mit Juwelen, und die schlanken Gestalten der Spanierinnen erhöhen die Eleganz. Alles ist geeignet sie mit Wohlgefallen und Theilnahme zu be-

trachten. Der wundervolle Glanz der Abende in den Äquinoktionalländern erhöht die verzehrende Glut ihrer Augen, die Luft Cuba's ist mit balsamischen Düften würziger Blüten erfüllt, und das unaufhörliche Treiben zufriedener Menschen, so wie die tausendfachen Stimmen der Violen und Guitarren nebst den schönen spanischen Gesängen, verbreiten einen magischen Zauber über die Alameda. Die Spanier sind ein singendes Volk, ihre Geberden, ihre Sprache, ihre Töne der Ausdruck der Harmonie ihres Innern, daher verbreitet er auch über das ganze Leben auf Cuba seinen romantischen Zauber.

Es läßt sich also auf Cuba ganz artig und angenehm leben, und dieses wird immer mehr der Fall sein, je mehr sich Geisteskultur, Industrie und die innere Ausbildung des Staates erweitern wird. Freilich ist noch manches zu wünschen übrig, wie es denn nun einmal in den spanischen Kolonien zu sein scheint: daß man im Kontraste mit den englischen, immer an das zuletzt denkt, woran diese zuerst denken. Siedelt sich irgendwo ein Engländer oder Nordamerikaner an, so ist seine erste Sorge mittelst einer Straße, eines Kanals oder eines Flusses sich mit dem nächsten Hafen in Verbindung zu setzen, und dadurch in der That ein Weltbürger zu werden. Wie weit es darinnen die Amerikaner schon jetzt gebracht haben, mag folgende Anekdote beweisen. Vor ein paar Jahren landete in Livorno ein Schiff, welches durch seine Papiere bewies, daß es aus dem Hafen von Pittsburg komme. Der Hafenkapitän untersucht die Papiere, erklärt aber das Schiff für kontreband, da es nirgends in der Welt einen Hafen dieses Namens gebe. Der Kapitän des Schiffes holt nun eine Karte von Nordamerika hervor, weist den Hafenkapitän auf die Missisippimündung hin, führt ihn den Strom ein paar tausend englische Meilen aufwärts nach Pittsburg, und zeigt dem erstaunten Italiener die mitten im Festlande liegende Stadt Pittsburg mit dem Bedeuten: hier ist der Hafen, wo ich ausgelaufen bin. Eine ähnliche Industrie findet man freilich in Spaniens Kolonien nicht; denn so lange noch ein Maulthier zu haben ist, und ein Felsenpfad, auf welchem dieses klettern kann; so lange sorgt der Spanier nirgends in der Welt für eine Straße. Auch Cuba ist in dieser Hinsicht gänzlich verwahrloft. Man schafft leichter 1000 Centner Kaffee von Havannah nach Cadix, als 100 Centner aus dem Innern der Insel an das Meerufer. Da die Insel schmal ist, und nicht gebirgig, so wären Straßen, Eisenbahnen und Kanäle bei dem großen Reichthume der Insel

mit verhältmäßig wenig Kosten leicht herzustellen. So würde ein Kanal von der Havannah nach Batabano von großem Nutzen sein. Er dürfte nur 6 deutsche Meilen lang werden, wenige Schleußen haben, und würde den unermeßlichen Vortheil bringen, durch die Guinen zu gehen, und die bestangebauten Landstriche mit der See in Verbindung zu bringen. Zudem würde dadurch der Hafen der Havannah mit dem von Batabano in Verbindung kommen. Man schätzt auch in Europa hin und wieder den Werth der Straßen, Kanäle und der innern Verbindungs- und Verkehrmittel noch viel zu wenig; und doch ist es gewiß, daß einem Lande durch nichts schneller aufgeholfen werden kann, als durch die Erleichterung des innern Verkehrs. Man überschätzt gewöhnlich den Werth des auswärtigen Handels und bedenkt nicht, daß dieser nur dann gewinnreich sein kann, wenn er auf den innern Verkehr basirt ist. Die Unmöglichkeit seine Produkte mit Vortheil auf den Markt zu bringen, entmuthigt den Pflanzer und Landmann gar mächtig und ist hinreichend die Armuth eines Staats zu verewigen. Cuba leidet fürchterlich durch diesen Mangel an Verbindungsmitteln. Um den Zucker aus den Guinen nach der Havannah zu bringen, kommt jeder Centner in der besten Jahrszeit auf einen Piaster. Bei dem großen Reichthume des Handelsstandes und der Pflanzer wäre um so leichter Abhülfe möglich, und von welcher Bedeutung ein geregelter Straßenbau im Innern sein würde, läßt sich um so mehr ermessen, wenn man die wirklich außerordentliche Menge der Naturprodukte in der neuesten Zeit betrachtet. 1827 zählte man 1000 Zuckersiedereien in Thätigkeit, den unumgänglich nöthigen Apparat ungerechnet hatten sie 300 Destillirkessel, 32 Dampf- und 9 hydraulische Maschinen. Der Ertrag war an Zucker in Sorten 1,500000 Centner und 12000 Moscowadezucker, 10 Millionen Litres Rum und 200000 Centner Syrup. Zwei Drittel dieser Quantität wurden ausgeführt, 2000 Kaffetals gaben 600000 Centner Kaffee, von deren $\frac{2}{3}$ ausgeführt wurden. Von 160000 Centner Tabak wurde $\frac{1}{3}$ ausgeführt. Außerdem hatte Cuba dazumal 1,058000 Stiere und Kühe, 140000 Zugochsen, 200000 Hengste und Stuten, 25000 Esel und Maulthiere, 45000 Schafe und Ziegen und 900000 Schweine; 1200 Schiffe, die Küstenfahrer ungerechnet, liefen in den Hafen von Havannah ein. Die Zollgebühren, welche sich nach Verschiedenheit der Artikel von 3 bis 21 Prozent, aber niemals höher belaufen; die Abgabe von 6 Prozent des Verkaufs unbeweglicher Güter und Sklaven, die Auf-

lage auf Salz und Spielkarten, von welchen es eine Wohlthat wäre, wenn man bei der entsetzlichen Spielwuth der Cubaner die Salzauflage auf die Karte legte, die viel zu geringen 6 Prozent auf den Tabakbau, nebst den übrigen Auflagen, machen die Staatseinkünfte aus, und diese belaufen sich nach amtlichen Nachweisungen auf 7,000000 Piaster. Damit wird ein Militäretat von 10 bis 12000 Mann, die Marine von 14 Fahrzeugen mit 280 Kanonen, die Festungswerke, die Schiffswerfte und die ganze Administration unterhalten, und das Mutterland jährlich mit bedeutenden Summen unterstützt. Dabei ist die Kolonie gänzlich schuldenfrei, und man kann sich von dem unermeßlichen Reichthume dieser Insel einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß nur der siebente Theil des Bodens bis jetzt angebaut ist, und daß unter den $\frac{6}{7}$ des unangebauten Bodens $\frac{5}{7}$ anbaufähig und darunter große Distrikte enthalten sind, die den angebauten Theil an Güte weit übertreffen.

Bei dem zunehmenden Luxus und Wohlstande der Insel wird jedoch häufig über den Verfall der Sitten und den Verlust ursprünglicher Einfalt und Tugend geklagt. Dieses ist nun wol in der ganzen Welt überall der Fall, am meisten aber da, wo der Handelsgeist die Oberhand gewinnt, bei dem natürlicherweise das Geld auch der Maßstab der Moralität wird. Es wird da alles gering geachtet, was nicht für Geld zu haben oder zu verhandeln ist, und in allen Handelsstaaten war von jeher Vortheil und nicht Moralität das leitende Prinzip. Glücklicherweise hat die Vorsehung die menschliche Natur so organisirt, daß in ihr selbst, die Quelle der Humanität quillt und aus den Herzen der Menschen, aus dem Gemüthe selbst alles Edle keimt und hervorkommt. Würde jemals unglücklicherweise die Überschätzung des Reichthums unbedingt alle Klassen der Gesellschaft ergreifen, so würde ihre Auflösung unvermeidlich sein. Zum Glück ist jedoch die Natur mächtiger als die Verkünstlung und die unedle Verkrüppelung des geldstolzen Nabobs und Millionärs nicht erblich. Wir sehen daher mitten in den verderbten und verkünstelten Handelsstaaten, immer den Geist der Humanität walten, und vielleicht gerade da am allermeisten den Krämergeist, dem Geiste reiner Menschlichkeit dienstbar werden. England ist hier ein großartiges Beispiel und wir sehen jeden Tag sich auf diesem ungeheuren, moralischen Düngerhaufen die großartigsten und schönsten Blumen der Humanität entwickeln. Auch in Cuba wird mit dem Wohlstande das Laster, welches überall vorhanden ist, sich auffallender ausbilden, Eigennutz, Verweichlichung,

Üppigkeit und Betrug werden zunehmen, aber auch die edlen Blüten des menschlichen Geistes werden sich entfalten, und reiche Bildung, Vaterland- und Menschenliebe werden dem Reiche der Moralität vollgültigen Ersatz leisten und den Kaufmannsgeist mit der Tugend versöhnen.

Cuba wird durch einen Generalkapitän verwaltet, der seinen Sitz zu Havannah hat, während die obern Gerichtshöfe sich zu Puerto del Principe befinden. Die Nothwendigkeit, die vielen Beweise der Anhänglichkeit und die bedeutenden Unterstützungen, die nach Spanien gingen, haben der Insel sehr viele Vortheile erworben, und mehr als irgendwo unter spanischer Hoheit haben hier die Bewohner Einfluß auf die Regierung. Diese scheint es endlich einzusehen, was sie an Cuba hat, und versteht sie diese Besitzung sich zu erhalten, und den möglichen Nutzen daraus zu ziehen, so wird es ihr leicht werden, sich über den Verlust Amerika's zu trösten.

Cuba wird in 6 Distrikte oder Jurisdiktionen abgetheilt:

1) Die Jurisdiktion von Havannah. Sie liegt im nordwestlichsten Theile der Insel und gehört zu den blühendsten Distrikten derselben. Hauptstadt ist Havannah, welche zugleich auch die Hauptstadt der ganzen Insel ist. Sie liegt der Südspitze Florida's gegenüber unter 23° 8′ 15″ nördl. Br. und 395° 18′ östl. Länge an einer Bai, der man es ansieht, daß sie die Natur zum Territorio einer Weltstadt bestimmt hat. Es gibt auf Erden einige Punkte, welche von jeher als von der Natur besonders begünstigt und ausgezeichnet betrachtet wurden. So kennt man die weltberühmten Prachtstücke Constantinopel, die Bai von Neapel, den Golf von Genua in der alten Welt; Rio Janeiro in Südamerika; die Bai von Havannah reiht sich würdig daran. Es sind zwar hier nicht jene majestätischen Gestalten, welche die Bai von Rio Janeiro zu dem unbedingt prachtvollsten Gemälde der ganzen Erde machen; aber es ist der Reiz einer wohlangebauten Gegend, geschmückt mit den majestätischen Pflanzenformen der Tropenländer und der Kraft, die sich im lebenden Organismus unter dem schönen Himmel der heißen Zone entwickelt. Hingerissen von diesem erfreulichen Anblicke, vergißt der Europäer die ihm hier durch das gelbe Fieber drohende Gefahr und versucht sich die Bestandtheile dieser ausgedehnten, prächtigen Landschaft zu entwickeln. Jene festen Schlösser und unüberwindlichen Bollwerke, die sich auf der Ostseite des Hafens über den Felsenwänden darstellen, zeigen ihm, daß hier Sicherheit vor auswärtigen Feinden herrsche.

Man ergötzt sich nun an dem großen Wasserbecken, um welches sich blühende Dörfer und prachtvolle Meierhöfe reihen. Ein Wald von Masten und prachtvolle Palmenhaine, die hier zu einer unglaublichen Größe üppig emporschweben, verdecken die Stadt zum Theil, wenn man zwischen der Festung Morro und dem Schlosse San Salvador in den Hafen einfährt. Die Einfahrt ist auf die Länge einer halben deutschen Meile nicht über 170 bis 200 Toisen breit, kann daher sehr leicht vertheidigt werden und die großen starken und wohlerhaltenen Festungswerke zeugen, daß es einer englischen Flotte nicht mehr so leicht werden würde, wie im Jahre 1762. Ist man durch die schmale Einfahrt hindurch, so erweitert sich der Meerbusen zu einem großen Becken, welches sich wieder in 3 Baien oder Buchten theilt. Man hat nun die reichste und mächtigste Stadt der neuen Welt in ihrer ganzen Herrlichkeit zu seiner Rechten liegen. Vor ihr öffnen sich die drei Buchten von la Regla, Guanavacoa und Atares. Die Stadt Havannah bildet eine Bauchung gegen den Hafen, die südwärts vom Arsenal, nordwärts vom Schlosse de la Punta begrenzt wird. Gegen Westen wird die Hauptstadt von den Schlössern Santo Domingo de Atares und San Carlos del Principe vertheidigt. Diese liegen von der innern Mauer landeinwärts, das eine 669, das andere 1240 Toisen entfernt. Sie dienen sowol die Stadt zu vertheidigen, als im Nothfalle im Zaume zu halten. Zwischen der Stadt und den Schlössern liegen die Vorstädte oder Arebales, Horcon, Jesus Maria, Guadaloupe und Sennora la Salud genannt. Zwischen ihnen und der Stadt liegt das palmenreiche Marsfeld. Die Stadt selbst enthält 100000 Einw., samt den Vorstädten 170000. Die eigentliche Stadt anlangend kann wol schwerlich irgend eine auf Erden einen häßlichern Anblick gewähren, als das reiche Havannah. Die Straßen sind zwar enge, aber regelmäßig. Da man keine guten Pflastersteine hat und dieselben von Veracruz einführen müßte, so ist man auf den unglückseligen Gedanken gerathen, der schon in den litthauischen Wäldern den Reisenden zur Verzweiflung bringt, die Straßen mit Baumstämmen zu pflastern. Es werden daher die schönsten Cahobastämme in den unergründlichen Koth der Havannah versenkt. Der knietiefe Koth, die Menge der Volanten, die mit Zuckerkisten beladenen Karren, die zahllosen Träger, welche wie die Wiener Sesselträger um sich stoßen, machen das Gehen so beschwerlich als das Fahren. Der widrige Geruch des Tassajo

J: Blaschke sc.

Havannah.

oder gedörrten Fleisches, das als Nahrung der Sklaven in allen Häusern angehäuft ist, vermehrt das Übel und macht dem gelben Fieber Vergnügen, da es sich so trefflich in die Hände gearbeitet sieht. Dennoch hat diese große Stadt Westindiens sehr feste und ausgezeichnete Gebäude, darunter die prachtvolle Kathedralkirche mit dem Grabmale des Columbus, dessen Gebeine von San Domingo hieher übertragen wurden, als Spanien dasselbe an Frankreich abtrat. Das Gouvernements- und Admiralitätsgebäude zeichnet sich durch Festigkeit und Größe aus. Das Arsenal, der Correo oder das Posthaus, die Tabakfaktorei sind die ausgezeichnetsten Bauten. Havannah hat auch ein Theater, das 1803 durch einen italischen Künstler sehr schön und geschmackvoll dekorirt wurde. Kunstmerkwürdigkeiten können sich in einem Lande noch nicht anhäufen, wo die Bevölkerung vor allen Dingen noch darauf bedacht ist, ihren Wohlstand zu gründen und sich bequem zu machen. Indessen fängt sich in der Hauptstadt doch hin und wieder zu zeigen an, daß die Zeit da sei, wo man seine Sorge von dem Erwerb auch auf den Genuß zu verwenden anfange. Zwei sehr schöne Promenaden, eine innerhalb, die andere außerhalb der Mauer, Alameda genannt, sind um so reizender, als sie durch prächtige Palmen gebildet werden. Wie sehr die schöne Welt sich dieselben zu Nutze macht, haben wir schon oben bemerkt. In der Nähe des Marsfeldes befindet sich der äußerst wichtige und interessante Pflanzengarten. Daneben der Platz des Fluches, wo die unglücklichen Sklaven ausgeboten werden. Auf der Alameda steht die Bildsäule Karls III., deren Platz früher zu einem Denkmale für den großen Weltentdecker bestimmt war. Übrigens liegt die Stadt selbst sehr sumpfig und ist einer der berüchtigtsten Brutöfen des gelben Fiebers. Um die Zeit, wo dieses schreckliche Übel herrscht, verlassen die wohlhabenden Einwohner die Stadt und beziehen die zahlreichen Landhäuser, welche an der Bucht von La Regla und Guanavacoa, wo die Luft rein und gesund ist, herumliegen. Es ist etwas Gewöhnliches bei der Kühle der Nacht den Hafen und die Buchten von kleinen netten Fahrzeugen durchschwebt zu sehen, um die nahen Landhäuser zu besuchen, wo manche Hero ihres Leanders harrt. Besonders zauberisch ist die Phosphoreszenz des Meeres, das von den eilenden Böten durchschnitten diesen in langen lichten Streifen nachschimmert. Auch die Landhäuser sind eine Merkwürdigkeit. Sie werden nemlich meistens in den vereinigten Staaten Nordamerika's verfertigt und bestehen aus Holz. Man verschreibt sie nach

Wunsch, wie bei uns die Pasteten von Paris; sie sind meist sehr angenehm und zierlich gebaut. Die Vorstädte von Havannah vergrößern sich täglich, besonders die von Jesus Maria und la Salud. Indessen hat die letztere eben so enge Straßen wie die Stadt selbst und verdient daher den schönen Namen gar nicht. Es war schon öfter davon die Rede, die Vorstädte als zu nahe zu den Festungswerken gelegen, zu versetzen; allein wer hätte den Muth eine Bevölkerung von 50000 Menschen zu vertreiben. Die Sterblichkeit in der Stadt Havannah ist übrigens keineswegs größer, als in allen großen volkreichen Städten, und nicht so groß, als man glaubt. Dem Eingebornen ist das Klima nicht gefährlich, aber den Fremden rafft es um so schneller dahin, je kälter der Himmelsstrich ist, aus dem er kommt. Es ist noch nicht ausgemittelt, was es eigentlich sei, das dem Fremden so lebensgefährlich wird. Ich glaube jedoch, daß es hauptsächlich die anhaltende und ungewöhnliche Ausdehnung des Zellengewebes sei, welche den Organismus zerstört. Geboren in einem kalten Himmelsstriche ist das ganze Gewebe der weichen Theile des organischen Körpers fest und zusammengezogen, und je kälter der Himmelsstrich ist, um desto unangenehmer und schneller wirkt ein höherer Temperaturgrad ein. Da jedoch immer wieder Abkühlung darauf folgt, so geschieht nie eine völlige Abspannung des Faserngewebes und ich möchte sagen: der Leim, welcher die Fibern und Zellen zu Gefäßen bildet, wird niemals ganz getrennt und zerrissen. Nähert man sich jedoch innerhalb einiger Tage der Tropenzone, so dehnt sich das ganze organische Gewebe aus, und zwar immer mehr und mehr. Je kälter nun das Klima ist, an das man sich gewöhnt hat, desto schneller werden alle Lamellen der Gefäße überspannt und vielleicht zerrissen. Es mögen daher in dem Gewebe des Organismus selbst eine unzählige Menge von Verwundungen geschehen. Ist die Luft noch obendrein mit feuchten vegetabilischen Atmosphärilien geschwängert, so ist das Zersetzen der Säfte und die Faulung des die Muskelfasern verbindenden Stoffes unvermeidlich. Die verderbliche Wirkung dieser Zersetzung des Organismus wird um so gefährlicher, je schneller die Erweiterung aller Gefäße vor sich geht, daher dem von der Schneegrenze innerhalb einiger Stunden Herabsteigenden mehr als dem aus Europa Kommenden; dem Nordländer mehr als dem Südeuropäer. Ist die heiße Luft, welche die innere Spannung der weichen Körpertheile hervorbringt, rein und trocken, so geht die Heilung der Gefäße, mithin die Akklimatisirung leichter vor sich.

Schwüle Feuchtigkeit verschlimmert aber allezeit die Wunden. Es scheint daher nicht nothwendig zu sein, durch chemische Zersetzung der miasmatischen Tropenluft nach giftigen Atmosphärilien zu suchen, die sich bisher noch jeder Beobachtung entzogen haben. Die einfache Wirkung der heißen, mit Pflanzenstoffen geschwängerten Luft reicht hin, um das Verderbliche des feuchten Tropenklima zu erklären. Dieselbe Wirkung, welche alle weichen Stoffe der Fäulniß unterwirft, die Dünste in hoher Luft in Regen auflöst, die Granitdome zu Staub verwittern läßt, und die ganze Materie der Reorganisation entgegentreibt, mit einem Worte die Verminderung oder Vernichtung der Elastizität, ist die Grundursache aller seuchenartigen Krankheiten, und also auch des gelben Fiebers. Man würde darum, beiläufig gesagt, sehr wohl thun, auf die Elastizität und ihre Ursachen, die befördernden und vermindernden Mittel, mehr Aufmerksamkeit zu verwenden.

Der Markt der Stadt Havannah wird sehr reichlich mit allen Lebensbedürfnissen versehen. Täglich bringen wol 2000 Lastthiere Mais, Manioc, Hülsenfrüchte, Brantwein, Fleisch, Geflügel, Eier, Käse und Rauchtabak nach der Stadt und ihre Ladungen werden durch das Jahr auf die ungeheure Summe von 9,000000 Gulden berechnet. Was doch nicht eine große Stadt an Kleinigkeiten verzehrt! Sehr schön sind in der Umgebung der Stadt die vielen kleinen Charcas oder Maniocpflanzungen, die Maisfelder, die Ananaspflanzungen, wo man diese köstliche Frucht in Reihen nach der Schnur gepflanzt erblickt. Havannah ist auch ein vortrefflicher Waffenplatz, sehr stark befestigt und gegen jeden Überfall geschützt. Die Stadt Guanavacoa liegt im Grunde des Busens gleichen Namens und hat 12000 Einw. Regla liegt auch Havannah gegenüber mit 8000 Einw. St. Jago de las Vegas ist ebenfalls ein hübsches Städtchen und Batabano ein wichtiger Hafen, Havannah gerade gegenüber auf der Südseite der Insel. Käme der projektirte Kanal zwischen beiden Städten zu Stande, so würde dadurch für Cuba ein unermeßlicher Gewinn entstehen. Der Weg von Havannah nach Batabano führt durch die herrlich bepflanzten Guines. Die Umgegend von Batabano selbst ist noch wenig angebaut, Baumwolle und Indigo wachsen wild. Obwol die Baumwolle von Cuba zu den feinsten Sorten gehört, so wird sie doch wenig gebaut, da sich ihre Kapseln gerade zur Zeit der Nordstürme öffnen. Das aufblühende Batabano liegt 22° 43′ 24″ nördl. Br. Palmenwaldun-

gen umgeben es, aber in einiger Entfernung nimmt die Sienega, eine sehr sumpfige Landschaft, ihren Anfang, und erstreckt sich längs der Küste von Westen nach Osten auf 40 Meilen. Man glaubt, daß hier das Meer landeinwärts Fortschritte mache, und wirklich hat im Anfange des 18. Jahrhunderts ein Einsturz des Landes stattgefunden, wodurch viele Anlagen verschwanden, und der Chorrera seinen Lauf änderte. Das Sumpfland der Sienega gewährt einen höchst traurigen Anblick. Nicht ein einziger Baum verschönert das Land, und nur einzelne verkrüppelte Sumpfpalmen ragen hie und da hervor. Dagegen ist die Sienega mit einer Unzahl großer Eidechsen bevölkert, von denen das hochbeinige Krokodil mit zugespitzter Schnauze wegen seiner besondern Wildheit berüchtigt ist. Man bemerkt hier an ihm eine außerordentliche Kühnheit. Es entfernt sich bis auf eine Meile vom Sumpfe, und manche alte Praktiker, die wahrscheinlich schon Menschenfleisch gekostet haben, sind so kühn, sogar Reiter zu verfolgen. Dagegen ist eine andere ebenfalls in der Sienega unter den Krokodilen wohnende Art, Caiman genannt, mit stumpfer Schnauze, kurzen Füßen und trägem Gange gar nicht zu fürchten, so daß man sich an solchen Stellen baden kann, wo sie haufenweise vorzukommen pflegen. Man weiß jedoch, daß dieselben flachen Caimans in andern Gegenden ebenfalls wild und gefährlich sind. Es ist ein wahres Dementi unserer Naturgeschichte, daß wir überhaupt in Hinsicht der großen Thiere bei weitem tiefer in unserer Kenntniß stehen, als dieses bei den Alten der Fall war; vermuthlich darum, weil sich ein Elephant oder Krokodil nicht an eine Stecknadel spießen läßt. Die Stadt San Carlo de Matanzas liegt auf der Nordküste, 15 Meilen östlich von Havannah, unter einem sehr hohen, wie ein Zuckerhut gestalteten Berge an einer hübschen Bai. Sie hat 8000 Einw. und blüht trotz der Nähe der Havannah fröhlich auf.

2) Die Jurisdiktion Filippina. Sie begreift den westlichen Theil der Insel in sich, von der Bai von Honda bis zum Cap de San Antonio, Hauptstadt ist die Villa St. Antonio auf der westlichsten Spitze der Insel. Bahia Honda und Puerto de Mariel, zwei kleine Städte, die mit Havannah mittelst Dampfboten in beständigem Verkehr stehen. San Felipa, Pinal de Rio und Filippina sind kleinere Ortschaften.

3) Die Jurisdiktion de las Quadrovillas, grenzt im Westen an die Jurisdiktion von Havannah, und im

Norden und Süden an das Meer. Trinidad ist hier die Hauptstadt. Diese Stadt liegt 41° 28′ 20″ nördl. Br. und 295° 38′ 52″ östl. Länge. Es wohnen hier bei 20000 Seelen nemlich in der Stadt und Umgegend, darunter viele Franzosen, welche hier Fleiß und Einsicht verbreiten. Es sind ehemalige Pflanzer von San Domingo. Die Stadt hebt sich außerordentlich und führt bereits viel an Zucker und Kaffee aus. Sie hat 2 Häfen, für welche die Natur alles, die Kunst noch nichts gethan hat. Die Bocca de Rio Guaurabo ist durch eine Batterie geschützt und man kann sich der Stadt bis auf $1\frac{1}{2}$ Stunden nähern. Fahrzeuge, die nicht tief gehen, benutzen ihn gerne. Der Hafen von Casilda ist sehr tief landeinwärts gelegen, gegen die Stürme sicher, was der andere nicht ist, dagegen ist er mit einer Menge Klippen verschlossen, so daß man ohne Piloten nicht einfahren kann, auch leidet er Mangel an süßem Wasser. Die Umgegend von Trinidad wird durch Stürme oft heftig heimgesucht, zeichnet sich aber dagegen durch sehr fruchtbaren Boden aus. Trinidad wurde von Velasquez 1514 aus Veranlassung der reichen Goldminen, welche im Thale des Rio Ariamo gefunden wurden, gegründet. Die Straßen sind alle auf steilen Abhängen befindlich, und es herrscht wie überall im spanischen Amerika die Klage über schlechte Auswahl des Bodens zur Gründung der Städte. Am nördlichen Ende der Stadt steht die Kirche von Nuestra Señora de la Papa, sie liegt 700′ über dem Meere, und ist der berühmteste Wallfahrtort auf Cuba. Von ihr aus genießt man eine prachtvolle Aussicht über den Ozean, über beide Hafen und einen Wald von Palmen, so wie nach der Gruppe der Berge von San Juan, die auf 2000′ abs. Höhe ansteigt. In der Umgebung von Trinidad wächst auch die schöne Palme, *Corypha miraguama* mit silberfarbenen Blättern, und verleiht der Gegend einen eigenthümlichen Reiz. Einer komischen Sitte muß hier noch erwähnt werden, nemlich, das paarweise Reiten der Leute auf einem Pferde oder Maulthiere, was gar sehr an die weiland armen Ritter von Jerusalem erinnert. So wie überall in Cuba zeichnet sich auch auf Trinidad die Bevölkerung durch Frohsinn und Munterkeit aus, besonders ist der muntere und lebhafte Geist der Frauen auffallend und läßt eine hohe Stufe der Bildung hoffen. Santa Clara ist eine kleine Stadt und Cadix ebenfalls nur ein Dörfchen, aber Espiritu Santo ist eine tüchtige Stadt mitten in der Insel mit 8000 Einw. so wie San Juan de los Remedios an der Nordküste 10000 Einw.

hat. Xagua liegt auf der Südküste der Insel westwärts von Trinidad mit dem schönsten Hafen auf der Insel. Herera sagt von ihm: er sei der schönste auf Erden, und die neuere Zeit kann nicht widersprechen; dennoch ist er am allerwenigsten besucht, und eine kleine Häusergruppe nebst einer Festung zur Vertheidigung wurde nur darum angelegt, weil ihn früher die Engländer in Kriegszeiten häufig benutzten, um daselbst ihre Schiffe zu kielholen. Zwischen Xagua und Trinidad werden die Küsten hoch und steil und von majestätischem Ansehen. Sie sind zwar nicht über 300 Toisen hoch, imponiren aber durch ihre steile Abschichtung und die zackige Gestaltung; sie brechen steil in das Meer ab, daß sich die Fregatten selbst überall bis auf Fadenlänge nähern können.

4) Die Jurisdiktion von Villa del Puerto del Principe östlich von der vorigen, gebirgig, von den Sieras de Caracamisa durchzogen und von vielen Flüssen bewässert. Hauptstadt ist Villa del Principe mit 20000 Einw. Die größte Stadt der Insel nach Havannah, treibt bedeutenden Handel, hat starke Viehzucht und einen äußerst fruchtbaren Boden. Puerto del Principe liegt der Villa de Principe gegenüber, auf der Nordküste mit einem großen Hafen in einer ausgedehnten Savane.

5) Die Jurisdiktion von Villa de Bayamo, östlich von der vorigen, ist reich bewässert und von der Sierra de Tarquino durchzogen; die Stadt San Salvador de Bayamo hat 12000 Einw. und wurde in einer der fruchtbarsten und gesundesten Gegenden der Insel von Velasquez gegründet. Limones, Manzanilla und Tarquino sind blühende Ortschaften. Das Land ist überaus fruchtbar, aber noch wenig angebaut und besonders im Innern eine wahre Wildniß.

6) Die Jurisdiktion de la Ciudad de Cuba begreift den östlichsten Theil der Insel und ist für die Liebhaber erhabener Landschaften der prachtvollste Theil. Die Sierras de Cobre oder Kupferberge, durchziehen das Land nach allen Seiten und bilden eine Menge Vorgebirge in das Meer hinaus, von denen das Cap Mayfi das östlichste ist. Zwischen dem Cap Cruz und Porto de Mulas auf der Nordseite ist die Insel Cuba am breitesten. Dieser schöne Distrikt ist noch sehr wenig angebaut und im Innern beinahe unberührt. Auf der Südküste im Hintergrunde einer großen Bai, gründete 1514 Diego Velasquez die vormalige Hauptstadt der Insel San Jago de Tuba unter 20° nördl. Br. und 299° östl. Länge. Die

Stadt ist sehr gut gebaut, aber seit sie nicht mehr Hauptstadt ist, im Abnehmen, wird aber, wenn einst der östliche Theil der Insel aufblüht, wieder zunehmen, was um so gewisser ist, als der sehr gute Hafen, an dem sie liegt, dem Handel mit Venezuela bequem ist. Sie hat jetzt 15000 Einw., eine prächtige Kathedrale, einen Bischof. Der Hafen der Stadt wird vom Kastell el Morro beschützt. Hinter der Stadt erheben sich die höchsten und prachtvollsten Gebirge der Insel und gewähren die schönsten Partien pittoresker Landschaften. Holguin ist eine Stadt mit 6000 Einw. Assumtion an der Nordküste, ein nettes Städtchen an einem guten Hafen.

Wir haben schon oben erwähnt, daß der köstliche Edelstein, die Insel Cuba, welcher den schönsten Diamant in der Krone Spaniens weit übertrifft, in Perlen gefaßt ist, die einen Kranz von unzähligen Inseln bilden. Zu diesen rechnen wir alles, was südlich vom Kanal Nichola und Bahama liegt, dann auf der Südseite von Cuba alle die Inseln, welche nördlich der Caimaninseln sich befinden. Wir fangen hier an die Insel zu umfahren und kommen zuerst auf der Südseite in den großen Golf von Batabano.

Der Golf von Batabano ist von sehr niedrigen und sumpfigen Küsten eingefaßt und stellt sich als eine weitläufige Wüste dar. Das Meerwasser hat hier eine braungrüne Farbe, wie wir es öfter in verschiedenen Gebirgsseen der Alpen und Karpathen finden. Der Golf selbst bietet ein großes 50 Meilen breites und 14 Meilen tiefes Becken dar, das von einer zahllosen Menge von Untiefen und Cayen (kleine Inselchen), geschlossen wird. Mitten unter diesen Cayen hebt sich eine große Insel hervor, welche Martinique viermal an Umfang übertrifft und deren dürre Berge mit prächtigen Coniferen oder Zapfenbäumen bewachsen sind. Es ist dieses die Insel del Pinos von Columbus El Evangelista, von den spätern Schiffern Isla de Sta. Maria genannt. Sie liegt unter 21° 18′ nördl. Br. und 294° 56′ östl. L. von Ferro. Diese Insel hat einen großen Überfluß an köstlichen Viehweiden, trefflichen Wäldern und wird durch einen salzigen Fluß von SW. gegen NO. in zwei Theile getheilt. Obwol geeignet zu einer reichen Kolonie, ist sie doch nur von einigen Fischern bewohnt und liefert das prachtvollste Mahagony in den Handel. Sie hat sehr gute Hafen und würde treffliche Pflanzungen geben. Zahllose Inselgruppen umgeben sie; alle sind mit herrlichen Bäumen bewachsen, ewiges Grün schmückt diesen reizenden Seegarten, welcher nördlich und östlich von der

Insel, den breiten Kanal von San Christoval bedeckt. Daher haben auch die ersten Entdecker sie mit dem passenden Namen, Gärten und Bosquets (Jardines y Jardinillos) bezeichnet. Indessen ist die Fahrt zwischen ihnen außerordentlich gefahrvoll, und selbst der erfahrne Schiffer segelt zwischen den verschiedenen Cayen, welche unter dem Namen Cayos de Flamenco, Christoval, Diego Perez und Piedras bekannt sind, mit der größten Behutsamkeit hindurch. Hat man sich endlich durch diesen Meerpark hindurchgewunden und richtet seinen Lauf südöstlich, so gelangt man 20 Seemeilen weiter in ein neues Inselabyrinth. Es sind dieses die Gärten der Königin (Jardines de la Reyna), sie ziehen sich von dem Golf von Xagua mehr oder weniger zahlreich bis zum Cap Cruz hin. Columbus selbst hat diesen Inseln den Namen gegeben, als er im Mai 1494 auf seiner zweiten Reise 58 Tage lang zwischen dem Ostcap von Cuba und der Pinosinsel mit Stürmen zu kämpfen hatte. War er ein vom Spleen geplagter Engländer, so kam gewiß ein Teufelslabyrinth oder Höllenschlund oder etwas dergleichen heraus; die poetische Seele des Columbus wußte selbst mitten unter seinen Drangsalen einen reizenden Namen zu finden und die Gefahren, welche ihn umgaben, konnten sein Herz gegen die Schönheit der ihn umgebenden Natur nicht verhärten. Diese Inselchen sind theils niedrig, nackt und sandig, theils im vollen Schmucke der üppigsten Tropenvegetation prangend. Daher beschreibt auch Columbus diesen Archipel anmuthig, grün und voll reizender schlanker Bäume. In der That ist auch dieser wasserreiche Park ausnehmend reizend und angenehm. Jeden Augenblick wechseln dem Seefahrer die Ansichten, und das Grün dieser Inselchen erscheint um so freundlicher, als dasselbe gegen andere Cayen absticht, welche nur weißen dürren Sand zeigen. Diese Sandbänke selbst tragen aber dazu bei, diese reizenden Seegärten zu verschönern und den feenhaften Zauber zu erhöhen. Sie haben ein wellenförmiges Ansehen gleich einem Wasserspiegel und von 10 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags stellt sich hier eine äußerst mannigfaltige Folgenreihe phantastischer Bilder dar, welche selbst in diesen einsamen Gegenden durch das Gestirn des Tages hervorgezaubert werden. Es ist dieses das Phänomen der Luftspiegelung.

Man nimmt dieses schöne Phänomen an verschiedenen Orten und in verschiedenen Zonen wahr. In den Ebenen von Bengalen, in Afrika's Sandwüsten, auf Ungarns Savanen, im Meerbusen von Messina, im Meerbusen der Antillen u. s. w. Man hält es für eine Folge des Kontaktes der Sonnenstrahlen

mit Luftschichten ungleicher Temperatur; mir scheint es etwas Anderes zu sein, nemlich wirkliche Bilder, welche mittelst der Strahlenbrechung sich in die Sonne selbst abspiegeln und von dieser im entsprechenden Winkel auf die untern Luftschichten zurückgeworfen werden. Denn daß es wirklich Bilder seien, zeigt ihre Verschiedenheit. In Ungarn, in Sizilien sind es Städte, Burgen, Paläste, welche sich darstellen, denn es sind bewohnte Gegenden, die sich spiegeln. In Bengalen und Afrika ist es das ferne Meer, dessen Bild die durstige Antilope täuscht. An den Ufern von Venezuela steigen Inseln aus dem Meere empor und in den Gärten der Königin sind es Vorgebirge, Bäume, Felsgestalten, welche den süßen Zauber der Einsamkeit der Wüste bilden. In diesen Gärten der Königin war es auch, wo Columbus jene seltsame Art Schildkröten fangen sah. Die Eingebornen gebrauchten nemlich einen kleinen Fisch Reves oder Fischerfisch genannt. Dieser Fisch hat auf dem Kopfe ein länglich ovales Schild mit zahlreichen Saugröhren besetzt und kommt in den Kanälen der Jardinillos häufig vor. Es wurde an seinem Schwanze ein Seil befestigt und als Köder unter die Schildkröten gelassen. Mittelst seiner Sauggefäße saugte er sich so fest an die Schildkröte an, daß es leichter gewesen wäre ihn zu zerreißen als wider seinen Willen von dem Gegenstande, dem er sich angehängt hatte, zu trennen.

Die neue Welt entbehrt bis jetzt den Reiz einer geschichtlichen Vorzeit, um so weniger dürfen wir daher hier unerwähnt lassen, daß wir uns hier unter klassischen Erinnerungen befinden. Denn an diese Stelle wird sich einst die Geschichte Amerika's knüpfen. Selbst des magischen Lichtes der Mythe entbehren diese Gegenden nicht, welche an die zwei größten Namen in der Entdeckungsgeschichte, nemlich an Christoph Columbus und Ferdinand Cortez erinnern. Auf der Südküste Cuba's zwischen der Xaguabucht und der Pinosinsel war es, wo der Admiral eine Art Vision hatte. Er berichtet nemlich, hier jenen geheimnißvollen König gesehen zu haben, der nur durch Zeichen mit seinen Unterthanen sprach, umgeben von einer Menschengruppe in lange, weiße, hemdartige Talare gekleidet, welche den Mönchen de la Merced glichen, während das übrige Volk nackt war. Auf seiner zweiten Reise traf Columbus in den Jardinillos auf Pirogen mexicanischer Indianer, mit den reichen Erzeugnissen von Yukatan beladen, aus deren eigenem Munde der gemüthliche Weltentdecker zu hören glaubte, daß sie aus einem Lande kämen, wo Männer auf Pferden reiten und Goldkronen tragen. Er wähnte sich schon in Cathai

bei dem Großchan und an den Mündungen des Ganges. Das Gemüth dieses wahrhaft großen Mannes war von der Natur mit jener wohlthätigen Fülle tröstlicher Agilität ausgestattet, der es gelingt, selbst aus den widerwärtigsten Umständen liebliche Bilder zu weben, und sich durch ihren Reiz und das Spiel des Geistes, mit heitern Gestalten mitten im Drange der widerwärtigsten Elemente, vor Kleinmuth und einem schmählichen Erliegen zu bewahren. Wenn er daher unter den tausendfachen Gefahren, die ihn hier umringten, und im Elende seiner äußern Umstände, mitten im Sturme der Elemente himmlische Erscheinungen sah und ermuthigende Worte des Trostes aus einer höhern Welt herübertönen hörte, so mag wenigstens ich ihn keinen Phantasten schelten, sondern lieber das große Gemüth bewundern, welches die Quelle des Lebens in sich selbst trug. So mußte der Mann beschaffen sein, der mit dem vollen Bewußtsein seines Entschlusses, ein Vierteljahrhundert eine große Idee in seinem Innern zur Ausführung reifte. Es war ja auch von hier aus, wo der Entdecker Amerika's sein Loos und die Undankbarkeit der Welt, in einem rührenden Briefe an seine schöne Königin bejammerte: „Sieben Jahre verweilte ich an Ihrem königlichen Hoflager, und sieben Jahre lang ward mir gesagt: mein Vorhaben sei eine Thorheit. Jetzt nachdem ich den Weg gebahnt, verlangen sogar Schneider und Schuster Privilegien, um neue Länder zu entdecken. Ich aber verfolgt und vergessen kann nie an Hispaniola oder Paria denken, ohne daß Thränen meine Augen füllen. Ich stand zwanzig Jahre im Dienste Ihrer Hoheit, mein Körper ist schwach, meine Haare sind alle grau geworden, auch die Thränen verlassen mich. Bejammere mich jetzt, o Himmel, wie ich die Erde durchjammere, bedaure mich, wer Liebe, Wahrheit und Gerechtigkeit ehrt!“ Indem ich im Geiste die Jardinillos und Gärten der Könige durchwandere, glaube ich aus jedem Rauschen der Bäume die Seufzer des Weltentdeckers zu hören. Aber wohl dir, himmlische Seele, deine Thränen fielen auf einen fruchtbaren Boden und waren ein edler Same. Herrlich steht dein Bild in der Weltgeschichte und auch du kannst mit Freuden deine Garben bringen!

Eine andere klassische Erinnerung bietet die Pinosinsel dar. Als Ferdinand Cortez sich zur Eroberung Mexico's rüstete, litt er während der Überfahrt vom Hafen Trinidad nach Cap St. Anton mit der Nave Capitana in den Jardinillos Schiffbruch. Fünf Tage lang hielt man ihn für verloren; und der wackere Pedro de Alvarado sandte aus dem

Hafen von Carenas, jetzt Havannah, drei Schiffe um ihn aufzusuchen. Im Jahre 1519 sammelte Cortez seine ganze Flotte in der Nähe des Caps St. Anton, wahrscheinlich an derselben Stelle, die auch jetzt noch westlich von Batabano der Pinosinsel gegenüber, Ensenada de Cortez genannt wird, und von hier ging er, um den Nachstellungen Velasquez zu entgehen, heimlich nach Mexico ab. Seltsamer Wechsel menschlicher Dinge! Nach drei Jahrhunderten steht das Cap St. Anton den Küsten von Yucatan abermal drohend gegenüber, indem sie selbst eben diesem Cuba drohend gegenüberstehen, um, wer weiß wie bald, die Schmach an Montezuma geübt, zu rächen.

Wenn wir von den Gärten der Königin südwestlich auswandern, so finden wir ziemlich tief im freien Ozeane, die Caimannsinsel, eine trockene, längliche, hohe Insel, die unbewohnt ist. Wir doubliren nun das Cap Cruz, um auch das Cap de Mayst zu umsegeln, fahren nordwestlich den Küsten Cuba's entlang, und gelangen in die sogenannten Gärten des Königs, abermal eine unzählige Menge von Inseln, die sich bis gegen Havannah hin ziehen. Es sind so wie die Inseln der Südseite Koralleneilande, meist grün und mit reicher Vegetation geschmückt, aber größtentheils unbewohnt, nur auf einer oder der andern von einer Fischerfamilie besetzt. Desto häufiger bewegen sich aber zwischen allen diesen Inseln auf beiden Seiten vor Cuba eine unglaubliche Menge Vögel, Zamurosgeier, Flamingos, nebst allen Arten tropischer Strandläufer und Wasservögel. Sie bedecken im eigentlichen Sinne Land und Meer, am zahlreichsten sind jedoch die Alcatras, eine Art Pelikan, welche auf den zahlreichen Wurzelbäumen ihre zahllosen Nester baut. Es findet sich kein Stamm dieser Rhicophoren, auf welchem sich nicht ein halb Dutzend solcher Nester befinden, unter denen die Matrosen oft gräuliche Verheerungen anrichten. Der Alcatras ist Buffons brauner Pelikan, von der Gestalt eines Schwans.

III. Die Bahamainseln oder die Lukayen.

Diese Inselgruppe, oder vielmehr weitläufige Inselreihe, erstreckt sich von 21° bis 27° 30′ nördl. Br., oder von der Ostküste von Cuba bis über die Ostküste von Südflorida hinauf. Weniger wichtig, um ihrer Produkte willen; sind sie doch berühmt ihrer Schönheit und ihres hohen historischen Interesse wegen. Sie bestehen aus 14 größern und zwischen 6 bis

700 kleinern Inseln und Klippen, zusammen 257 Quadratm. Es sind größtentheils niedrige Inseln, und keine darunter erhebt sich bis zu einiger Höhe. Es sind offenbar Koralleninseln und denen der Südsee so ziemlich ähnlich. Sie bilden den Fortsatz der östlichen Kalkgebirgkette in den Antillen und man könnte sie, betrachtet man die ganzen Antillen als einen Blumenstrauß, mit einer prächtigen Hyacinthe vergleichen.

Diese Inseln hatten das Schicksal, von den Spaniern zuerst entdeckt zu werden. Es war am 12. Oktober 1492, als Columbus früh Morgens beym ersten Strahle der Sonne die neue Welt erblickte. Eine schöne, flache, mehre Meilen weit sich ausdehnende, mit frischem, üppigem Grün bedeckte Insel zeigte sich seinen Blicken. Die Eingebornen strömten aus den Wäldern hervor, um das Wunder anzustaunen, das in der Nacht aus dem Meere emporgestiegen war. Die königliche Fahne in der Hand und reich in Scharlach gekleidet stieg der feierliche Columbus in sein Boot, landete auf der Insel Guanahani, die er San Salvador nannte. Mit Freudenthränen und Dank gegen die leitende Vorsehung warf er sich auf den Boden nieder, den sein Genie gleichsam erschaffen hatte und küßte die neue Erde. Ein allgemeiner Jubel brach unter seiner Mannschaft aus. Welch ein Wechsel war aber auch mit ihm vorgegangen? Er, der kurz vorher noch selbst von seiner eigenen Mannschaft als ein schwärmerischer, tollkühner Abenteurer betrachtet wurde, stand jetzt als Entdecker einer neuen Welt, mit Ehren und Würden angethan und mit dem Bewußtsein des Gelingens einer großen Unternehmung, in der Mitte der Seinen und umrungen von den Kindern zweier Hemisphären, die ihn als ein höheres Wesen betrachteten. Kein Weltentdecker hat mehr Anspruch auf Bewunderung als Columbus, denn es ist ganz etwas anderes auf gerathewohl oder von Stürmen verschlagen, fremde Gestade aufzufinden, als mit der festen Idee in seinem Gemüthe und dem klarsten Bewußtsein dessen, was man will, einen nie betretenen Weg einzuschlagen, um das nie Geahnte einer staunenden Welt zu enthüllen.

Übrigens weilte Columbus nicht lange auf den Lucayen, er segelte südwärts hin, entdeckte Hispaniola, Cuba u. s. w. Für die Einwohner der Lucayen war die Entdeckung ein schreckliches Verhängniß. Diese gutmüthigen, sanften Menschen, welche seit Jahrhunderten auf diesen Gärten des Meeres glücklich gelebt hatten, wurden von den Spaniern geraubt, in die Sklaverey geführt und so ihre Wohnsitze ent-

völkert und verwüstet. Diese Inseln blieben nun bis zum Jahre 1629 ganz unbewohnt. In diesem Jahre gründeten jedoch die Engländer eine Niederlassung, die aber 1641 von den Spaniern wieder zerstört wurde. Auch eine neue Niederlassung von 1690 zerstörten die Spanier 1703. Über ein Jahrzehend hindurch waren nun die Lucayen ein Sitz der unter dem Namen Bukanier bekannten Seeräuber. Da beschloß Georg I., König von England, ihre Kolonisation aufs Neue und sandte starke Truppenabtheilungen nebst Kolonisten dahin. Diese zwangen die Bukanier zur Ergebung und gründeten Niederlassungen, die seitdem zu zierlich blühenden Kolonien geworden sind. Der flache Boden dieser Inseln ist fruchtbar, selbst die kaum über dem Meere emporstehenden Cayen und Sandbänke sind mit Gesträuch und Gras bedeckt. Schroffe Korallenriffe umgeben diese Inseln, die sich nach Art der Korallinen in senkrechten Wänden aus den Tiefen des Meeres emporheben. Sie leiden Mangel an süßem Wasser. Es lassen sich jedoch in den Fels sehr gute, nie versiegende Brunnen hauen. Manche haben Lagunen salzigen Wassers. Das Klima ist äußerst gesund, da die Inseln größtentheils in der gemäßigten Zone liegen. Jahrszeiten sind indessen nur zwei, die trockene und die nasse. Vom August bis Dezember wüthen bisweilen Stürme mit heftigem Ungewitter. Die Bäume verlieren nie ihr grünes Laub und blühen zweimal des Jahres. Mit wenig Ausnahmen wehen das ganze Jahr die Passatwinde aus Osten, nur wenn die Sonne in der südlichen Hemisphäre weilt, springen sie zu Wechselwinden um. Außer einer Fülle von Vögeln aller Art, Größe und Farbe, beschwerlichen Insekten, und den Amphibien, welche auf allen Antillen heimisch sind, haben die Kolonisten unsere Hausthiere und Geflügel mit gutem Erfolg eingeführt. Die Vegetation ist die der übrigen Antillen, nur tritt hier die Baumwolle, welche unter den Kolonialprodukten der Antillen eine untergeordnete Stelle einnimmt, auf den Lucayen als Hauptprodukt an die Stelle des Zuckers und Kaffee, welche hier in geringerer Menge erzeugt werden. Herrlich gedeihen die Früchte aller Zonen von der Ananas bis zur Kirsche. Viele Arzneipflanzen liefern Ausfuhrartikel, so wie die köstlichen Holzarten der Äquatorialländer auch hier den Kolonisten bereichern. Außerdem liefern die Lucayen trefflichen Baustein in dem weichen Tuffe, der sich im Steinbruche selbst in alle beliebigen Formen schneiden läßt und an der Luft zum Marmor erhärtet. Wie alle brittischen Kolonien ist daher auch diese im Aufblühen begriffen. Sie führt um

eine halbe Million Pf. Sterl. jährlich an Baumwolle, Salz, Färbeholz, Schildkröten, Ananas und andern Früchten aus, wogegen sie um 200000 Pf. Sterl. europäische Waaren einführt. Die Bevölkerung steigt bereits auf 18000 Menschen, unter denen jedoch nur 4000 Weiße, eben so viel freie Farbige und 10000 schwarze Sklaven sind. Also auch hier das unkluge Übergewicht der gefährlichen schwarzen Bevölkerung! Doch sollen die Sklaven hier besser als in dem übrigen Westindien behandelt werden.

An der Spitze der Regierung steht ein Gouverneur als vollziehende Gewalt und Befehlshaber der Truppen mit einem Gehalte von 3000 Pf. Sterl. Die gesetzgebende Gewalt hat ein Unterhaus von 26 Mitgliedern und ein Oberhaus von 12 Mitgliedern. Bei der Wahl derselben hat jeder weiße Einwohner, der 21 Jahre alt ist, eine Stimme. Die Farbigen und Schwarzen haben keine bürgerlichen Rechte, die richterliche Gewalt wird unabhängig von eigenen Gerichtshöfen ausgeübt. Unter den Inseln bemerken wir folgende:

1) Die Turksinseln nördlich von Haiti unter 21° 20′ nördl. Br. und 306° 20′ östl. Länge, wenig fruchtbar und nur für den Maisbau geeignet, indessen wußte ihnen die englische Regierung ein Interesse zu geben, indem sie den Hafen derselben zu einem Freihafen erklärte. Da nun die Inseln selbst bedeutende Salzseen besitzen, so werden sie von Nordamerikanern stark besucht, die dieses Mineral so häufig ausführen, daß der Zoll auf 3000 Pf. St. steigt. An die Turksinseln schließen sich ganze Reihen von Klippen an, welche ihre unterseeische Verbindung mit Haiti bewerkstelligen und unter dem Namen Handkerchiefs und Bayo de la Plata bekannt sind. Auch liegen eine Menge kleiner Inseln zerstreut um die Turksinseln herum.

2) Die Caikos oder Cauksinseln, nordwestlich von den Turksinseln, aus einer halbmondförmigen großen Insel und vielen kleinern bestehend, sehr gut angebaut und fruchtbar. Die Baumwolle der Caikosinseln wird geschätzt, aber auch alle Produkte Westindiens gedeihen vortrefflich. Groß caiko ist 13 Meilen lang und $\frac{1}{3}$ Meile breit und hat an der Westspitze einen durch das kleine Eiland Pinos beschützten Hafen.

3) Inague westlich von Caikos von mehren kleinen Inselchen umgeben und vielen Klippen umringt, welche oft Schiffbruch veranlassend, einen gesegneten Strand geben.

4) Hogsties nordwestlich von Inagua, unbewohnt.

5) Mayaguana mit den französischen Cayen, eine ziemlich große Insel nördlich von den Caikosinseln und unbewohnt.

6) Die Crockedinseln, eine große Gruppe von vielen Inseln, auf welche nach dem Befreiungskriege viele royalistische Angloamerikaner eingewandert sind. Sie sind fruchtbar, bereits ziemlich bewohnt und führen viel Salz aus. Zu ihnen gehören auch die westlich an der großen Bank von Bahama gelegenen Verdeinseln.

7) Long-Island oder die lange Insel, auf dieselbe Art wie die vorigen bevölkert, besitzt diese lange Insel mit ihren vielen Appertinenzen über 4000 Einw. Die Baumwollstaude und die Kohlpalme gedeihen besonders gut.

8) Exuma, die größte Insel einer drei Grade von Südost nach Nordwest sich hinziehenden Cayenbank, die fruchtbarste unter den Bahamos mit 3000 Einw. besetzt.

9) Guanahani oder San Salvador unter 24° 20′ nördl. Br. und 302° östl. Länge, berühmt durch die Landung des Columbus. Sie war bis 1783 nach Ausrottung ihrer Ureinwohner öde und wüst, wurde nun durch Angloamerikaner besetzt und hat jetzt 3000 Einw.

10) Neu-Providence, die bevölkertste und Hauptinsel der Bahamas, 8 Quadratm. groß und 35° 3′ nördl. Br. und 300° 30′ östl. Länge felsig und unfruchtbar. Nur um die Stadt herum mit Gärten, Ananaspflanzungen, Orangenwäldern und Viehweiden besetzt, hat aber 8000 Bew. und die Hauptstadt der Lucayen, Nassau, ein sehr schönes Städtchen, Sitz des Gouverneurs, der Regierung und der Admiralität, mit einem sehr guten Hafen auf der Südseite. Die Straßen sind alle aus dem Fels gehauen und daher köstlich gepflastert. Herrliche Gebäude schmücken die Stadt und der lebhafte Handel macht sie zu einer der lebendigsten und reichsten in Westindien. Es laufen jährlich zwischen 1000 und 1500 Schiffe aus und ein, und werden über 1,000000 Pf. St. Geschäfte gemacht.

11) Andros oder Espiritu Santo. Eine Inselgruppe von 500 Einw. durch köstliches Mahagonyholz berühmt.

12) Eleuthera eine Inselgruppe, worunter sich die längste Bahamainsel befindet, Vaterland der Eleuthera oder des Crotons, welche medizinische Pflanze auch bei uns bekannt ist, deren Öl wir jedoch nicht zu gebrauchen wünschen. Die Insel ist felsig, von wildem Aussehen, besonders gegen die Seite des atlantischen Ozeans hin. Etwa 1000 Einw. nehmen diese Insel ein.

13) Abaco oder Lucayo unter 26° 29′ nördl. Br., lange, schmale, seltsam geformte Inseln, mit ungefähr 1000 Einw., sehr gut bewaldet, mit fruchtbarem Boden.

14) Groß Bahama, eine Insel, die sich von Westen nach Osten schmal und lang hinstreckt, und an welche sich ein paar hundert kleine Inseln anreihen. Die ganze Gruppe ist unbewohnt, obwol des fruchtbaren Landes genug da wäre.

15) Die Galapagosinseln, bestehen aus anderthalbhundert recht niedlichen kleinen Inselchen unter 27° 30′ nördl. Br., fruchtbar, gut bewaldet, aber unbewohnt. Zwischen den Ostküsten von Florida, der Nordküste von Cuba und der westlichen Inselreihe der Lucayen stürmt der Golfstrom mit unglaublichem Ungestüm aus dem Meerbusen von Mexico längs der Ostküste Nordamerika's zur Bank von Neufoundland hinauf.

Überblicken wir noch einmal den ganzen Archipel Westindiens, so sehen wir mit Staunen, welche Verwandlungen drei Jahrhunderte hier hervorgebracht haben. Damals wohnte hier ein Volk roher Menschen, aber harmlos und glücklich. Die ganze Bevölkerung ist bis auf den letzten Odemzug vernichtet. Auf ihren Gräbern haben Europäer üppige Städte errichtet, hunderttausende üppiger, civilisirter und reicher Menschen, bewohnen den Boden, den vor 300 Jahren nackte Wilde ihr Vaterland nannten. Das alte Europa hat sich mit seiner Industrie und seinen Lastern, seinen Anmaßungen und seinem Fleiße hieher verpflanzt, aber an die Stelle der vernichteten Bevölkerung aus Afrika's heißen Ländern eine Masse arbeitender Sklaven hieher versetzt, welche sich und die begrabenen Urbewohner zu rächen droht. In Europa selbst hat der Anbau dieser Inseln einen gänzlichen Umschwung der Denk- und Lebensweise zur Folge gehabt. Gegenstände, welche vor drei Jahrhunderten noch kostbare Luxusgenüsse fürstlicher Höfe waren, sind unentbehrliche Bedürfnisse selbst in nordischen Wäldern geworden. Der gesteigerte Luxus hat in 3 Welttheilen die Thätigkeit geweckt und der gewaltige Einfluß des Antillenarchipels, scheint sich von Tag zu Tag eher zu vermehren als zu vermindern. In diesem Augenblicke richten wir unsere Blicke mit gespannter Erwartung auf die drohenden Bewegungen der gefesselten Schwarzen, deren Zerstörungswuth durch Vertheurung der Kolonialbedürfnisse, sogar auf die Hütte des europäischen Landmannes Einfluß hat. Möge der Geist der Humanität die Gemüther der westindischen Dränger durchhauchen und die Blüte der Antillen vor Vernichtung bewahrt bleiben. Es ist schwer zu berechnen, welch einen Einfluß vereinigte Negerstaaten der Antillen auf das Schicksal beider Amerika üben würden.

Ende des neunten Bandes.

7 DAY USE
RETURN TO

This publication is due on the LAST DATE
and HOUR stamped below.

UCLA
INTERLIBRARY LOAN

MAY 11 1979
RETURNED TO

JUL 19 1979

LOAN AHC

RB17-30m-10,'73
(R3381s10)4188—A-32

General Library
University of California
Berkeley

YB 53538

M310355